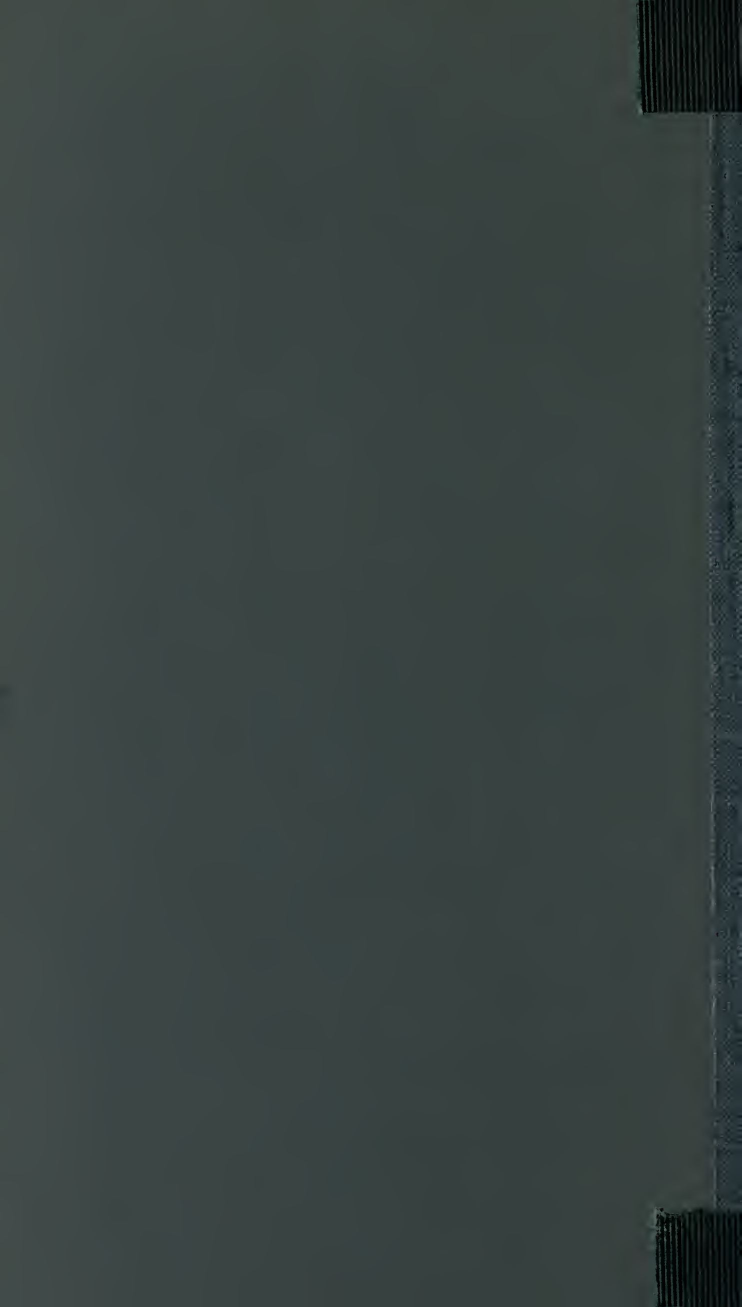
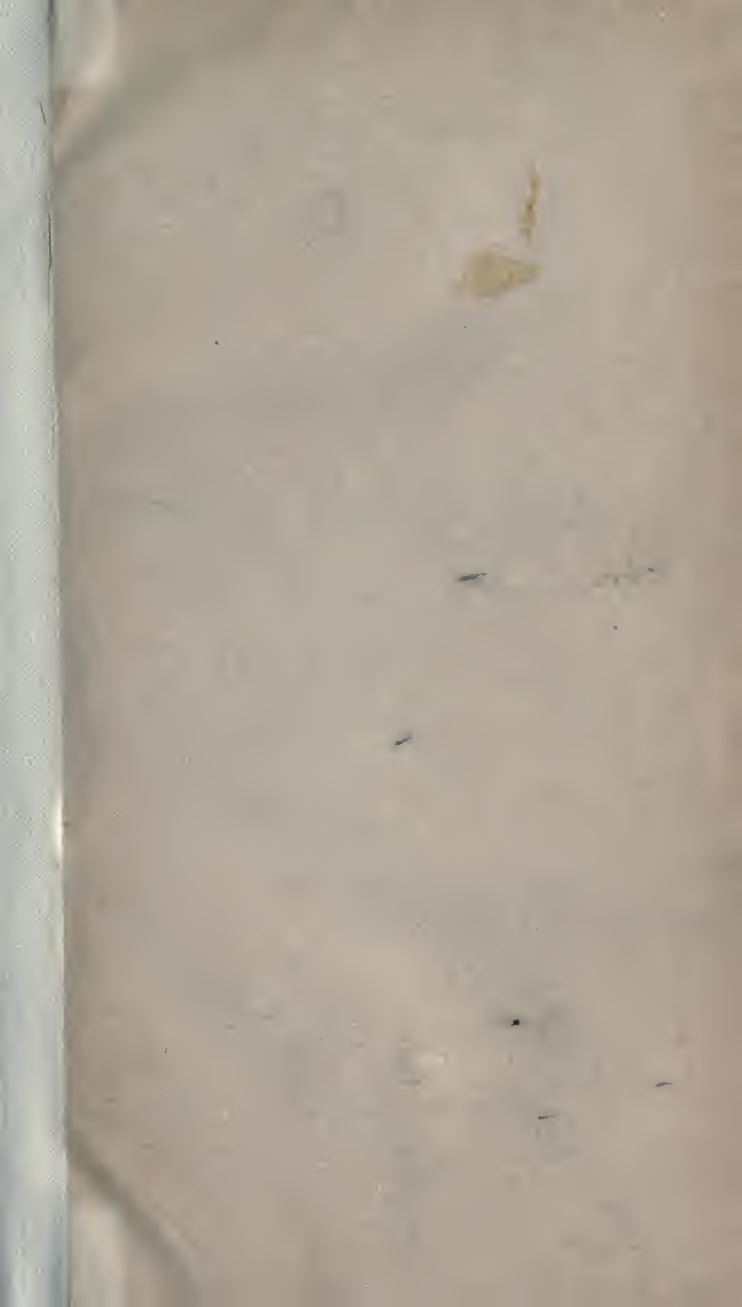
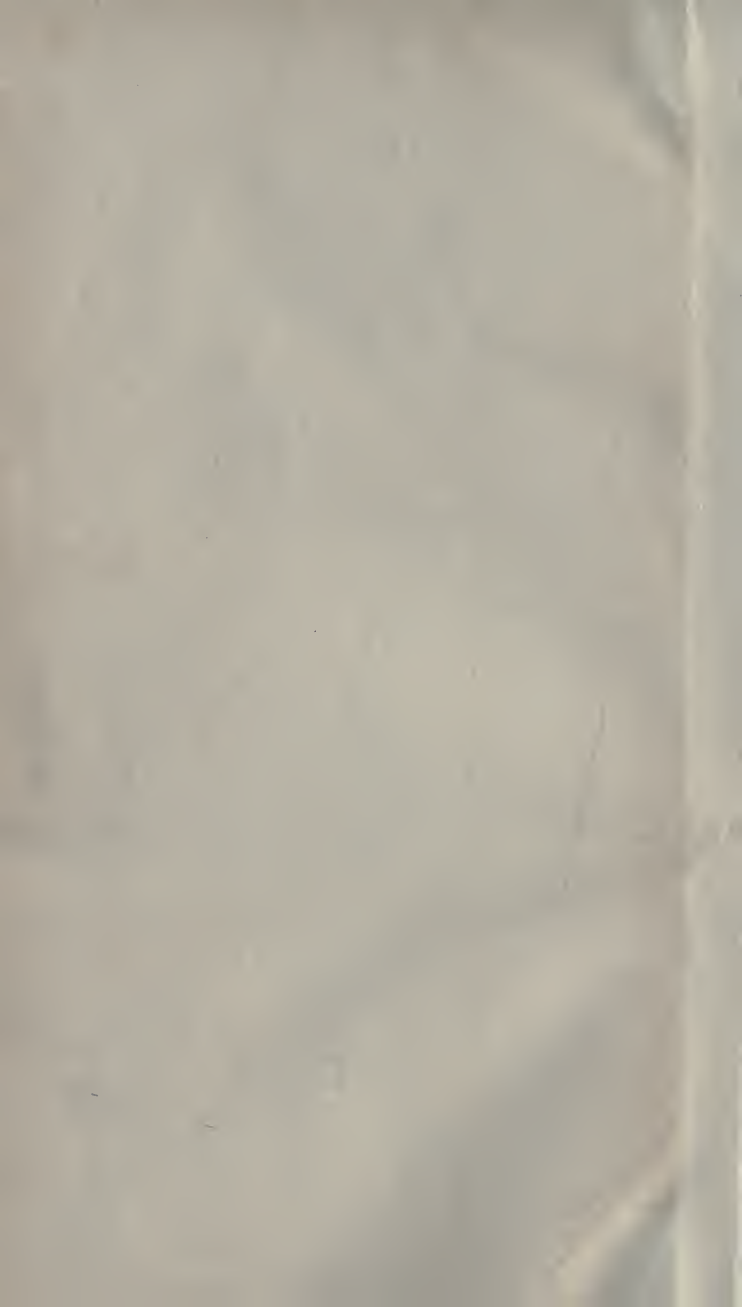








# Italiänischer Novellenschatz.

---

Zweiter Theil.



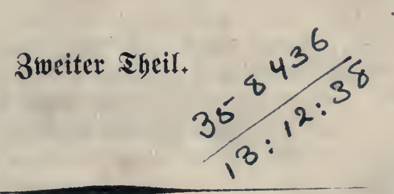
# Italiänischer Novellenschatz.

Ausgewählt und übersetzt

von

Adelbert Keller.

Zweiter Theil.




Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1851.



# Inhalt des zweiten Theils.

# X. Giovanni Sabadino degli Arienti.

1483.

---

## 46. Der Herzog von Mailand.

Der Graf Francesco Sohn Forza's von Codignola, hochgeborner Graf und liebenswürdige Gesellschaft, war, wie ihr wißt, ein Fürst, bei welchem weder Natur noch Glück es an irgend etwas hatte fehlen lassen. Wir sprechen nicht davon, wie erlaucht, prachtliebend, freigebig, gütig und gnädig er war, denn in allen diesen Eigenschaften übertraf er nicht allein alle Männer der Gegenwart, sondern that es auch allen alten Römern und Griechen gleich. Aber das wollen wir erwähnen, daß er im Waffenwerk, in das er all seinen Ruhm und Ehre setzte, nicht minder mannhaft, klug und hochherzig war, als Sertorius, Marcellus, Lucullus, Cäsar und Pompejus, oder wer sonst noch mehr den Mund der Fama in den Büchern der Geschichte in Bewegung setzt. Daß dies wahr sei, beweist die That, da er nicht nur alle andern kriegerischen Herzöge, an denen Italien so fruchtbar war, wie ihr wißt, bekriegte und glorreich überwand, sondern auch durch diese seine Tapferkeit sich zum Herrn der Lombardei emporschwang. Dessenungeachtet, obwol alle diese Eigenschaften in gehäuftem Maße bei ihm vorhanden waren, wie ihr sicherlich in eurem Leben schon tausend mal gehört habt, und obwol er siegreiche Heere bändigte und zu Boden schlug, konnte er doch nicht vermeiden, von der Gewalt des jungen Schützen gefangen zu werden und wurde an dem Siegeswagen seiner Gottheit unter der übrigen zahlreichen Schar im Triumph

geführt ob der preiswürdigen Schönheit einer edeln Jungfrau aus unserer Stadt, deren Namen und Geschlecht ich mit Stillschweigen übergehen will, um nicht Veranlassung zu geben, daß ihr ehrsamer Ruf befleckt werde. Für dieses Mädchen entbrannte er dermaßen, daß er Tag und Nacht an nichts anderes als an sie dachte, und nichts, was er sah, ihm so gefiel, ja daß er am Ende vor Gram gestorben wäre, wenn er nicht mit ihr der Minne Lust hätte genießen sollen; und ihre Eltern mußten, da es nun einmal sein ganz besonderer Wunsch war, und um den Fürsten nicht dem Tod und der Verzweiflung preiszugeben, sie ihm überlassen. Nun kam aber die Sache, ich weiß nicht auf welche Art, der durchlauchtigen Herzogin zu Ohren, einer Frau, die in ihrem Geschlecht ebenso erhaben war, wie ihr Gatte unter den Männern. Sie war daher sehr wachsam, um die Ausführung dieser Liebesplane zu verhindern und nicht solche Unlust und Hintergehung von Seiten eines Mannes zu erfahren, den sie ausschließlich liebte. Als nun eines Abends das Mädchen auf das Schloß der Stadt geführt wurde, hatte die vorsichtige Herzogin darauf wohl Acht und war schon durch ihre ausgestellten Kundschafter von der Sache unterrichtet. Während also das Mädchen auf einem ganz geheimen Weg hereingebracht werden sollte, wurde sie mit ihren Begleitern festgehalten und alle in ihr Zimmer vor sie geführt, die dann mit Worten, die zu solcher Veranlassung schicklich schienen, ihr auf so eindringliche Weise ihr Vergehen vorstellte, daß nicht minder Scham als Furcht sie alle erfaßte; doch entschuldigten sich die Unterhändler, da sie es nicht gethan haben, um ihrer Durchlaucht etwas zu Leide zu thun noch auch aus Begierde nach Ehre oder aus Gewinnsucht, sondern einzig und allein, um den gemessenen Befehlen des Herrn Herzogs zu gehorchen, der sich in Liebe zu dem Mädchen verzehre. Die durchlauchtige Herzogin schickte sie aus dem Zimmer und befahl ihnen bei Strafe ihrer Ungnade nicht ohne

ihre Erlaubniß wegzugehen, bis sie ihnen ihren Willen anders kund gebe, dem Mädchen aber befahl sie mit scharfen drohenden Worten, sich unverzüglich zu entkleiden. Sie zitterte nicht anders als ein Blatt im Winde, benetzte immerfort ihr schönes Gesicht mit Thränen der Scham und entkleidete sich so aus Angst vor einer Züchtigung oder Marter. Die Herzogin zog sich auch ihre reichen Gewande ab und legte die des beängstigten Mädchens an, hängte einen Schleier über den Kopf bis über die Augen herab, rief sodann, als sie schon die Tracht des Mädchens anhatte, eine ihr treuergebene Kammerfrau zu sich und sagte zu ihr: Mache daß du mich, ohne mich weiter zu nennen, ohne Licht aus diesem Zimmer führst, daß man die Verwechslung nicht merkt! Dann sage zu denen, die draußen warten, wie in Auftrag von mir: Die gnädige Frau befiehlt, ihr sollt das Mädchen zum Herzog bringen, wie er es haben will, in aller Stille und ohne Zögerung.

Die treue Kammerfrau war nicht wenig erstaunt und wußte nicht, was das heißen solle, trat aber aus dem Gemach ihre Gebieterin an der Hand führend und übergab sie statt des Mädchens jenen Leuten mit den ihr aufgegebenen Worten. Diesen schwanden damit die verschiedenen Besorgnisse, welche die Drohungen der klugen Herzogin in ihnen erweckt hatten, und sie führten sie an das herzogliche Gemach des Fürsten, pochten dort an die Thür, und, als diese aufging, hießen sie sie hineingehen und entfernten sich. Die weise Herzogin that etwas fremd und stand wie verschämt mit gesenktem Haupt und mit zur Erde gehefteten Blicken da, trat dann etwa drei Schritte vor, ohne ein Wort zu sprechen, und fiel an der linken Seite des Herrn auf die Knie, welcher seine zwei Lieblingskämmerer hinausschickte, dann heiter auf sie zuging und in der Meinung, es sei seine Geliebte, also sprach: Schönes Mädchen, wie mein Leben theure, sei mir tausend und abertausend mal willkommen!

So stand er ein Weilchen vor ihr, berührte sodann mit der rechten Hand das schöne Mädchen und mit der linken ihren glänzenden Nacken, und konnte sich nicht ersättigen, indem er dem Liebesgott dankte, ihre Purpurlippen zu küssen. Darauf suchte er, da er glühte und die Kunst wohl verstand, ihr mit den Fingern durch den Ausschnitt der Gewande am Hals die elfenbeinerne Brust zu berühren, und sprach dazu immer Worte, welche das Eis in Flammen setzen mußten. Als er endlich die andern ersehnten Theile berühren wollte, schien es der weisen Herzogin, sie dürfe ihren theuern Gemahl nicht weiter gehen lassen, zog also den weißen Schleier hinweg, der ihre schönen Augen verhüllte, und sagte ganz sanft folgende Worte zu ihm: Ei, mein Gebieter, wo ist eure Tugend, wo euer Verstand? Ist das die eheliche Treue, die ihr mir schuldig seid, die ich euch ohne Maß liebe? Ist das die Gattenpflicht, die ihr beobachten müßt, nachdem ihr von mir so viele würdige Söhne erhalten, die der Glanz nicht nur Italiens, sondern der ganzen Welt sind? Ist dies das gute Beispiel und der Ruf, den ihr hinterlassen sollt? In der That ich habe mich sehr in euch getäuscht. Wer hätte je gedacht, daß ein großes Herz wie das eure, das nie Mühsal gescheut noch Furcht gekannt, sich von einem gemeinen Mädchen fangen lasse! Weh mir armen, daß ich sehen mußte, was ich nie geglaubt habe! Ist dies der Lohn der Treue, die ich gegen euch gehegt und gegen euch zu hegen gedenke, so lange ich lebe? Ach das war nicht nur ein Schlag des Geschicks, es ist der Untergang all meiner Hoffnung.

Sie wollte noch anderes beifügen, der Herzog aber hatte die Täuschung bemerkt und sah, daß alles offenbar geworden war, was er für geheim gehalten hatte, da er seine von ihm mehr als sein eigenes Leben geliebte Gemahlin in den Gewanden des geliebten Mädchens erblickte; da überlief erst sein männliches Antlitz eine Röthe, dann machte sich aus seinem ritterlichen Herzen ein heißer

Seufzer Luft, und er unterbrach sie mit den Worten: Gnädige Frau, ich bitte euch, verzeiht mir! Ich schwöre euch bei meiner Seelen Seligkeit, was ich gethan, geschah nicht, um euch zu beschimpfen, da ich euch mehr als alles in der Welt lieb habe, sondern blos, weil ich der Gewalt der Liebe nicht widerstehen konnte, die kein Gesetz achtet und jeden Sterblichen bindet, wenn es ihr gefällt, sei er auch noch so stolz und muthvoll. Und ich habe es dies mal zu meinem schweren Schaden und Strafe erfahren; da ich nicht mit strengem Zügel meine Sinnlichkeit zu lenken und die Liebesglut zurückzudrängen vermochte, habe ich mich so weit verleiten lassen, und ich bin so sehr gefangen, daß, wenn ihr mir jetzt den Genuß des geliebten Mädchens versagt, ich klar einsehe, daß ihr mich bald werdet grausam und jämmerlich umkommen sehen.

Da faßte die Herzogin Mitleid mit dem Liebesleiden ihres Gemahls und sie sagte: Wenn es mir auch schwerer ankommt, als irgend etwas auf dieser Welt, euch hierin nachzugeben, mein einziger Gebieter, so glüht doch mein Herz so sehr von dem Verlangen, euch immer und überall euern Wunsch zu erfüllen, und überdies ist mir euer Leben viel theurer, als das meinige, und darum bin ich zufrieden, daß ihr vollständig eure Wünsche erreicht.

Mit diesen Worten ging sie hinweg und kehrte zu dem Mädchen zurück, das ihre anfängliche Angst noch nicht verlassen hatte. Sie ließ sie ihre eigenen Kleider wieder anziehen, und als sie so geschmückt und aufgeputzt war, nahm sie sie an der Hand und sagte: Komm mit mir, mein Kind, fürchte dich nicht!

So brachte sie sie zu ihrem Gemahl mit den Worten: Hier, mein theurer Gebieter, ist das Mädchen, das ihr so sehnlich wünscht. Ich bin es zufrieden, daß ihr die Lust und den Liebesgenuß mit ihr habt, die euch gefällt; denn ich will weder euern Tod noch eure Betrübniß, sondern euer Leben und eure Freude und dies wird auch mir auf immer zur ununterbrochenen Wonne gereichen.

Nach diesen Worten kehrte sie sich um, verließ das Zimmer und schloß die Thüre. Der Fürst erkannte aus diesem Benehmen das vortreffliche Gemüth seiner Gemahlin und ihre liebreiche Gesinnung gegen ihn, ebenso aber seinen ungeheuern Fehler. Indem er daher als ein sehr kluger und verständiger Fürst die Hoheit dieser Tugend in Erwägung zog, mäßigte er mit dem rechten Zügel die Glut seiner Gedanken. Er rief deshalb sogleich die Herzogin herein und sprach zu ihr folgendermaßen: Gnädige Frau, eure kluge und gegen mein ungerechtes Begehren so nachsichtsvolle Rede in Verbindung mit eurer unglaublichen Tugend haben mir den Geist und all mein Sinnen und Trachten mit so festem Liebesband an euch gefesselt, daß dasselbe nie mehr durch die Hand einer andern Frau wird gelöst werden können. Gott verhüte demnach, daß ich die eheliche Treue, deren Krone ihr so würdig traget, je verletze! Ich bitte jedoch demüthig um Vergebung jedes von mir begangenen Fehltritts.

Nach diesen Worten schwieg er und darauf wurde nach einigen liebevollen Gesprächen über diese Sache das Mädchen schön gekleidet und beschenkt ihren Eltern zurückgestellt. So löste sich die Verwicklung auf edle Weise, die Gesinnung des Fürsten war gebessert und er lebte nach diesem Vorfall in Lust und Freude mit seiner Gemahlin und in gutem Vernehmen mit dem geliebten Mädchen, welche aus dieser Veranlassung reich verheirathet wurde. Und nun, hochweise Gesellschaft, da ihr den anmuthigen Fall gehört habt, mögt ihr selbst die euch anfänglich vorgelegte Frage entscheiden, ob hier die eheliche Treue oder die Mäßigung mehr zu bewundern ist.

---

# XI. Luigi da Porto.

1485.

---

## 47. Romeo und Giulietta.

An Frau Lucina Savorgnana.

Wie ihr selbst gesehen habt, in der Zeit, da der Himmel nicht allen seinen Groll auf mich gewandt, in den schönen Tagen meiner Jugend ergab ich mich dem Waffenwerke nach dem Beispiel vieler großer und wackerer Männer und trieb diese Übung einige Jahre in euerm anmuthigen Vaterlande Friaul, durch das ich, nach den Umständen in geheimem Dienste bald da- bald dorthin gewiesen, zu gehen hatte. Ich hatte es immer im Gebrauch, wenn ich ritt, einen Bogenschützen mit mir zu nehmen, einen Mann von vielleicht funfzig Jahren, der in seinem Geschäft sehr erfahren, sehr angenehm im Umgang und wie fast alle Veronesen (denn er war aus Verona gebürtig) gesprächig war. Er hieß Peregrino. Dieser Mann war nicht nur ein herzhafter und erfahrener Soldat, sondern sehr lebenslustig und, vielleicht mehr als es sich für seine Jahre schickte, fortwährend mit Liebesangelegenheiten beschäftigt, was denn seine Tapferkeit verdoppelte. Auch erzählte er gerne die allerschönsten Novellen, zumal solche, welche von Liebe handeln, in der besten Ordnung und so reizend, wie ich sie nie von sonst jemand gehört habe. Als ich daher von Gradisca, wo ich in Quartier lag, mit diesem und zwei andern meiner Leute, vielleicht durch die Liebe ge-

trieben, nach Udine ging, auf der Straße, die damals ganz einsam, vom Krieg zerstört und verbrannt war, und ich in düstern Gedanken versunken, mich entfernt von den andern hielt, ritt der genannte Peregrino, mein Inneres ahnend, heran und sprach also zu mir: Wollt ihr immer traurig leben, weil eine schöne grausame, der es ganz anders zu Muth ist, euch nicht liebt, wie ihr wünscht? Ich weiß wohl, daß ich gegen mich selbst rede, aber doch, da man leichter Rath gibt als befolgt, muß ich euch sagen, mein gnädiger Herr, daß, abgesehen davon, daß für euern Beruf es sich nicht schickt, in der Gefangenschaft der Liebe zu sein, das Ziel, zu dem sie uns führt, fast immer so traurig ist, daß es gefährlich ist, ihr zu folgen. Zum Beleg könnte ich euch, wenn es euch recht wäre, eine Geschichte erzählen, die sich in meiner Vaterstadt zugetragen hat; es würde dies unsern Weg weniger einförmig und langweilig erscheinen lassen; auch könntet ihr daraus ersehen, wie zwei edle Verliebte in einen elenden erbärmlichen Tod sind geführt worden.

Ich hatte ihm schon einen Wink gegeben, daß ich ihm gerne zuhören wolle, und er begann daher also.

Zur Zeit, da Bartolommeo della Scala, ein höflicher und sehr fein gebildeter Mann, die Zügel meiner schönen Vaterstadt nach seinem Gutdünken bald fester bald freier lenkte, blühten daselbst, wie mein Vater gehört zu haben behauptete, zwei sehr edle Familien, die sich, entgegengesetzten Parteien angehörend oder aus persönlichem Hasse, feindlich gegenüberstanden; die eine hieß die der Cappelletti, die andere die der Montecchi. Einer derselben, glaubt man mit Bestimmtheit, gehören die jetzt in Udine lebenden Messer Niccolò und Messer Giovanni an, die sich jetzt Monticoli von Verona nennen, und die durch ein seltsames Schicksal veranlaßt worden sind, dorthin überzusiedeln. Übrigens haben sie von ihren Vorfahren wenig an ihren neuen Wohnort mitgebracht, außer ihrer Höflichkeit und Artigkeit. In einer alten Chronik habe ich

freilich zufällig gefunden, daß diese beiden Familien vereint auf einer und derselben Partei gestanden seien; ich will es euch aber, ohne etwas zu ändern, gerade so erzählen, wie ich es gehört habe. Es waren also, wie gesagt, in Verona unter dem genannten Herrn die eben angeführten adeligen Familien, welche der Himmel, die Natur und das Glück gleichmäßig mit wackern Männern und Reichthümern geschmückt hatte. Unter diesen herrschte, wie es meistens in großen Verhältnissen der Fall ist, was nun auch der Grund davon sein mag, eine grausame Feindschaft, um deren willen schon mehrere Männer auf beiden Seiten den Tod gefunden hatten, sodaß theils aus Überdruß, wie dies oft in ähnlichen Fällen begegnet, theils auch wegen der Drohungen des Fürsten, welcher die Feindseligkeiten mit größtem Misfallen sah, sie endlich davon abließen, sich weiter zu befehden und ohne förmlich Frieden zu schließen, mit der Zeit sich so weit nahe traten, daß ein großer Theil ihrer Angehörigen wieder miteinander sprach. Während nun zwischen den beiden Familien der Streit auf diese Weise eingestellt war, begab es sich in der Faschingszeit, daß im Hause des Messer Antonio Cappelletti, eines sehr heitern und aufgeräumten Mannes, welcher das Haupt der Familie war, viele Festlichkeiten bei Tag und bei Nacht veranstaltet wurden, bei welchen fast die ganze Stadt versammelt war. Zu einer derselben begab sich eines Abends auch ein junger Mann von den Montecchi, seiner Geliebten folgend, wie das so die Art der Liebhaber ist, ihren Damen wie mit dem Herzen so auch wo möglich mit dem Leibe zu folgen, wohin sie gehen. Dieser war noch ganz jung, sehr schön und groß von Person, heiter und wohlgesittet. Als er daher, wie alle andern, die Maske abnahm, und in seiner Tracht als Nymphe erkannt wurde, wandte sich kein Auge mehr von ihm, sowol wegen seiner Schönheit, welche die jeder andern selbst der schönsten Frau in der Gesellschaft übertraf, als aus Verwunderung darüber,

daß er und zumal bei Nacht in dieses Haus gekommen war. Mehr Eindruck aber, als auf irgend sonst jemand, machte sein Anblick auf die einzige Tochter des genannten Messer Antonio, welche außerordentlich schön, voll jugendlicher Keckheit und Munterkeit war. Sobald diese den Jüngling erblickte, faßte sie seine Schönheit mit solcher Gewalt in ihrem Gemüthe auf, daß sie beim ersten Begegnen ihrer Augen meinte, sie sei nicht mehr sie selber. Der Jüngling hielt sich ganz schüchtern und allein im Hintergrunde und mengte sich nur selten in den Tanz oder in ein Gespräch, da ihn nur die Liebe hierher geführt hatte und ihm bei der Sache nicht ganz wohl zu Muthe war. Dies war dem Mädchen sehr leid, denn sie hörte, er sei ein sehr angenehmer heiterer Gesellschafter. Schon war Mitternacht vorüber, das Ende des Festes kam heran und der Fackeltanz oder Huttanz, wie man es heißen will, wie er noch jetzt am Schlusse von Bällen gewöhnlich ist, nahm seinen Anfang. Man steht dabei im Kreise und der Herr wechselt nach Belieben seine Dame, die Dame ihren Herrn. Bei diesem Tanze nun wurde der Jüngling von einer Dame aufgezogen und zufällig neben das schon verliebte Mädchen gestellt. Zu ihrer andern Seite stand ein edler Jüngling Marcuccio Guercio mit Namen, welcher von Natur im Juli wie im Januar immer eiskalte Hände hatte. Als nun Romeo Montecchi (so hieß der Jüngling) links von der Dame zu stehen kam, und, wie es bei dem Tanze gewöhnlich ist, die Schöne seine Hand in die ihrige genommen hatte, sagte das Mädchen auf einmal zu ihm, vielleicht um ihn zum reden zu bringen: Gott Lob, daß ihr neben mich kommt, Messer Romeo!

Darauf versetzte der Jüngling, welcher schon ihre Blicke bemerkt hatte, verwundert über ihre Worte: Wie? Ihr sagt Gott Lob, daß ich komme?

Allerdings, antwortete sie, bin ich froh, daß ihr neben mich kommt, denn ihr könnt mir wenigstens diese müde

Hand warm halten, während Marcuccio mir die rechte zu Eis erstarren macht.

Romeo wurde dadurch etwas kühner und fuhr fort: Wenn ich euch mit meiner Hand die eurige erwärme, so setzt ihr mit euren schönen Augen mein Herz in Flammen.

Das Mädchen lächelte ein wenig, besorgte aber, man möchte sehen oder hören, daß sie mit ihm spreche, und sagte nur noch: Ich schwöre euch, Romeo, bei meiner Ehre, es ist keine Frau hier, die meinen Augen so wohlgefällt als ihr.

Darauf antwortete der Jüngling ganz von Liebe entflammt: Wer ich auch sei, ich bin, wofern es euch nicht misfällt, eurer Schönheit treuer Diener.

Kurz darauf war das Fest zu Ende und Romeo überlegte im Heimgehen die Grausamkeit seiner ersten Geliebten, welche für so vieles Schmachten ihm so geringen Lohn gab, und beschloß, sich, sofern es ihr genehm wäre, ganz dieser zu weihen, obgleich sie der Familie seiner Feinde angehöre. Auf der andern Seite dachte das Mädchen fast an nichts als an ihn und befestigte sich nach vielen Seufzern in der Ansicht, sie müsse unendlich glücklich sein, wenn sie Romeo zum Gatten bekommen könnte; aber wegen der Feindschaft zwischen den beiden Häusern war sie sehr ängstlich und hatte wenig Hoffnung, ein so erfreuliches Ziel zu erreichen. So von ihren Zweifeln hin- und hergeworfen sagte sie oftmals zu sich selbst: Ich Thörin! Von welcher Lockung lasse ich mich in ein so seltsames Labyrinth verleiten, wo ich ohne Führer bleibe und nicht wieder herauskann, wenn ich auch wollte, da Romeo mich nicht liebt; denn bei seiner Feindschaft gegen meine Familie kann er auf nichts anderes abzwecken, als meine Schande, und wenn er mich auch zur Frau haben wollte, so würde doch mein Vater niemals einwilligen, mich ihm zu überlassen.

Dann kam sie wieder auf andere Gedanken und sagte:

Wer weiß, vielleicht gerade, um den Frieden zu befestigen zwischen den beiden Häusern, die schon müde und überdrüßig sind sich fortwährend zu befehden, könnte es mir noch gelingen, auf die Art, wie ich es wünsche, zu seinem Besitze zu gelangen.

Und daran hielt sie fest und fing an ihm durch Blicke ihre Zuneigung zu bezeugen. Da nun die beiden Liebenden in gleicher Flamme glühten, und jeder den schönen Namen und das Conterfei des andern in der Brust eingegraben trug, huben sie an, bald in der Kirche bald am Fenster ihres stillen Liebesverkehrs zu pflegen, sodaß es keinem von beiden wohl war, als wenn sie sich sahen. Er vornehmlich fühlte sich so entflammt von ihrem holden Wesen, daß er fast die ganze Nacht mit größter Lebensgefahr allein vor dem Hause des geliebten Mädchens weilte, und bald an das Fenster ihres Zimmers emporkletterte und sich davor, ohne daß sie oder sonst jemand es wußte, hinsetzte, um ihrer süßen Stimme zu lauschen, bald sich auf der Straße hinlegte. Eines Nachts begab es sich durch Fügung des Liebesgottes, daß der Mond ungewöhnlich hell leuchtete, und während Romeo eben auf ihren Erker emporsteigen wollte, öffnete das Mädchen, sei es nun zufällig, oder weil sie ihn in frühern Nächten gehört hatte, das Fenster, trat hinaus und sah ihn. Er aber, in der Meinung, nicht sie, sondern sonst jemand öffne den Balkon, wollte in den Schatten einer Mauer fliehen. Sie erkannte ihn jedoch, rief ihn beim Namen und sagte zu ihm: Was macht ihr hier um diese Stunde so allein?

Er hatte sie nun auch schon erkannt und antwortete: Wozu mich die Liebe treibt.

Wenn man euch aber hier beträfe, sagte das Mädchen, könntet ihr nicht leicht ums Leben kommen?

Gnädiges Fräulein, antwortete Romeo, freilich könnte ich leicht ums Leben kommen, und das wird auch eines Nachts geschehen, wenn ihr mir nicht helft. Aber da

ich an jedem andern Orte dem Tod ebenso nahe bin, wie hier, so will ich nur suchen, so nahe als möglich bei euch zu sterben, mit der ich doch ewig zu leben wünschte, wenn es dem Himmel und euch gefiele.

Darauf antwortete das Mädchen: Ich würde kein Hinderniß sein, wenn ihr in Ehren mit mir leben wollt; wenn es nicht bei euch mehr Hinderniß fände oder bei der Feindschaft, die ich zwischen eurem und meinem Hause bestehen sehe.

Ihr dürft mir glauben, versetzte ihr der Jüngling, daß man nichts heftiger wünschen kann, als ich unaufhörlich euch zu besitzen wünsche, und deshalb, wenn es nur euch ebenso genehm ist, die meinige zu sein, wie ich mich sehne euch anzugehören, so thue ich es gern und fürchte nicht, daß mich euch jemand entreiße.

Nach diesen Worten verabredeten sie, wie sie in einer der folgenden Nächte sich mit mehr Muße sprechen könnten, und so schieden sie beide. Nachher kam der Jüngling mehrmals hin, um mit ihr Zwiesprach zu halten, und als er sie eines Abends, da viel Schnee fiel, an dem ersehnten Orte wiederfand, sagte er zu ihr: Ach, warum laßt ihr mich so schmachten? Faßt euch kein Erbarmen mit mir, da ich euch allnächtlich bei solchem Wetter hier auf der Straße erwarte?

Das Fräulein antwortete: O ja, freilich dauert ihr mich. Aber was soll ich denn thun? Soll ich euch bitten, fortzugehen?

Darauf erhielt sie von dem Jüngling zur Antwort: Laßt mich in euer Zimmer hinein, da könnten wir behaglicher miteinander plaudern.

Darauf versetzte die schöne Jungfrau fast entrüstet: Romeo, ich liebe euch, so sehr ich jemand lieben darf; ja, ich gestatte euch mehr, als sich vielleicht mit meinem guten Rufe vereinigen läßt; ich thue dies überwunden von der Liebe und euern Vorzügen. Dächtet ihr aber, durch langes Liebeswerben oder sonst ein Mittel noch

weiter als Liebhaber meiner Liebe zu genießen, so gebt diesen Gedanken alsbald auf, denn ihr müßtet doch mit der Zeit euch von seiner gänzlichen Unhaltbarkeit überzeugen. Um euch aber nicht weiter den Gefahren auszusetzen, in welchen ich euer Leben schweben sehe, wenn ihr jede Nacht in diese Umgebung kommt, so sage ich euch, daß, wenn es euch gefällt mich als eure Frau anzunehmen, ich bereit bin, mich euch ganz hinzugeben und euch durchaus ohne Rücksicht überall hinzufolgen, wohin es euch beliebt.

Dies ist mein einziger Wunsch, sagte der Jüngling. So geschehe es denn gleich!

Es mag geschehen, antwortete das Fräulein, aber es muß hernach bestätigt werden in Gegenwart des Franciscanerbruders Lorenzo, meines Beichtvaters, wenn ihr wollt, daß ich mich euch ganz und unbefangen übergebe.

O, versetzte Romeo, also ist der Bruder Lorenzo von Reggio der, der alle Geheimnisse eures Herzens weiß?

Ja, sagte sie, und wir wollen zu meiner Beruhigung lieber alles weitere bis auf ihn aufsparen.

Hiernach trafen sie denn vorsichtige Abrede über das, was sie zu thun hätten, und trennten sich für dies mal. Der erwähnte Mönch gehörte zum Orden der minderen Brüder von der Observanz, war ein großer Philosoph und beschäftigte sich viel mit Versuchen in der Naturkunde und Magie und war mit Romeo zu so inniger Freundschaft verbunden, daß ein festeres Verhältniß zwischen zwei Männern in jener Zeit wol nicht zu finden gewesen wäre. Denn, einmal um bei dem thörichten Volke in gutem Rufe bleiben und dann, um einigermaßen das Vergnügen der Freundschaft zu genießen, sah sich der Mönch genöthigt, sich einem edeln Jüngling der Stadt zu vertrauen. Unter allen hatte er nun Romeo ausgewählt, welcher gefürchtet, muthig und klug war, und ihm sein Herz ganz nackt und unverhüllt dargelegt, das er sonst den andern durch Verstellung verborgen hielt. Romeo suchte ihn daher auf und sagte ihm frei heraus,

wie er das geliebte Mädchen zur Frau wünsche und daß sie miteinander verabredet haben, er allein solle der geheime Zeuge ihrer Vermählung sein und darnach den Mittler machen, sodaß ihr Vater nachträglich seine Zustimmung ertheile. Der Mönch war damit einverstanden, theils weil er Romeo nichts hätte abschlagen können ohne großen Schaden zu befahren, theils auch weil er meinte, durch seine Vermittelung könnte die Sache vielleicht zu einem guten Ziele geführt werden; dies hätte ihm dann große Ehre bei dem Fürsten bereitet und bei allen denen, welche die Herstellung des Friedens zwischen den beiden Häusern wünschten. Es war Fastenzeit und das Mädchen stellte sich eines Tages an, als wollte sie beichten. Sie ging in das Franciscanerkloster, trat an einen der Beichtstühle, wie sie die Mönche dort haben, und ließ nach dem Bruder Lorenzo fragen. Als er hörte, daß sie hier war, kam er von der Klosterseite her zugleich mit Romeo in denselben Beichtstuhl, schloß die Thüre, zog eine durchlöcherte Eisenplatte, welche die Jungfrau von ihnen trennte, hinweg und sprach zu ihr: Ich pflege euch immer gerne zu sehen, mein Kind, aber jetzt seid ihr mir theurer, als je, wenn es so ist, daß ihr meinen Messer Romeo zu eurem Gatten wollt.

Darauf antwortete sie: Nichts wünsche ich sehnlicher, als ihm rechtmäßig anzugehören; darum bin ich hierhergekommen vor euch, in den ich großes Vertrauen setze, damit ihr nächst Gott Zeuge seid von dem, was ich von Liebe bezwungen zu thun vorhabe.

Darauf wurde denn vor dem Bruder, welcher das ganze als Beichtgeheimniß betrachten zu wollen versprach, sogleich Romeo mit dem schönen Fräulein getraut und zwischen ihnen die Abrede getroffen, sie wollen die folgende Nacht beisammen zubringen. Sie küßten sich sodann einmal und schieden von dem Mönch, welcher sein Gitter wieder in die Mauer einfügte und noch anderer Frauen Beichte hörte. So wurden denn die zwei Lie-

benden auf die angegebene Weise Mann und Frau, genossen mehrere Nächte ihres Liebesglücks und hofften mit der Zeit Mittel zu finden, um den Vater der Frau zu besänftigen, der wie sie wußten ihren Wünschen entgegenstand. Während dessen begab es sich, daß das Schicksal, das jeder Lust der Welt feindlich in den Weg tritt, irgend einen bösen Samen streute, aus welchem die fast erstorbene Feindschaft ihrer Häuser neu emporsproßte, sodaß es mehrere Tage bunt durcheinander ging, die Montecchi nicht den Cappelletti und die Cappelletti nicht den Montecchi aus dem Weg gehen wollten und sich deshalb einmal in der Wettrennenstraße*) in Masse anfielen. Romeo kämpfte auch mit, hütete sich aber aus Rücksicht auf seine Frau einen von ihrer Familie zu erschlagen; zuletzt aber, als viele von den seinigen verwundet und fast alle aus der Straße verjagt waren, übernahm ihn der Zorn, er lief auf Tebaldo Cappelletti los, welcher der heftigste seiner Familie schien, streckte ihn mit einem Schlage todt zu Boden und trieb die andern, welche schon durch Tebaldo's Tod in Verwirrung waren, in eilige Flucht. Man hatte schon bemerkt, daß Romeo den Tebaldo erschlagen, sodaß also der Mord nicht verheimlicht werden konnte. Es wurde daher klagweise beim Fürsten angebracht, und alle Cappelletti schrien immer nur über Romeo, weshalb er denn von dem Gericht auf ewig aus Verona verbannt wurde. Welchen Eindruck die Nachricht von diesen Vorfällen auf die arme junge Frau machte, kann jeder, der herzlich liebt, wenn er sich in ihre Lage hineindenkt, leicht ermessen. Sie weinte in einem fort so heftig, daß sie niemand zu trösten vermochte; und ihr Schmerz war um so herber, je weniger sie wagte, irgend jemand ihr Unglück zu entdecken. Andererseits war dem jungen Manne der Abschied von der Vaterstadt blos darum leid,

*) Via del Corso heißen in vielen italiänischen Städten die Hauptstraßen von dem alten Volksvergnügen des Wettrennens. So in Rom.

weil er sie verlassen mußte; und da er um keinen Preis hinweg wollte, ohne von ihr einen thränenreichen Abschied zu nehmen, und ihr Haus doch nicht besuchen durfte, so nahm er seine Zuflucht zu dem Mönche und es wurde ihr durch einen mit Romeo befreundeten Diener ihres Vaters zu wissen gethan, sie solle auch dahin kommen, was sie auch that. Sie gingen beide in den Beichtstuhl und beweinten miteinander heftig ihren Verlust. Am Ende aber sagte sie zu ihm: Was soll ich anfangen ohne euch? Ich habe keine Freude mehr am Leben. Es wäre besser, ich ginge mit euch, wohin ihr geht. Ich will mir diese Locken abschneiden und wie euer Diener hinter euch hergehen, und ihr könnt von niemand besser und treuer bedient werden, als von mir.

Da sei Gott vor, mein liebstes Leben, entgegnete ihr Romeo, daß, wenn ihr mit mir kommen sollt, ich euch anders denn als meine Gemahlin mit mir führe. Aber da ich gewiß bin, daß die Sache nicht lange auf diese Art fortgehen kann und daß Friede werden muß unter unsern Familien, wo dann ich auch leicht von dem Fürsten kann begnadigt werden, so meine ich, ihr sollt einige Tage leiblich von mir getrennt bleiben, denn mein Herz ist unaufhörlich bei euch; wofern sich aber die Sachen nicht so entwickeln, wie ich vermuthe, so können wir einen andern Entschluß fassen über unser künftiges Leben.

Nachdem sie dies unter sich verabredet, umarmten sie sich tausend mal und trennten sich mit Thränen. Die Frau bat ihn dringend, ihr so nahe als möglich zu bleiben und nicht nach Rom oder Florenz zu gehen, wie er gesagt hatte. Wenige Tage darauf ging Romeo, der bis dahin im Kloster des Bruders Lorenzo verborgen geblieben war, aus der Stadt und begab sich in aller Stille nach Mantua, nachdem er zuvor dem Diener der Frau aufgegeben hatte, alles, was er von ihm in Beziehung auf die Frau im Hause höre, dem Mönch sogleich zu wissen zu thun und alles, was sie ihm befehle, getreu zu voll-

bringen, wenn er den Rest der ihm versprochenen Belohnung zu erhalten wünsche. Romeo war schon längere Zeit weggegangen und man fand die junge Frau noch immer in Thränen, sodaß ihre große Schönheit darunter litt und ihre Mutter, welche sie zärtlich liebte, ihr wiederholt mit schmeichelnden Worten den Grund abzulocken suchte, weshalb sie so heftig weine.

O meine Tochter, sagte sie, die ich so zärtlich als mein Leben liebe, welcher Schmerz quält dich seit einiger Zeit? Woher kommt es, daß du keinen Augenblick ohne Thränen bleibst? Wünschest du vielleicht etwas, so thue es mir allein kund, denn in allem, soweit ich darf, werde ich dir Trost zu gewähren suchen.

Dessen ungeachtet gab ihr die Tochter nur immer unerhebliche Gründe für ihre Thränen an. Die Mutter kam daher auf den Gedanken, es sei ein heftiger Wunsch, einen Mann zu bekommen, an diesem Weinen schuld und sie habe ihr dies aus Scham oder Furcht verheimlicht. Daher sagte sie eines Tages zu ihrem Gatten in der Meinung, dadurch das Wohl ihrer Tochter zu fördern, während sie doch auf ihren Tod losarbeitete: Messere Antonio, ich sehe schon längere Zeit diese unsere Tochter beständig so heftig weinen, daß sie, wie ihr selbst wahrnehmen könnt, sich gar nicht mehr gleich sieht. Trotz allen Bemühungen, die Ursache ihres Weinens von ihr zu erfahren, kann ich doch nicht aus ihr herausbringen, woher es kommt; und von selbst komme ich auch nicht auf die Veranlassung, wenn es nicht vielleicht der Wunsch zu heirathen ist, den sie in ihrer Keuschheit nicht auszusprechen wagt. Ich meine daher, ehe sie sich verzehrt, wäre es gut, ihr einen Mann zu geben; sie war ja auf letzten Sanct Eufemien*) achtzehn Jahre vorüber, und wenn die Frauen weit über diese Zeit hinaus sind, ver-

*) Dieser Heiligen ist in Verona eine eigene aus dem dreizehnten Jahrhundert stammende Kirche geweiht.

lieren sie eher an Schönheit, als sie gewinnen. Sie sind ohnehin keine Waare, die man lange aufs Lager legen darf, obwol ich unsere Tochter durchaus in keinem Stücke anders kenne als höchst sittsam. Überdies weiß ich, daß ihr ihre Mitgift schon längere Zeit bereit liegen habt. Wir wollen uns daher nach einem anständigen Gemahl für sie umsehen.

Messer Antonio antwortete, es wäre ganz gut, sie zu verheirathen, und lobte seine Tochter sehr, daß sie, wenn sie den Wunsch dazu verspüre, lieber ihren Kummer in sich verschließe, als sich ihm oder ihrer Mutter eröffne. Wenige Tage darauf knüpfte er auch wirklich mit einem Grafen von Lodrone Unterhandlungen wegen ihrer Vermählung an. Schon waren dieselben fast bis zum Abschluß gediehen, als die Mutter, in der Meinung ihrer Tochter die größte Freude zu machen, zu ihr sagte: Jetzt freue dich, meine Tochter, denn in wenigen Tagen sollst du mit einem vornehmen Edelmann würdig vermählt werden und damit wird die Ursache deines Jammers weggeräumt sein; denn wenn du sie mir auch nicht hast entdecken wollen, so bin ich doch mit Gottes Hilfe darauf gekommen, und habe es schon bei deinem Vater dahingebracht, daß dein Wunsch wird erfüllt werden.

Auf diese Worte konnte das schöne junge Weib ihre Thränen nicht zurückhalten, weshalb die Mutter zu ihr sagte: Glaubst du, ich halte dich zum besten? Es werden nicht acht Tage vergehen, so bist du die Frau eines schönen Junkers aus dem Hause Lodrone.

Die Tochter aber verdoppelte auf diese Worte ihr Weinen, weshalb die Mutter schmeichelnd zu ihr sagte: Ei, mein Kind, bist du denn nicht damit zufrieden?

Nein, meine Mutter, antwortete sie, und werde auch nie damit zufrieden sein.

Aber was willst du denn? entgegnete die Mutter. Sag es mir, denn ich bin zu allem für dich bereit.

Da sagte ihre Tochter: Sterben möchte ich und sonst nichts.

Da merkte Madonna Giovanna (denn so hieß die Mutter) als eine erfahrene Frau, daß ihre Tochter eine Liebe habe, gab ihr daher eine gleichgiltige Antwort und verließ sie. Am Abend, als ihr Mann kam, erzählte sie ihm, was ihr die Tochter unter Thränen geantwortet habe. Ihm misfiel dies höchlich, doch dachte er es wäre wohlgethan, ehe man in den Unterhandlungen über ihre Vermählung einen weitern Schritt thue, um sich nicht irgendwie in Verlegenheit zu setzen, sich auf Kundschaft zu legen, was denn ihre Ansicht von der Sache eigentlich sei. Er ließ sie daher eines Tages vor sich kommen und sagte zu ihr: Giulietta*) (denn das war der Name seiner Tochter), ich bin im Begriff dich standesgemäß zu vermählen. Bist du damit zufrieden, mein Kind?

Die Tochter hatte eine Weile geschwiegen, nachdem der Vater zu sprechen aufgehört, antwortete aber sodann: Nein, mein Vater, ich bin nicht damit zufrieden.

Wie? versetzte der Vater, willst du denn in ein Nonnenkloster gehen?

Messere, sagte sie, ich weiß nicht.

Bei diesen Worten vergoß sie einen Strom von Thränen. Da sprach der Vater zu ihr: Aber ich weiß es, daß du das nicht willst. Beruhige dich also, denn ich beabsichtige dich mit einem Grafen von Lodrone zu vermählen.

Darauf versetzte die Tochter heftig weinend: Das wird nimmermehr geschehen.

Messer Antonio war darüber erzürnt und bedrohte

---

*) Es ist auffallend, daß der Name jetzt erst genannt wird. Man könnte darin vielleicht mit einen Beweis finden, daß wir hier wirklich die älteste Bearbeitung der schönen Sage vor uns haben und daß dem Luigi da Porto das Verdienst der Erfindung oder doch der ersten künstlerischen Gestaltung und Ausschmückung derselben zufällt.

sie heftig, wenn sie seinem Willen ferner zu widersprechen sich erkühne, und überdies, wenn sie ihm den Grund ihres Weinens nicht offenbare. Da er aber nichts aus ihr herausbrachte, als Thränen, war er über die Maßen unwillig und ließ sie mit Madonna Giovanna allein, ohne zu erfahren, auf was der Sinn seiner Tochter gerichtet sei. Die junge Frau hatte dem Diener ihres Vaters, welcher Mitwisser ihrer Liebe war und Pietro hieß, alles, was ihre Mutter gesprochen hatte, wiedergesagt und vor ihm eidlich betheuert, daß sie eher freiwillig Gift trinken wolle, als je einen andern, als Romeo, zum Gemahl nehmen, was ja gar nicht möglich wäre. Hiervon hatte Pietro insgeheim verabredetermaßen durch den Mönch Romeo benachrichtigt und dieser hatte an Giulietta geschrieben, sie solle um keinen Preis in ihre Vermählung einwilligen und noch weniger ihre Liebe gestehen, denn er werde höchst wahrscheinlich in acht bis zehn Tagen Gelegenheit haben, sie aus ihrem elterlichen Hause zu entführen. Messere Antonio und Madonna Giovanna bemühten sich unterdeß gemeinsam vergeblich durch Schmeicheleien und durch Drohungen von ihrer Tochter die Ursache zu erfahren, warum sie nicht heirathen wolle, und gelangten auch sonst nicht auf die Spur eines Liebesverhältnisses. Oftmals hatte Madonna Giovanna zu ihr gesagt: Sieh, meine süße Tochter, weine jetzt nicht mehr, denn du bekommst ja einen Gemahl nach deinem Wunsch; ja fast wenn es einer von den Montecchi wäre, aus denen ich überzeugt bin, daß du keinen wählen wirst.

Giulietta aber antwortete nie mit etwas anderem als mit Seufzern und Thränen. Dadurch kamen die Eltern in immer größere Besorgniß, und faßten den Entschluß, ihre verabredete Vermählung mit dem Grafen von Lodrone so sehr als möglich zu beschleunigen. Als die junge Frau dies hörte, wurde sie über die Maßen betrübt und wünschte in ihrer Rathlosigkeit sich tausend mal des Tages den Tod

herbei. Doch beschloß sie bei sich selbst, ihren Schmerz dem Bruder Lorenzo mitzutheilen, da sie nächst Romeo auf ihn die größte Hoffnung setzte und da sie von ihrem Geliebten gehört hatte, daß er viele unglaubliche Dinge zu bewerkstelligen verstehe. Daher sagte sie eines Tages zu Madonna Giovanna: Meine Mutter, wundert euch nicht, wenn ich euch die Ursache meines Weinens nicht sage, denn ich kenne sie selbst nicht; ich fühle nur beständig in meinem Innern eine solche Schwermuth, daß mir alles miteinander, ja das Leben selbst zuwider ist, und ich kann mir nicht vorstellen, woher das rührt, viel weniger es euch, oder meinem Vater sagen, es müßte denn von einer begangenen Sünde herrühren, deren ich mich nicht erinnere. Da nun die letzte Beichte mich sehr erleichtert hat, so möchte ich, wenn ihr nichts dagegen habt, wieder zur Beichte gehen, damit ich an dem nächst bevorstehenden großen Feste im Mai zur Heilung aller meiner Schmerzen die liebliche Arznei des geheiligter Leibes unsers Herrn empfangen kann.

Madonna Giovanna erklärte sich hiermit einverstanden. Zwei Tage darauf führte sie sie nach San Francesco und übergab sie dem Bruder Lorenzo, den sie zuvor schon dringend gebeten hatte, er möge die Ursache ihres Weinens in der Beichte erforschen. Sobald die junge Frau sah, daß ihre Mutter sich etwas von ihr entfernt hatte, erzählte sie in aller Schnelle mit niedergeschlagener Stimme dem Mönch ihren ganzen Kummer und bat ihn bei der Liebe und innigen Freundschaft, welche, wie sie wußte, zwischen ihm und Romeo bestand, er möchte ihr doch in dieser äußersten Noth seine Hilfe nicht versagen.

Was kann ich hier zu deinem besten thun, meine Tochter, antwortete der Mönch, da eine so heftige Feindschaft zwischen deinem Hause und dem deines Gatten besteht?

Die betrübte Witwe sagte darauf: Mein Vater, ich weiß, daß ihr vieles zu bewerkstelligen im Stande seid

und mir auf tausend Arten helfen könnt, wenn ihr wollt. Mögt ihr mir aber sonst keine Wohlthat erweisen, so vergönnt mir wenigstens das! Ich höre, daß man Vorbereitungen zu meiner Hochzeit trifft in einem Palaste meines Vaters, welcher zwei Meilen vor der Stadt gegen Mantua zu liegt. Dort wollen sie mich hinführen, damit ich weniger Herz habe, meinen neuen Bräutigam abzuweisen; sobald ich dort bin, kommt dann der mir Bestimmte auch dahin. Gebt mir nun so viel Gift, daß ich mich von diesem Kummer und Romeo von solcher Schmach befreien kann; wo nicht, so werde ich mir ein Messer in den Leib stoßen, was mir schwerer fällt und ihm auch weher thut.

Als Bruder Lorenzo hörte, daß ihr Muth so groß war, und überlegte, wie sehr Romeo ihn in seiner Gewalt habe, sodaß er ihm ganz sicher feind würde, wenn er in dieser Angelegenheit ihn nicht förderte, sprach er zu der jungen Frau also: Sieh, Giulietta, ich bin, wie du weißt, Beichtvater von der Hälfte dieser Stadt und stehe bei jedermann in gutem Ruf; auch wird kein Testament gemacht oder Friede geschlossen, wo ich nicht dabei wäre. Deshalb möchte ich um alle Schätze der Welt nicht in einen Aufsehen erregenden Handel mich einlassen, noch wünschte ich, daß man mich in der Sache irgend für betheiligt halte. Dennoch will ich aus Liebe zu dir und zu Romeo mich zu einem Schritte verstehen, den ich noch für niemand gethan habe, unter der Bedingung jedoch, daß du mir versprichst, meinen Antheil daran immer geheim zu halten.

Sie antwortete: Mein Vater, gebt mir nur unbesorgt das Gift, denn es soll nie jemand außer mir davon erfahren.

Gift, versetzte er, werde ich dir nicht geben, meine Tochter! Es wäre allzusehr Sünd und Schade, wenn du so jung und schön sterben solltest. Wenn du aber über dich erhalten kannst, etwas zu thun, was ich dir

sagen werde, so gebe ich dir mein Wort, daß ich dich sicher zu deinem Romeo bringen will. Du weißt, daß die Gruft von euch Cappelletti sich außer dieser Kirche auf unserm Kirchhof befindet. Ich will dir ein Pulver geben. Wenn du das trinkst, wirst du auf achtundvierzig Stunden oder etwas mehr oder weniger in einen Schlaf versinken, daß jedermann auch der größte Arzt dich entschieden für todt halten wird. Du wirst dann ohne Zweifel, als wärest du verschieden, in der besagten Gruft beigesetzt, ich aber hole dich, sobald es Zeit ist, heraus und behalte dich in meiner Zelle, bis ich zu dem Capitel gehe, das wir in kurzem in Mantua halten. Alsdann führe ich dich in unsere Ordenstracht verkleidet mit mir zu deinem Gemahl. Aber sage mir, wirst du dich nicht fürchten vor dem Leichnam deines Vetters Tebaldo, der erst vor kurzem dort beigesetzt worden ist?

Die junge Frau war schon ganz heiter geworden und sagte: Mein Vater, wenn ich nicht anders zu Romeo kommen könnte, so würde ich furchtlos selbst durch die Hölle zu wandern mich erkühnen.

Wohlan denn, sagte er, da du so gestimmt bist, bin ich bereit dich zu unterstützen; aber ehe etwas geschieht, solltest du, meine ich, mit eigener Hand Romeo das ganze schreiben, damit er nicht dich todt wähnend aus Verzweiflung irgend einen übereilten Schritt thue; denn ich weiß, daß er dich über alle Maßen liebt. Ich habe immer Brüder, die nach Mantua gehen, wo er, wie du weißt, sich derzeit aufhält. Mache, daß ich den Brief bald bekomme, den ich ihm dann durch einen zuverlässigen Boten senden will.

Nach diesen Worten verließ der gute Mönch (wie wir denn immer sehen, daß ohne die Theilnahme dieser Männer nichts wichtiges zu einem rechten Ziele gedeiht) die junge Frau in dem Beichtstuhl, eilte in seine Zelle und kehrte schnell zu ihr zurück mit einem kleinen Gefäße mit Pulver.

Nimm dies, sagte er zu ihr, und trink es unbesorgt, wenn es dir recht ist, etwa um drei oder vier Uhr der Nacht, in frischem Wasser! Um sechs Uhr ungefähr wird es dann zu wirken anfangen und unser Anschlag muß uns unfehlbar gelingen. Vergiß aber nicht, mir den Brief zu schicken, den du an Romeo schreiben mußt! Es ist dies sehr wesentlich.

Giulietta nahm das Pulver, kehrte ganz heiter zu ihrer Mutter zurück und sagte zu ihr: In der That, Madonna, der Bruder Lorenzo ist der beste Beichtvater von der Welt. Er hat mich so sehr erhoben, daß ich von meiner frühern Traurigkeit gar nichts mehr weiß.

Madonna Giovanna, welche über der Heiterkeit ihrer Tochter auch von ihrer Betrübniß verloren hatte, antwortete: Wohlan, meine Tochter, nimm darauf Bedacht, daß du ihn auch zuweilen wieder erhebest durch unsere Almosen, denn es sind arme Mönche.

Unter diesen Gesprächen kamen sie nach Hause. Nach dieser Beichte war Giulietta ganz heiter geworden, sodaß Messer Antonio und Madonna Giovanna allen Verdacht, sie möchte verliebt sein, aufgegeben hatten. Sie meinten vielmehr, irgend ein unerklärlicher Anfall von Schwermuth habe das Weinen veranlaßt, und hätten sie gern vorläufig ungestört gelassen, und nichts weiter von einem Mann gesprochen. Sie waren aber in der Sache schon so weit gegangen, daß sie ohne Schwierigkeit nicht zurücktreten konnten. Als demnach der Graf von Lodrone wünschte, daß einer von seiner Familie das Fräulein sehe, und Madonna Giovanna etwas kränklich war, wurde verabredet, daß das Mädchen von zweien ihrer Muhmen begleitet auf das schon erwähnte Landgut des Vaters in der Nähe der Stadt sich begebe. Sie widersetzte sich durchaus nicht und ging hin. Da sie nun der Meinung war, ihr Vater habe sie so plötzlich dahingeschickt, um sie ohne weiteres ihrem zweiten Gemahl in die Arme zu werfen, hatte sie das Pulver mitgenommen, das ihr der

Mönch gegeben; gegen vier Uhr in der Nacht rief sie eine Dienerin, welche mit ihr war erzogen worden und die sie fast wie eine Schwester hielt, ließ sich von ihr einen Becher mit kaltem Wasser geben und sagte, die Speisen des Abendessens haben ihr Durst gemacht. Darein warf sie nun das kräftige Pulver und trank den Becher ganz aus. Darauf sagte sie vor der Dienerin und einer ihrer Muhmen, welche mit ihr aufgewacht war: Mein Vater wird mir gewiß gegen meinen Willen keinen Mann geben, so weit von mir abhängt.

Obgleich die Frauen, welche aus etwas grobem Teig gebacken waren, sie das Pulver hatten trinken sehen, von welchem sie behauptete, sie schütte es in das Wasser zur Abkühlung, und obgleich sie diese Worte hörten, schöpften sie doch keinen Verdacht und merkten nichts; vielmehr kehrten sie in ihr Bett zurück. Giulietta löschte das Licht, und als die Dienerin weggegangen war, that sie als müsse sie eines natürlichen Bedürfnisses wegen aufstehen, stieg aus dem Bette, zog alle ihre Kleider wieder an und, kehrte dann ins Bett zurück, legte sich, als hätte sie geglaubt sterben zu müssen, in demselben so gut als möglich zurecht, faltete die Hände auf der Brust und erwartete so, daß der Trank seine Wirkung thue. Es dauerte auch nicht viel über zwei Stunden, so lag sie wie todt da. Als der Morgen kam und die Sonne schon eine gute Weile aufgegangen war, fand man das Fräulein in der Art, wie ich gesagt habe, auf ihrem Bette liegend. Man wollte sie aufwecken, aber umsonst, denn man fand sie schon fast ganz kalt. Da erinnerte sich die Muhme und die Dienerin des Wassers mit dem Pulver, das sie am Abend getrunken hatte, und der Worte, die sie dabei gesprochen. Als sie ferner bemerkte, daß sie sich angekleidet und selbst auf dem Bette so eigenthümlich hingelegt hatte, hielten sie das Pulver für Gift und sie selbst für unzweifelhaft todt. Da erhob sich unter den Frauen ein großer Lärm und Heulen;

besonders die Dienerin rief ihr oft beim Namen und sagte: O Madonna, das war es also daß ihr sagtet: Mein Vater wird mir gegen meinen Willen keinen Mann geben.

Ihr habt trügerischer Weise von mir frisches Wasser verlangt, das mir elenden euren herben Tod bereitet hat. O ich unglückliche! Über wen soll ich am meisten klagen, über die todte oder über mich selbst? O Madonna, ich habe euch mit meinen eigenen Händen das Wasser gebracht, damit ich unglückliche auf solche Weise von euch verlassen werde! Ich allein habe euch mich, euren Vater und eure Mutter auf einen Schlag getödtet. Ha, warum habt ihr im Tode die Gesellschaft einer eurer Dienerinnen verachtet, die ihr im Leben so lieb zu haben schienet? Wie ich gern mit euch gelebt habe, so wäre ich auch gern mit euch gestorben.

Bei diesen Worten stieg sie auf das Bett und schloß das scheintodte Fräulein fest in ihre Arme. Messer Antonio, welcher in der Nähe war und den Lärm gehört hatte, eilte am ganzen Leibe zitternd in das Zimmer der Tochter, und da er sie so auf dem Bett liegen sah und hörte, was sie in der Nacht getrunken und gesprochen hatte, schickte er, obschon er sie für todt hielt, doch zu seiner eigenen Beruhigung schnell zu seinem Arzte, den er für sehr gelehrt und erfahren hielt, nach Verona. Dieser kam, sah das Fräulein und berührte sie etwas und erklärte, sie sei in Folge des genommenen Giftes schon sechs Stunden verschieden. Als der unglückliche Vater dies hörte, brach er in eine grenzenlose Wehklage aus. Die Trauerkunde verbreitete sich schnell von Mund zu Mund und war in kurzem auch der armen Mutter zugekommen, welche plötzlich von jeder Lebenswärme verlassen wie todt niedersank und als sie mit einem gellen Schrei wieder aus ihrer Ohnmacht erwachte, sich wie von Sinnen schlug und den Namen der geliebten Tochter ausrufend die Luft mit Klagen füllte.

Ich sehe dich todt, rief sie, o meine Tochter, du einzige Ruhe meines Alters! Und wie hast du, grausame, mich verlassen können, ohne deiner unglücklichen Mutter noch Gelegenheit zu geben, deine letzten Worte zu vernehmen? Ich hätte dir wenigstens deine schönen Augen zugedrückt und deinen köstlichen Leib gewaschen. Wie kannst du mich das von dir hören lassen? O liebste Frauen, die ihr da bei mir seid, helft mir sterben, und wenn noch ein Erbarmen in euch lebt, so laßt eure Hände (wofern ein solcher Dienst nicht zu niedrig für euch ist) mir eher das Lebenslicht auslöschen, als meinen Schmerz! Und du, großer Vater im Himmel, da ich nicht so bald sterben kann, als ich wünsche, entzeuch mit deinem Pfeile mich mir selbst, da ich mir so verhaßt bin.

Sie wurde sofort von einer ihrer Frauen aufgehoben, und auf das Bett gebracht, und andere suchten mit vieler Mühe sie zu trösten; aber sie hörte nicht auf zu weinen und zu jammern. Das Fräulein wurde indeß von dem Landgute, wo sie sich befand, nach der Stadt gebracht und unter einer großen prunkhaften Leichenfeier, von allen ihren Verwandten und Freunden bejammert, in der Gruft des Kirchhofs bei San Francesco als todt beigesetzt. Bruder Lorenzo, welcher in Angelegenheiten des Klosters etwas aus der Stadt gegangen war, hatte den Brief Giulietta's, den er an Romeo besorgen sollte, einem Mönch übergeben, welcher nach Mantua ging. Als dieser daselbst ankam, ging er zwei oder drei mal in Romeo's Haus und traf ihn unseligerweise nie an; da er aber den Brief nur ihm selbst einhändigen wollte, behielt er ihn noch bei sich. Pietro, welcher Giulietta todt glaubte, beschloß in größter Verzweiflung, da er den Bruder Lorenzo in Verona nicht auffand, selbst Romeo eine so schlimme Kunde zu überbringen, wie sie der Tod seiner Geliebten ihm sein mußte. Er ging deshalb des Abends aus der Stadt nach dem Landgute seines Herrn zurück und wanderte in der Nacht so eilig nach Mantua, daß er schon

am Morgen bei Zeit daselbst anlangte. Er fand Romeo, noch ehe dieser von dem Mönche den Brief seiner Gattin erhalten hatte, und erzählte ihm unter Thränen, daß er die todte Giulietta habe beisetzen sehen, berichtete auch ausführlich, was sie zuletzt gethan und gesprochen habe. Als dieser solches hörte, ward er ganz blaß und halb todt, zückte den Degen und wollte sich erstechen. Seine Leute hielten ihn zwar zurück, aber er sagte: Mein Leben kann in keinem Falle mehr lang dauern, da mein wahres Leben gestorben ist. O meine Giulietta, ich allein bin schuld an deinem Tode, da ich nicht, wie ich dir geschrieben hatte, kam, um dich deinem Vater zu entführen. Du wolltest sterben, um mich nicht zu verlassen, und ich sollte aus Todesfurcht allein leben? Das soll nicht geschehen.

Und zu Pietro gewendet sagte er, indem er ihm ein Trauerkleid vom Leibe weg schenkte: Gehab dich wohl, mein Pietro!

Pietro verließ ihn, Romeo schloß sich allein in sein Zimmer ein, und da ihm nichts unerträglicher schien, als ferner zu leben, überlegte er, was er nun mit sich beginnen solle. Endlich verkleidete er sich als Bauer, nahm ein Fläschchen mit Schlangenwasser, das er seit langer Zeit für einen Nothfall in einer Schachtel aufbewahrt hatte, steckte es in seinen Ärmel und machte sich auf den Weg nach Verona, in der Aussicht, entweder, wenn er erkannt würde, durch die Hand der Gerechtigkeit sein Leben zu verlieren, oder sich in der Gruft, deren Lage er wohl kannte, mit seiner Geliebten einzuschließen und dort zu sterben. Diesem letzten Plane war das Schicksal günstig; denn am Abend des auf Giulietta's Beisetzung folgenden Tages kam er nach Verona, ohne von jemand erkannt zu werden, und wartete die Nacht ab. Als er nun alles in Schweigen begraben sah, begab er sich nach dem Minoritenkloster, wo die Gruft sich befand. Die Kirche stand in der Cittadelle, wo da-

mals diese Mönche wohnten. Später haben sie dieselbe, ich weiß nicht aus welchem Grunde verlassen und sich in die Vorstadt von San Zeno gezogen, in das Kloster, das jetzt San Bernardino heißt*), wiewol es früher dem Sanct Franz angehörte**). An den Mauern dieses Klosters befanden sich damals außerhalb einige große steinerne Särge, wie wir sie an vielen Orten außerhalb der Kirchen finden. Einer derselben war das alte Begräbniß aller Cappelletti und daselbst war auch das schöne junge Weib. Daran lehnte sich Romeo (es mochte etwa um vier Uhr der Nacht sein), hob, da er sehr kräftig war, mit Gewalt den Deckel hinweg und nachdem er ihn mit ein paar Hölzern, die er mitgebracht, so gespeidelt hatte, daß er gegen seinen Willen nicht zufallen konnte, trat er hinein und schloß sodann den Sarg. Der unglückselige Jüngling hatte eine Blendlaterne mitgebracht, um seine Frau noch ein wenig zu sehen. Sobald er in der Gruft verschlossen war, zog er dieselbe hervor und machte sie auf. Da sah er denn seine schöne Giulietta unter Knochen und Fetzen von vielen Todten selbst wie todt liegen. Darüber brach er alsbald in heftige Thränen aus und fing also an: O ihr Augen, die ihr meinen Augen helle Lichter waret, so lang es dem Himmel gefiel! O Mund, von mir tausend mal so süß geküßt und von dem man so kluge Worte vernommen! O schöne Brust, die mein Herz in solcher Wonne beherbergt! Nun ich euch hier blind, stumm und kalt wiederfinde, wie soll ich ohne euch sehen, sprechen und leben? Ach meine unglückliche Frau, wohin hat dich die Liebe geführt, deren Wille es ist, daß ein so enger Raum zwei betrübte Liebende vernichte und beherberge? Weh mir, waren das die Vorspiegelungen der Hoffnung und der Sehnsucht, welche mich zuerst in Liebe

*) Nach Förster's Reisehandbuch (zweite Aufl. S. 530) ist die Kirche San Bernardino um 1452 erbaut.

**) Eine denselben darstellende Sculptur aus dem vierzehnten Jahrhundert befindet sich über dem Portal der Kirche noch jetzt.

zu dir entflammten? O mein unseliges Leben, was soll nun dein Leitstern sein?

Bei diesen Worten küßte er ihr Augen, Mund und Brust und wollte ganz in Thränen zerschmelzen. Unter seinem Weinen rief er: Ihr Mauern, die ihr über mir steht, warum fallt ihr nicht über mich her, mein Leben abzukürzen? Aber da ja offenbar der Tod einem jeden in seine Gewalt gegeben ist, wäre es doch gewiß höchst niederträchtig, ihn zu wünschen und nicht zu nehmen.

Darum zog er das Fläschchen mit der scharfgiftigen Flüssigkeit, das er im Ärmel verwahrte, heraus und fuhr also zu sprechen fort: Ich weiß nicht, welches Geschick mich dahin führt, daß ich auf meinen Feinden, auf den von mir Erschlagenen in ihrem Grabe sterben muß. Da aber neben unserer Geliebten zu sterben eine Wonne ist, mein Herz, so laß uns sterben!

Damit setzte er das grausame Wasser an die Lippen und schlang es ganz hinunter. Darauf nahm er das geliebte Weib in die Arme, drückte sie fest an sich und sprach: O schöner Leib, letztes Ziel aller meiner Sehnsucht, wenn dir ein Gefühl übriggeblieben ist nach der Seele Scheiden, oder wenn sie meinen grausen Tod siehet, so bitt ich dich, es möge ihr nicht misfallen, wenn ich nicht glücklich und vor aller Welt mit dir leben durfte, daß ich wenigstens insgeheim und traurig mit dir sterbe.

Und so erwartete er, sie eng umfaßt haltend, den Tod. Endlich war die Stunde gekommen, wo die Lebenswärme der jungen Frau die gewaltige erstarrende Kraft des Pulvers überwinden und sie wieder erwachen mußte. Gedrückt und gerüttelt von Romeo erwachte sie daher in seinen Armen, und als sie wieder bei sich war, sagte sie nach einem schweren Seufzer: Weh mir, wo bin ich? Wer umfaßt mich unglückliche? Wer küßt mich?

Sie meinte, es sei der Bruder Lorenzo, und rief: So also, Mönch, haltet ihr Romeo Treue? Auf diese Weise also wollt ihr mich sicher zu ihm führen?

Als Romeo merkte, daß die Frau lebe, verwunderte er sich sehr, erinnerte sich vielleicht des Pygmalion und sagte: Kennt ihr mich nicht, meine süße Frau? Seht ihr nicht, daß ich euer betrübter Gatte bin, allein und heimlich von Mantua gekommen, um bei euch zu sterben?

Als Giulietta merkte, daß sie in der Gruft war und einem Manne in den Armen lag, der sich für Romeo ausgab, kam sie fast von Sinnen. Sie drückte ihn etwas von sich und schaute ihm ins Gesicht, und da sie ihn sogleich erkannte, umarmte sie ihn, gab ihm tausend Küsse und sprach: Welche Thorheit bewog euch, hier herein zu kommen und mit solcher Gefahr? War es nicht genug, daß ihr aus meinen Briefen erfahren habt, wie ich mich mit Hilfe des Bruders Lorenzo todt stellen wolle, um dann in kurzem bei euch zu sein?

Da merkte der unglückselige Jüngling seinen großen Irrthum und rief: O mein betrübtes Loos! O unseliger Romeo, des Schmerz allen andern Liebesschmerz übertrifft! Ich habe eure Briefe hierüber nicht erhalten.

Weiter erzählte er ihr, wie Pietro ihren verstellten Tod ihm als wahr gemeldet. In der Meinung, sie sei gestorben, habe er, um ihr im Tode Gesellschaft zu leisten, neben ihr Gift genommen, welches sehr scharf sei, sodaß er schon den Tod sich durch alle Glieder rinnen fühle. Als das unglückliche junge Weib solches hörte, ward sie vom Schmerz so übermannt, daß sie sich nicht anders zu helfen wußte, als daß sie ihre schönen Locken ausraufte und ihre unschuldige Brust zerschlug. Romeo, welcher schon rücklings hingesunken war, küßte sie häufig und übergoß ihn mit einem Meer von Thränen. Blässer als Asche und ganz zitternd sprach sie: Also müßt ihr in meiner Gegenwart und durch meine Schuld sterben, mein theurer Herr? Und wird der Himmel zugeben, daß ich nach euch, wenn auch nur kurz, lebe? Ich unglückliche! Könnt ich wenigstens euch mein Leben schenken und allein sterben!

Darauf antwortete Romeo mit matter Stimme: Wenn euch meine Treue und meine Liebe je theuer war, meine lebende Hoffnung, so beschwöre ich euch dabei, daß ihr euch nach mir das Leben nicht misfallen lasset, wäre es auch nur, um wenigstens das Gedächtniß dessen zu erhalten, der von eurer Liebe ergriffen um euretwillen vor euren schönen Augen hinstirbt.

Die Frau antwortete: Wenn ihr um meines verstellten Todes willen sterbt, was soll ich thun um eures nicht verstellten willen? Es schmerzt mich allein, daß ich nicht jetzt hier in eurer Gegenwart ein Mittel zu sterben sehe, und ich bin mir selber verhaßt, daß ich so lange lebe; aber ich hoffe, es wird nicht lange dauern, bis ich, wie ich die Veranlassung eures Todes geworden bin, so auch die Theilhaberin desselben werde.

Mit Mühe hatte sie diese Worte ausgesprochen, als sie wie todt zurücksank. Wieder zu sich gekommen bemühte sich die unglückliche, mit ihrem schönen Munde die letzten Athemzüge ihres theuren Liebhabers aufzufassen, welcher mit schnellen Schritten seinem Ende entgegeneilte. Bruder Lorenzo hatte unterdessen gehört, wie und wann die junge Frau das Pulver eingenommen und daß sie als todt beigesetzt worden war. Da er demnach wußte, daß der Zeitpunkt gekommen war, wo die Wirkung dieses Pulvers zu Ende ging, nahm er einen vertrauten Genossen zu sich und kam, vielleicht eine Stunde vor Tag, an die Gruft. Als er dort anlangte und sie weinen und jammern hörte, auch durch die Spalte des Deckels schauend ein Licht drinnen erblickte, verwunderte er sich sehr und meinte, die Frau müsse auf irgend eine Weise die Leuchte mit sich hineingenommen haben, und nun, da sie erwacht sei, werde sie aus Angst vor einem Todten, oder vielleicht aus Besorgniß, immer an diesem Orte eingeschlossen zu bleiben, sich bekümmern und so weinen. Mit Hilfe seines Begleiters öffnete er schnell das Begräbniß, erblickte Giulietta, welche mit zerrauften Haaren

und vom Schmerz verstört dasaß und ihren halbtodten Geliebten auf den Schooß genommen hatte, und sagte zu ihr: Also fürchtetest du, meine Tochter, ich lasse dich hier umkommen?

Als sie den Mönch erblickte, verdoppelte sie ihre Klage und sagte: Nein, vielmehr fürchte ich, ihr möchtet mich mit dem Leben von hinnen führen. Um Gottes Barmherzigkeit willen verschließt das Grab und geht von hinnen und laßt mich hier sterben; oder reicht mir ein Messer, daß ich es in meine Brust stoßend mich von allem Jammer befreie! O mein Vater, mein Vater! Ihr habt meinen Brief gut überliefert! Ich werde schön vermählt werden! Ihr werdet mich schön zu Romeo geleiten! Seht ihn hier todt in meinem Schooß!

Sie erzählte ihm den ganzen Hergang und zeigte ihm Romeo. Als Bruder Lorenzo solches hörte, war er wie wahnsinnig. Er sah den Jüngling an, welcher im Begriff war, ins andere Leben zu wandern, rief ihn unter vielen Thränen beim Namen und sprach: O Romeo, welcher Unstern hat mir dich geraubt? Sprich auch ein wenig mit mir! Erhebe zu mir noch ein wenig deine Augen! O Romeo, sieh deine innig geliebte Giulietta, welche dich bittet, dich anzuschauen! Warum antwortest du nicht wenigstens ihr, in deren schönem Schooße du liegst?

Romeo erhob bei dem theuren Namen seiner Gattin etwas seine matten von dem nahen Tode sehr beschwerten Augen und schloß sie wieder, nachdem er sie gesehen. Bald darauf, als der Tod ihm durch alle Glieder fuhr, krümmte er sich lang, stieß einen kurzen Seufzer aus und verschied. Als der unglückliche Liebhaber auf die beschriebene Weise gestorben war, sagte der Mönch nach heftigem Weinen, als schon der Tag anbrach, zu der Frau: Und du, Giulietta, was willst du beginnen?

Rasch entschlossen antwortete sie: Hier will ich sterben.

Wie, meine Tochter? sagte er; sprich nicht also!

Komm heraus! Wenn ich auch jetzt noch nicht weiß, was ich mit dir anfangen soll, so bleibt dir doch immer offen, dich in einem frommen Kloster zu verschließen und daselbst immer Gott für dich und deinen verstorbenen Gemahl zu bitten, wenn er es nöthig hat.

Die Frau aber antwortete: Mein Vater, ich verlange nichts mehr von euch, als die eine Güte, die ihr in Erinnerung an die Liebe, die ihr zu dem seligen hier (dabei wies sie auf Romeo) getragen, mir nicht verweigern werdet, nämlich daß ihr unsern Tod nie bekannt macht, damit unsere Leichname immer in diesem Grabe beisammen bleiben können; und wenn je unser Tod bekannt würde, so bitte ich euch um jener eurer Liebe zu Romeo willen, daß ihr in unser beider Namen unsern unglücklichen Vater bittet, denen, die die Liebe in dem gleichen Feuer verzehrt und zum gleichen Tode geführt hat, nicht zu erschweren, in einem und demselben Grabe zu liegen.

Damit wandte sie sich zu dem neben ihr liegenden Leichnam Romeo's, dessen Haupt sie auf ein Kopfkissen gelegt hatte, das man mit ihr in der Gruft gelassen, drückte ihm die Augen zu, badete sein kaltes Angesicht mit Thränen und sprach: Was soll ich ohne dich ferner am Leben thun, mein Gebieter? Was bleibt mir sonst nach dir zu erreichen übrig, als daß ich dir im Tode folge? Gewiß nichts, damit von dir, von dem nur der Tod mich trennen konnte, der Tod selbst mich nicht ewig trenne.

Nachdem sie dies gesagt, stellte sie sich ihr großes Unglück recht lebhaft vor die Seele, gedachte an den Verlust ihres theuren Geliebten, faßte den festen Entschluß, nicht länger zu leben, hielt lange den Athem an sich und als sie ihn nicht mehr halten konnte, strömte sie ihn aus mit einem heftigen Schrei und fiel über den Leichnam todt hin. Als Bruder Lorenzo merkte, daß die Frau todt war, machte ihn das Mitleid ganz betreten und er wußte sich nicht zu rathen. Ihn und seinen

Begleiter faßte der Schmerz im innersten und sie beweinten herzlich die gestorbenen Liebenden. Da kamen auf einmal die Leute des Schultheißen dazu, welche einen Dieb verfolgten. Sie fanden beide weinend an der Gruft, in welcher sie Licht erblickten, und eilten fast alle herzu. Sie nahmen die Mönche in ihre Mitte und sprachen: Was macht ihr hier, ehrwürdige Herren, um diese Stunde? Übt ihr nicht eine Missethat aus an diesem Grabe?

Als Bruder Lorenzo die Häscher hörte und erkannte, hätte er todt umsinken mögen. Er sprach aber zu ihnen: Komme mir keiner zu nahe! Ich bin nicht euer Dienstmann. Wollt ihr etwas, so verlangt es von ferne!

Da sagte ihr Führer zu ihm: Wir wollen wissen, weshalb ihr die Gruft der Cappelletti also eröffnet habt, wo erst vorgestern ein Fräulein aus der Familie beigesetzt worden ist. Wenn ich nicht euch, Bruder Lorenzo, als einen wohlgesinnten Mann kennte, so würde ich sagen, ihr seid hierhergekommen, um die Todten zu plündern.

Die Mönche löschten das Licht und antworteten: Was wir thun, das sollst du nicht wissen, denn es geht dich nichts an.

Jener versetzte: Allerdings, aber ich werde es dem Fürsten anzeigen.

Bruder Lorenzo, den die Verzweiflung ruhig machte, entgegnete hierauf: Sag es immerhin!

Damit schloß er das Begräbniß mit seinem Begleiter und ging in die Kirche. Der Tag war fast schon ganz hell, als die Mönche sich von den Häschern losmachten. Daher überbrachte einer der letztern alsbald einem der Cappelletti die Nachricht, was mit diesen Mönchen vorgefallen sei; diese wußten vielleicht wol auch, daß der Bruder Lorenzo mit Romeo befreundet war, und wandten sich daher schnell an den Fürsten mit der Bitte, er möge, wenn es nicht anders gehe, durch Gewalt aus dem Mönch herauszubringen suchen, was er in ihrem Begräbniß zu suchen habe. Der Fürst stellte Wachen aus, daß der Mönch

nicht entweichen konnte, und schickte nach ihm. Er wurde gewaltsam vor ihn geführt und der Fürst fragte ihn: Was suchtet ihr diesen Morgen in dem Grabe der Cappelletti? Sagt es uns, denn wir wollen es durchaus wissen.

Darauf antwortete der Mönch: Mein Fürst, ich will das euer Gnaden recht gerne sagen. Ich war der Beichtvater der Tochter des Messer Antonio Cappelletti, welche vor einigen Tagen auf so unerwartete Weise gestorben ist, und da ich sie sehr liebte als meine geistliche Tochter und mich nicht bei ihrer Leichenfeier einfinden konnte, ging ich hin, um über ihr gewisse Gebete zu sprechen, welche, wenn sie neun mal über einem Leichnam gesprochen werden, die Seele von der Pein des Fegefeuers erlösen. Weil wenige dies wissen und diese Dinge verstehen, sagen die Thoren, ich sei hingegangen, um die Todten zu berauben. Ich weiß nicht, ob ich zu einer Räuberbande gehöre, wenn ich diese Dinge thue. Mir genügt dieser geringe Mantel und dieser Strick, und ich würde von allen Schätzen der Lebenden zusammen kein bischen nehmen, geschweige denn von den Kleidern zweier Todten. Sie thun nicht wohl, die mich auf solche Weise tadeln.

Der Fürst hätte dies um ein kleines geglaubt, wenn nicht viele Mönche, welche dem Lorenzo übelwollten, als sie hörten, daß man Bruder Lorenzo auf dem Grabe gefunden habe, Lust bekommen hätten, dasselbe zu öffnen. Sie machten es auf und als sie den Leichnam des Liebhabers darin fanden, wurde es plötzlich mit größtem Lärm dem Fürsten, welcher noch mit dem Mönche sprach, gemeldet, wie in der Gruft der Cappelletti, an welcher der Bruder bei Nacht betroffen worden sei, Romeo Montecchi todt liege. Dies schien allen fast unmöglich und das Erstaunen war allgemein. Als der Bruder Lorenzo dies hörte und einsah, daß er nun nicht mehr verschweigen könne, was er so gern verhehlt hätte, fiel er vor dem Fürsten auf die Knie und sagte: Verzeiht mir, mein Fürst, wenn ich euer Gnaden auf euer Begehren eine Täuschung erwi-

dert habe, denn es geschah nicht aus Bosheit noch um Gewinnes willen, sondern um zwei armen gestorbenen Liebenden mein Wort zu halten.

So machte er denn von dem ganzen Hergang einen kurzen Abriß und erzählte die Geschichte vor vielen Zeugen. Als Bartolommeo della Scala dies hörte, konnte er sich vor Mitleid der Thränen nicht enthalten, er begehrte selbst die Leichen zu sehen und begab sich mit einer großen Menge Volks an das Grab. Er ließ die beiden Liebenden herausbringen in die Kirche von San Francesco und auf zwei Teppiche legen. Unterdessen kamen ihre Väter auch in die Kirche, vergossen Thränen über ihren gestorbenen Kindern und in doppelt regem Erbarmen schlossen sie, obgleich bisher Feinde, sich in die Arme, sodaß die lange Feindschaft, die zwischen ihnen und ihren Häusern bestanden, und welche nicht Bitten von Freunden noch Drohungen des Fürsten noch erlittener Schaden noch selbst die Zeit hatte auslöschen können, durch den erbärmlichen und kläglichen Tod der beiden Liebenden eine Endschaft erreichte. Es wurde ein schönes Denkmal bestellt, auf welches in wenigen Tagen die Ursache ihres Todes eingegraben werden sollte, und so wurden die zwei Liebenden mit größter würdigster Feierlichkeit unter den Thränen und dem Geleite des Fürsten, der Verwandten, ja der ganzen Stadt beigesetzt. Dieses klägliche Ende hatte die Liebe Romeo's und Giulietta's, wie ihr gehört habt und wie mir es Pellegrino von Verona mittheilte.

O du treue Liebe, die du in den Frauen vor alters waltetest, wohin bist du gekommen? In welcher Brust herbergst du heutzutage? Welche Frau würde es jetzo machen, wie die treue Giulietta bei der Leiche ihres Geliebten? Wann wird der schöne Name dieser Frau von den gewandtesten Zungen aufhören gepriesen zu werden? Wie viele gäbe es jetzt, die den Geliebten nicht so bald sterben sähen, als sie schon daran dächten, einen andern aufzufinden, geschweige an seiner Seite zu sterben? Denn

wenn ich sehe, daß gegen alle Forderung der Vernunft, zum Lohn für alle Treue und redliche Dienste, manche Frauen ihre Liebhaber, die sie sonst heiß geliebt, nicht nach dem Tode sondern schon nach einem Schlage des Geschicks vergessen und verlassen, was soll man von ihnen erwarten, daß sie nach dem Tode thun werden? Wehe den Liebhabern unserer Zeit, die weder für lang erprobte treue Dienste noch dadurch daß sie den Tod für ihre Damen wagen, hoffen dürfen, daß diese mit ihnen sterben möchten, vielmehr sich überzeugt halten können, denselben weiter hinaus nicht mehr theuer zu sein, als so lange sie rüstig für Befriedigung ihrer Bedürfnisse zu wirken im Stande sind!

---

# XII. Francesco Maria Molza.

1489.

---

## 48. Schlimmer und schlimmer!

In Parma einer sehr berühmten Stadt in der Lombardei lebte vor nicht gar langer Zeit ein Wollkrämpler Namens Ginese, und weil er von Mantua abzustammen behauptete, gab man ihm den Beinamen der Mantuaner. Da sich dieser nun einsam fühlte und dabei im Verhältniß zu seines gleichen wohlhabend, entschloß er sich ein Weib zu nehmen, und da ihm eine Nachbarin gefiel, wußte er, obwol schon etwas bei Jahren, so geschickt um sie herumzuscherwenzen, daß er seinen Wunsch erreichte. Er heirathete sie so schnell wie möglich und führte sie heim mit ihrem Sohne, welcher Ghedino hieß und etwa achtzehn Jahre alt war; die Frau hatte denselben von einem früheren Gatten. Der Mantuaner begann, um diese seine Familie zu erhalten, mit dem Beibringen seiner Frau Handel zu treiben und war so thätig, daß er bei seiner Geschicklichkeit in seinem Handwerk ganz froh und heiter lebte und sich gute Tage machen konnte. Als er nun sah, daß es ihm in allen Stücken nach Wunsch ging, dachte er darauf, wenn sich Gelegenheit böte, auch seinem Stiefsohn Ghedino ein Weib zu geben, dann könnten sie alles mit dem Beibringen von dessen Frau zusammenwerfen, ihren Wohlstand bedeutend erhöhen und mit der Zeit reich werden. Er rief ihn daher eines Tages beiseit und sprach zu ihm: Mein Sohn, wer heutzutage nicht Vermögen besitzt, der gilt für ein Vieh, der aber, der etwas hat, gilt am meisten; darum steht es jedermann

wohl an, nicht nur zu erhalten, was er hat, sondern auch, es so viel als möglich zu vermehren. Wie du siehst, bist du jetzt groß, und darum wäre es wohlgethan, wenn du für dich und zugleich für unser ganzes Haus sorgtest, damit, wenn ich abgehe, du ohne fremde Hilfe allein im Stande bist, deine Angelegenheiten zu besorgen und dein Leben zu erhalten. Um dies zu erreichen, weiß ich keinen Weg, der mir besser gefiele, als daß du dich dazu verstehst, ein Weib zu nehmen, und mit der Mitgift, welche dir zufließt, und der Unterstützung, welche ich andererseits dir gewähre, wirst du sehen, daß alsdann keiner deines gleichen hier besser steht, als du. Laß also diese meine Worte Eingang bei dir finden und nimm den Rath an, den ich dir treulich reiche!

Ghedino nahm es in Überlegung und sagte, er sei ganz einverstanden, vorausgesetzt, daß es mit Zustimmung von Monna Moneta (so hieß seine Mutter) geschehe, denn es sei dies sein eigener Wunsch auch. Es währte daher nicht lange, so nahm er ein sehr schönes frisches und äußerst kräftiges Mädchen zur Frau, die vielleicht für sein Wesen nur allzurüstig war. Nach der Hochzeit war er sorgfältigst bemüht, den Unterweisungen seines Stiefvaters nachzukommen. Während er nun täglich in die Bude ging und es sich sauer werden ließ, geschah es, daß der Mantuaner dermaßen mit dem Weibe Ghedino's vertraut wurde, daß er dachte, wenn ihm dieser von seinen Geschäften bei Tag abnehme, so dürfe er das junge Weib nicht unter der Abwesenheit des Gatten leiden lassen; nahm sich daher vor, nach Leibeskräften die Lücke auszufüllen, welche diese seiner Meinung nach fühlen müsse. Er übertrug ihm daher jeden Tag neue Geschäfte und nöthigte ihn damit, sich möglichst lang aus dem Hause entfernt zu halten; namentlich veranlaßte er ihn morgens in aller Frühe aufzustehen. Der Mantuaner trieb diesen Handel schon eine gute Weile, bis einer kam und dem Ghedino ins Ohr raunte: Ghedino, ich weiß nicht, wie

du dich wohlfühlen kannst, da du eine junge Frau hast die so ganz frisch in dein Haus gekommen, und du dich so oft von ihr entfernst, zumal in der Zeit, welche die Männer dem Vergnügen der Weiber widmen sollen. Was würdest du machen, wenn sie, am Morgen so frühe von dir im Stich gelassen sich an einen wendet, der ihr besser Gesellschaft leistet, als du?

Bei alle dem schöpfte der Strohkopf noch keinen Verdacht, fuhr vielmehr in der angegebenen Weise fort und ließ dem Mantuaner allen Spielraum, das zu erreichen, was er so sehnlich wünschte, nämlich theils durch den beständigen Ärger, den ihr ihr Mann verursachte, theils durch die Bequemlichkeit und geschickte Gelegenheit, welche er selbst ihr bot, das schöne Weibchen seinen Wünschen fügsam zu machen. So stellte er sich denn auch einmal nach der zwischen ihnen getroffenen Verabredung gegen Monna Moneta ganz tiefsinnig und nachdenklich und erklärte, er müsse in Geschäften von großer Wichtigkeit ausgehen. Sobald er daher merkte, daß Ghedino aufgestanden war, erhob er sich von der Seite der Monna Moneta, welche nichts davon ahnte, und schlich sich heimlich an die Seite der jungen Frau, welche in einem andern Zimmer nicht weit von dem ihrigen schlief. Der Zufall wollte, daß an diesem Morgen Ghedino in der Eile ein paar Kardätschen vergessen hatte, welche er den Tag zuvor neu gekauft, auch hatte er die alten nicht mitgenommen. Er bemerkte auch seine Vergeßlichkeit erst, als er mit leeren Händen an seiner Bude ankam. Er lief daher schnell zurück, öffnete die Hausthüre leise, kam, ohne von einem Menschen gehört zu werden, gerades Wegs an seine Stube, und trat ein, weil er ganz gut sie zu öffnen wußte und der thörichte Mantuaner nicht so gescheit gewesen war, sie auf eine Weise zu schließen, daß man nicht öffnen konnte. Ohne sich zu rühren oder zu rufen sah er denn so klar wie der Tag, welches Erbarmen der Mantuaner mit seinem Weibe hatte, um

deren willen er den Acker der Monna Moneta zu pflügen unterließ, um einen fremden zu bepflanzen, damit der jungen Frau die Langweile verginge. Es schien ihm zwar nicht recht, sie zu stören, aber doch konnte er sich nicht enthalten, einen großen Lärm zu machen. Während er nun mit dem Stiefvater sich zankte, öffnete das junge Weib, aus Furcht, das Wetter möchte sich zumeist über ihr entladen, da sie sich nicht anders zu rathen wußte, ein Fenster, welches auf die Straße ging, und da es nicht hoch war, sprang sie hinaus, was auch ganz bequem und ohne alle Verletzung von statten ging. Sie machte sich daher auf und eilte von dannen. Kaum war sie jedoch einige Schritte gegangen, so suchte sie Schutz in einem Nachbarhaus, welches eben offen stand, denn sie meinte, der arme Schelm ihr Mann sei ihr immer auf den Fersen. Sie wußte sonst nirgends hin und suchte nur, sich so tief innen als möglich zu verstecken. Da kam sie zufällig an die Thür eines Zimmers, in welchem ein gar artiger und heiterer Jüngling ganz allein schlief, welcher Galeazzo Garimberti hieß, schon seit mehreren Monaten ihr den Hof gemacht und auf alle Weise ihre Neigung für ihn zu entzünden gesucht hatte, ohne je zu einem Ziele zu gelangen und wieder einigen Frieden zu erreichen. Es war ihm, als höre er Tritte wie von einem, welcher eilig läuft; er stand schnell auf, um zu sehen, was es sei, und kaum hatte er die Thüre des Zimmers geöffnet, als das junge Weib voll Angst und zitternd sich ihm in die Arme warf. Der Jüngling erkannte sie gleich und da er sie so im Hemd viel schöner sah, als er sich hatte vorstellen können, und sich nicht denken konnte, was das heiße, nahm er sie, legte sie sanft auf das Bett und fragte sie mehrmals umsonst nach der Ursache ihres Kommens. Er meinte daher, es sei Zeit, sie mit etwas anderem, als mit Worten zu trösten, und da seine Glücksfahne so hoch stand, setzte er sich, ohne ein Wörtchen drüber

zu verlieren, in den Besitz dessen, was soeben dem Mantuaner war streitig gemacht worden. So sehr Ghedino mit seinem Stiefvater im Feuer war, bemerkte er doch, was sein Weib that; es faßte ihn daher das größte Mitleid mit ihr und ohne weiter Zeit zu verlieren eilte er hinaus, um zu sehen, was aus ihr geworden sei. Da er sie aber nicht auf der Straße fand, auch keine andere Thür offen sah, als die, in welche sie wirklich eingetreten war, folgte er ihr dahin nach, um zu erkunden, ob sie hier hereingekommen sei, denn er bildete sich wohl ein, daß sie so barfuß, wie sie war, und im Hemd nicht weit könne geflohen sein. Wie sie kam er auch an das Zimmer, fand die Thür unverschlossen, trat ein und fand das junge Paar beisammen. Ghedino war von diesem Anblick so betäubt, daß er nicht wußte, ob er träume oder wache. Da er aber sein Unglück so Schlag auf Schlag kommen und sich so unersetzlichen Schaden zufügen sah, wo er sich am leichtesten verletzlich glaubte, wußte er gar nicht, was er anfangen solle, und floh zurück, denn er fürchtete, wenn er schrie oder der Sache das geringste Hinderniß in den Weg legte, könnte nur ein noch größeres Ärgerniß daraus erwachsen, da er jetzt schon, indem er den ersten verscheucht, dem zweiten den Weg so leicht geöffnet habe. Er dachte also, er wolle unter keiner Bedingung noch den dritten erwarten, ließ sie demnach allein und lief, soweit ihn seine Beine trugen. Garimberti aber hatte auf dem zarten Erdreich seine erste Probe vollendet und da er nicht zum zweiten mal in seiner Ackerarbeit gestört werden wollte, schloß er die Zimmerthüre, umarmte das junge Weib und bat und beschwor sie so lange, bis sie ihm zu seiner größten Ergetzlichkeit mittheilte, wie es zugegangen, daß sie um diese Stunde und in solchem Aufzug sich zu ihm begeben. Allmälich kam sie wieder zur Ruhe, sie lachten, scherzten und schalten auf die Kardätschen, Flachskanten, Hächeln und alle andern Werkzeuge des Mannes und machten

in freier beiderseitiger Einstimmung noch mehrere Wettläufe zusammen. Ein paar Tage darauf leitete Garimberti es ein, daß alle sich wieder versöhnten und Frieden schlossen, nachdem er zuvor mit dem jungen Weibe die Abrede getroffen hatte, wie sie sonst zusammenkommen könnten.

---

## XIII. Giustiniano Nelli.

1490.

---

### 49. Giulio und Aurelio's Frau.

Es sind erst wenige Monate, daß in unserem Siena ein Jüngling von achtzehn bis neunzehn Jahren, sehr schöner Gestalt, edlem Blut und mit preiswürdigen Sitten geschmückt, Namens Giulio sich in eine sehr schöne, gewandte und über die Maßen reizende, nicht weniger sittsame als liebenswürdige junge Frau heftig zu verlieben anfing. Von dieser Liebe bewogen unterließ er nichts, was er meinte, daß ihr gefalle oder daß es ihm dienlich sein könnte, um ihr Wohlgefallen zu erlangen. Diese Liebschaft war seine einzige Beschäftigung, wie das häufig bei jungen Leuten geht; er widmete sich dem Lautenschlagen, Flötenspielen, Hornblasen, Singen und Tanzen. Es war kein Frühstück, Hochzeit, Mahlzeit oder andere Zusammenkunft, wo Isabella hinkam, daß nicht Giulio alsbald auch hingegangen wäre; ich geschweige von der Maskenlust, dem Limonenwerfen und Ausstreuen wohlriechender Sachen, wie es unsere jungen Leute in der Faschingszeit zu üben pflegen; aber es waren wenig Nächte, wo er ihr nicht eine Musik oder sonst eine artige Unterhaltung zu ihrem großen Vergnügen zu hören gab. Durch diese Kundgebungen merkte nicht blos ihr Gatte Aurelio Giulio's Liebe, sondern dieselbe war fast allen jungen Leuten in Siena bekannt, weshalb auch häufig Aurelio mit seiner Isabella darüber scherzte, in vollem Vertrauen auf die Keuschheit und Treue seiner theuren Frau. Isabella andererseits war zwar aufs Beste gesinnt.

theils wegen ihrer natürlichen guten Gemüthsart, theils wegen des liebevollen Betragens, das ihr Gatte ihr angedeihen ließ, aber dennoch misfiel es ihr nicht, sich von Giulio geliebt zu sehen, und betrachtete es gegenüber von andern Frauen als einen Vorzug, wiewol sie sich stellte, als kümmere sie sich gar nicht darum, wie wir das täglich schöne Frauen können so machen sehen; denn so schön, reich, jung und edel auch ihr Gemahl sein mag, so sehr sie von ihm geliebt sein mögen, versäumen sie doch niemals, Alles ins Werk zu setzen, weshalb sie glauben von andern für schön gehalten zu werden; und so schön sie auch die Natur mag hervorgebracht haben, so bestreben sie sich doch künstlich noch viel schöner zu erscheinen; ja sie würden sich lieber arm und sittenlos, als häßlich und alt nennen hören. Und fragt man eine solche, welche dergleichen Bestrebungen verfolgen: Warum thust du das?

Gleich antworten sie: Um meinem Mann zu gefallen.

Wenn sie ihm aber schon gefallen, so antworten sie: Um sein Wohlgefallen zu erhalten.

Und merken nicht, daß sie Vieles thun und treiben, was ihnen weit mehr misfällt, wie, daß sie sich die Haare aus der Stirne raufen, hohe Schuhe tragen und dergleichen Dinge, welche die Schönheit eher beeinträchtigen, als erhöhen. Bei alle dem aber, um auf Giulio zurückzukehren, hatte er nie mehr, als einige seltene Liebesblicke von ihr erhalten können. Er verfiel auf verschiedene Wege, um seine Liebe einem Ziel entgegenzuführen, wiewol er wenig Hoffnung dabei hatte; aber ein Verfahren gefiel ihm vorzugsweise und daran hielt er auch fest, nämlich ein gefälliges Weibchen zu ihr zu schicken, um ihr auseinanderzusetzen, wie er in Liebe für sie glühe. Er nahm sich vor, hierbei keine Ausgabe zu scheuen. Da hörte er denn von einer gewissen Bonda, welche in Camollia wohnte, einer zu ähnlichen Leistungen sehr geeigneten Person, denn sie hatte ihre Jugend im Dienste der Liebe hingebracht und war nun aus Menschenliebe

gern andern behilflich, die sie ebenso hinbringen wollten; und sie hätte lieber die Messe nicht gehört, den Rosenkranz nicht gebetet oder die Predigt versäumt, als eine ihr aufgetragene Botschaft eines Verliebten nicht besorgt, wiewol sie auch kein Mönchskloster einen ganzen Tag unbesucht läßt und wenig Vespern gehalten werden, die sie nicht gerne anhörte, wo sie denn immer die letzte ist, welche die Kirche verläßt, um besser zu hören und zu sehen, was dieser und jener junge Mann spricht und wen er ins Auge faßt und was Base so und so mit ihrer Nachbarin plaudert; mit allen hat sie zu thun, nie gehen ihr die Worte aus, immer weiß sie, was in der ganzen Stadt und in der Umgegend geschieht. Diese also suchte Giulio auf und sagte zu ihr: Mona Bonda, euer guter Ruf hat mich gelockt, gerne herzukommen und mich unter euren Schutz zu stellen. Wie ihr wißt, ist es nun so die Art der jungen Leute, daß sie verliebt sind, und mein Unstern will, daß ich meine ganze Liebe auf ein Weib gerichtet habe, von der ich ohne eure Vermittlung nie ein gutes Wort zu bekommen hoffen kann. Ihr allein also könnt mir helfen, in eure Hände lege ich mein Heil. Helft mir, ich bitte euch darum, und verfügt über mich, soweit ich vermag, über meine Habe und Person, denn ich bin nie undankbar gewesen gegen solche, die mir Wohlthaten erwiesen haben. Und weil ich eure Klugheit kenne, vertraue ich euch meine Liebe an, damit ihr so gut seid und hingeht, mit Isabella Aurelio's Frau zu sprechen, wenn ihr sie kennt, und ihr, so gut ihr immer könnt, mich empfehlt.

Bonda setzte sich darauf nieder und antwortete bedächtig: Giulio, allerdings war es immer mein Bestreben, rechtschaffenen Männern Vergnügen zu verschaffen, sowol wie ich jung war, als auch jetzt, immer so weit als die Sittsamkeit zuließ. Aber so wahr der liebe Gott mir meine zwei Töchter erhalten möge, die der Stab meines Alters sind, ich habe solche Dinge nie gern gethan.

Und jetzund will ich die wenige Zeit, die mir noch zu leben übrig bleibt, dazu anwenden, nach Ablaß zu gehen, Kirchen zu besuchen und Gott zu dienen. Gott weiß, daß ich vielmals um dergleichen bin angegangen worden, und um meine eigenen Töchter, denen ich aber niemals ein Wörtchen davon sagen mochte. Allerdings, wenn sie von selber sich einmal einen Freund erbeutet haben, bald um einen langen Schlafrock, bald um ein Paar Ärmel zu erhalten, da habe ich sie machen lassen, denn ich meinestheils will nicht in der andern Welt darüber Rechenschaft zu geben auf mich nehmen. Und ich sage dir, ich glaube, ich habe einen so guten Willen, als nur irgend eine meines Gleichen. Du sagst mir, ob ich Aurelio und seine Frau kenne. Ei welche Frau oder Mädchen von zehn Jahren und drüber gibt es in dieser Stadt, verheirathete oder unverheirathete, die ich nicht kenne? Es gibt wenige Häuser von Bürgern, wo ich nicht bekannt wäre und aus- und einginge wegen der Spinnerei, die ich treibe, denn ich mag nicht, daß mir irgend sonst eine die Spindel aus der Hand nehme. Ich flicke Hemden für Studenten, Kapuzen für Mönche, warte Nonnen auf; in der Sapienz und in der Stadt ist kein Student, der mich nicht kennt, bei Sanct Franz, Sanct Dominicus und Sanct Augustin kein Mönch, in dessen Zelle ich nicht tausend mal gewesen bin; von den Nonnen sage ich nichts; denn ohne Dispens habe ich Einlaß in alle Klöster, mit Gottes Hilfe bin ich nunmehr überall bekannt. Wisse überdies, daß deine Mutter mich so lieb gehabt hat, daß ichs gar nicht sagen kann; und alle Geschenke, die sie deiner Schwester Ginevra gegeben, habe ich mit diesen Händen gesponnen. O wie viel Gutes habe ich von jener Frau genossen, Gott habe sie selig! Aber seit sie todt ist, da ihr keine Frauen mehr im Hause habt, mochte ich nicht mehr hinkommen, und es wundert mich nicht, daß du dich daran nicht erinnerst oder darauf besinnst, denn vor drei Jahren

warst du noch ein Knabe, jetzt bist du ein schöner Jüngling geworden. Ei wie groß bist du! Du gleichst deinem Großvater, der war der schönste junge Mann in Siena. Gott segne dich, mein Sohn! Ja, ich wäre sehr ungerecht und müßte die empfangenen Wohlthaten vergessen haben, wenn ich dir nicht dienen möchte, soweit ich kann. Wiewol es nicht mein Gewerbe ist, dir zu Liebe will ich mein Leben daran setzen, und ich sage dir sogar, daß, wenn du mich selbst um meine eigene Töchter angegangen hättest, hätte ich kaum nein sagen können, so groß ist die Neigung und Liebe, die ich für dein Haus gehegt habe und noch hege.

Dieser Schluß Bonda's hatte Giulio ganz erheitert, während er bisher sehr zweifelhaft gewesen war, bei seiner Unkenntniß solcher Leute, welche Keuschheit predigen und denen doch kein Verbrechen zu groß scheint, wenn es überhaupt ein Verbrechen heißen kann, verliebte junge Leute zu unterstützen. Ihre Reden gaben ihm also Muth und er eröffnete ihr ausführlicher seine Gesinnung; nachdem sie hiernach verabredet hatten, daß sie am folgenden Tage sie aufsuchen solle, nahm er von ihr Abschied. Am andern Tage kurz nach der Vesper, als Aurelio nicht zu Hause war, verfügte sich Bonda zu Isabella, trat ins Haus, erkundigte sich nach der Hausfrau und ging weiter in den Saal, wo bei ihrer Ankunft Isabella, welche sie nicht kannte, nicht wenig verwundert war, daß sie so ohne Umstände ihr ins Haus komme. Daher fragte sie, was sie suche. Bonda hatte feinen Faden zu Handtüchern zu verkaufen bei sich und antwortete, man habe ihr gesagt, sie bedürfe welchen. Damit zog sie aus dem Ärmel eine kleine Schachtel mit etwa vier Loth Faden zu einem Gulden das Loth hervor, zeigte es ihr, fing ein langes Gespräch darüber an, setzte ihr auseinander, wie nützlich es sei, solche Handtücher zu machen, erzählte ihr, wie viele sie solche verkauft habe, flocht dann ein, wie sie mit ihrer Mutter sei befreundet gewesen,

welche Gefälligkeiten sie von ihr empfangen habe und viel dergleichen Zeug. Darauf fügte sie hinzu: O welch ein trauriges Leben ist das doch heutzutage! Wie keck sind die jungen Leute jetziger Zeit! Während ich da in euer Haus ging, kam mir ein junger Mensch, den ich nur dem Namen nach kenne, er heißt Giulio, der war so frech mir zu sagen, ob ich ihn mit ins Haus nehmen wolle, er wolle unter meinen Rock schlüpfen. Gott verdamm' ihn! Seht, was das für artige Streiche sind!

Isabella antwortete nichts hierauf, lächelte nur etwas, ließ sich aber nicht einfallen, worauf das alles abziele. Bonda faßte dadurch neuen Muth und fuhr fort: Gott erhalte euch! Ihr kommt mir schöner vor, als je, und seid frisch und voll wie eine Rose und doch noch so jung! Ich erinnere mich, wie von gestern her, daß euch eure Mutter in die Messe mitnahm und überall, wohin sie ging. Und was sagt ihr dazu, daß er auch noch so keck war mir zu sagen: Empfehlt mich der Frau vom Hause!

Und noch viel Anderes, was ich euch nicht sagen mag.

Isabella war ganz verwirrt; es machte ihr wohl Freude, von Giulio sprechen zu hören, da sie wußte, wie sehr er sie liebe, doch fürchtete sie mit dieser Frau davon zu reden, um keine Irrungen zu veranlassen; sie traute ihr nicht und schmählte am Ende Bonda mit spröden Worten mit dem Beifügen, nie mehr in ihr Haus zu kommen. Bonda erwiderte, entschuldigte sich und ließ nicht nach, bis sie sie begütigt hatte, worauf sie wegging mit dem Versprechen wiederzukommen und andern schönern Faden mitzubringen. Sie suchte Giulio auf, erzählte ihm den ganzen Hergang und sprach ihm zu, gutes Muthes zu sein; denn es sei die Art aller Frauen, in solchen Fällen immer abzuschlagen, so gern sie auch wollten. Er solle nur sie machen lassen, in wenigen Tagen werde sie ihn zufriedenstellen. Weil aber im ganzen Lande Soldaten seien, habe sie das Korn,

das sie von einem Landmann im Arbiathale gekauft habe, nicht kommen lassen können, und er würde sie sehr verbinden, wenn er ihr etwas Korn oder Mehl leihen wollte. Giulio, der schon so weit zu lesen verstand, sagte, hieran, wie auch an Wein und Sonstigem werde er es ihr nie fehlen lassen, sie solle nur allen ihren Fleiß anwenden, er werde sie gewiß zufriedenstellen. Sie versprach ihm von Neuem und nur noch eindringlicher das Beste, und nahm Abschied voll Freude im Gedanken an das Mehl, das sie gewonnen hatte. Giulio sandte ihr an demselben Abend einen Sack Mehl und ein Fäßchen Wein und erinnerte sie an ihre Arbeit. Mona Bonda ging am folgenden Tag um dieselbe Stunde zu Isabella und brachte ihr gebleichten Zwirn und Borten zum Geschenk und eine Flasche sehr wohlriechendes Gesichtswasser mit etwas Zwirn ähnlich wie der frühere. Als sie kam, machte ihr Isabella nicht eben das beste Gesicht; sie aber sagte ganz heiter und lächelnd: Madonna, ich habe seit gestern mich vielfach betrübt, wenn ich daran dachte, wie ihr, um nichts, kann man fast sagen, euch erzürnt habt. Es ist so meine Art, mit so schönen Frauen, wie ihr, immer zu plaudern, und ich würde mit euch um nichts zürnen, was ihr auch sagen wolltet. Ich bitte euch daher, macht es mit mir ebenso, und seid versichert, sobald ihr mich kennt, so wird es euch nicht unangenehm sein, wenn ich euch manchmal besuche, denn ich kann euch in Manchem helfen. Ich habe Geheimmittel, um Haare zu vertilgen, wo man will, sodaß sie nie wiederkommen. Ich kann Gesichtswasser machen von verschiedener Art, hell wie Krystall, und ich mache solches, das das Gesicht schön und frisch erhält, wie ihr seid, anderes, das glänzen macht wie Elfenbein, wieder anderes, das die Hautrunzeln zusammenzieht, was ihr freilich nicht nöthig habt. Ich kann sublimirtes Quecksilber bereiten, ich brauche keinen Gratino oder sonst einen Apotheker dazu, was freilich nicht viel heißen will, denn das sind

nur Schminken für die Unverständigen. Und damit ihr mir glaubt, will ich's euch mit der That beweisen, nicht allein mit Worten.

Damit zog sie ein Fläschchen hervor und gab es ihr in die Hand.

Nehmt das, sprach sie, als Andenken von mir! Es ist das, von dem ich zuerst gesprochen habe.

Darauf gab sie ihr den Zwirn und die Borten und sagte: Und das gehört auch euch; dieser Tage hat mirs eine Nonne von Santo Prospero gewiesen, mit der ich gut bekannt bin, aber ich brauche es nicht und wüßte es nicht besser anzubringen, als bei euch.

Isabella betrachtete die Sachen, die ihr ausnehmend wohlgefielen, und die Alte hatte sie so mit Worten umstrickt, daß sie ihr nichts anderes zu erwidern wußte, als, daß sie nicht zornig sei und daß sie diese Sachen gern annehme. Sie dankte ihr und versicherte sie, sie dürfe sich auf sie verlassen. Sie rief die Magd, ließ ihr zwei Käslaibe geben und sagte: Ihr müßt in diesem Fasching mir zu Liebe die Bluttorten machen.

Sie dachte nicht daran, wohin diese Freigebigkeit führen werde. Mutter Bonda kehrte zu ihrem Zwirn zurück und flocht dann den Giulio ein mit der Frage, ob es ihr Vetter sei, da er so eifrig nach ihr sich erkundige. Isabella antwortete nun allmälig und setzte auseinander, wie sehr sich diejenigen versündigen, die ihren Ehemännern die Treue brechen, und sie würde sich lieber umbringen lassen, als daß sie sich hierzu verstände. Bonda entgegnete darauf: Ihr sprecht hier fürwahr ganz wie eine rechtschaffene Frau und ich gehöre auch zu denen, die hiervon nie ein Wort hören wollten. Aber wenn unsere Männer so viel Rücksicht auf uns nähmen, wie sie es von uns gegen sie verlangen, so wäre das noch weit vernünftiger. Dagegen sehe ich, die Frau mag schön oder häßlich sein, wie sie eher mit Einer Hand, als mit Einer Frau sich begnügen würden, und

sich den ganzen Tag bald mit der Haushälterin, bald mit der Magd, bald mit der Pächterin und tausend andern Sudeldirnen einlassen. Ja, was noch mehr ist, am Abend rühmen sich die Männer dessen vor einander in den Schenken und das Gesetz erlaubt ihnen, daß sie hierüber nicht zur Rechenschaft gezogen werden können, während die armen unglücklichen Frauen, wenn sie sich nur ein paar Male am Fenster zeigen, gleich in Aller Mund sind. So wahr Gott lebt, das ist eine Ungerechtigkeit; und wenn ich wieder jung würde, so weiß ich gewiß, daß mir kein Wunsch unbefriedigt bleiben sollte. Allerdings, da die Frauen so großer Beschämung ausgesetzt sind, thun sie wohl daran, mit Vorsicht zu Werke zu gehen, mit Heimlichkeit und mit Leuten, die der Mühe werth sind, wie eben jener junge Mann, von dem wir soeben sprachen. Ich bin überzeugt, daß eine Frau, die es so macht, wie ich gesagt habe, nur dazu beiträgt, die Sünden ihres Mannes in der andern Welt zu tilgen; denn wenn der Mann einmal seine Pflicht gegen die Frau nicht einhält und die Frau sich ebenfalls versorgt, so ist klar, daß sie quitt sind und so hat keines von beiden gefehlt.

Isabella konnte hierbei kaum das Lachen halten, stellte sich jedoch äußerlich verwirrt und sprach: Ihr redet, wie ein Magister der Theologie; aber es ist doch lauter unverständiges Zeug, Bonda! Wer es thun will, mag's thun; ich aber meines Theils bin entschlossen, ich will mit keinem Mann zu schaffen haben, als mit meinem Aurelio, und will auch nicht wissen, ob er mit andern Weibern zu schaffen hat.

Bonda antwortete hierauf und Isabella entgegnete wieder, bis endlich Bonda mit der Erklärung hervortrat, sie gehe nicht hinweg, bis sie ihr eine Antwort an Giulio aufgetragen habe, damit er sie nicht weiter belästige. Darauf versetzte Isabella, als wollte sie sie zurechtweisen, sie solle ihm sagen, sie werde diese Dinge nicht thun

ohne Erlaubniß ihres Gatten, und wenn er sie sprechen wolle, solle er zu einer Zeit zu ihr kommen, wenn Aurelio zu Hause sei, dann wolle sie ihn anhören, sonst nicht. Bonda meinte, das sei keine Antwort, die sie gebrauchen könne, und hielt an mit Bitten. Isabella entließ sie aber und ging in ihre Kammer. Bonda kehrte zu Giulio zurück und verlangte von ihm vorerst zwei Ducaten, die sie ausgegeben habe für Wasser, Zwirn und Borten, die sie seiner Isabella geschenkt, und sagte ihm sodann, sie werde ihm etwas sagen, was ihn glücklich machen werde. Giulio griff in die Börse und gab ihr zwei Goldducaten mit der Bitte, ihm zu sagen, was sie ausgerichtet habe. Bonda berichtete sofort umständlich alle ihre Gespräche mit Isabella, flocht auch noch manches aus dem Kopfe ein und sagte ihm dann den Schluß ihres Besuches.

Und in wiefern, antwortete Giulio, wird mich das glücklich machen, wenn ich von ihrem Mann dazu Erlaubniß einholen soll?

Ich habe mir eine gute Art ausgedacht, sagte Bonda, wie du ins Haus kommen sollst, und der Ehemann soll dich selbst zu ihr in die Kammer bringen. Wenn du dir aber dann nicht weiter zu helfen weißt, so ist es deine Schuld.

Weiter will ich nicht, sagte Giulio. Sie erzählte ihm, was sie ausgedacht habe, und nun verabredeten sie alles Erforderliche auf morgen. Um die Zeit des Frühmahls ließ sie den Giulio sich als Weib verkleiden nach Art einer Bäuerin, mit einem dicken Tuche auf dem Kopf, und darüber ein Knäuel Werg, einen silbernen Ring am Finger, einen Rocken an der Seite, einen Korb am Arm und eine Alte hinter sich, so machte er sich auf den Weg nach der Straße, die vom Thore herkam und auf Aurelio's Haus zuführte. Als käme er zum Thore herein, trat er in Isabella's Haus und ging hinauf in einen Saal, ohne zu rufen. Dort angelangt fing Giulio

fast weinend also zum Hausherrn zu sprechen an: Ich flehe euch an, edler Herr, gewährt mir Sicherheit in eurem Hause!

Aurelio, in hohem Grade erstaunt, sprach also: Madonna, fürchtet euch nicht! Was habt ihr?

Die Alte, welche ihn begleitete, übernahm das Wort, damit Giulio nicht erkannt werde.

Edler Herr, sagte sie, wenn gleich diese Frau der Tracht nach eine Bäuerin zu sein scheint, wie ich, so ist sie dennoch von Adel und die Gemahlin von ...

Hier nannte sie einen unserer Mitbürger, welcher seit ein paar Jahren von hier weggewesen war.

Wie ihr wißt, ist ihr Gatte auswärts und wünschte, sie solle ebenfalls auf ihre Güter außer der Stadt kommen. Da nun aber auf Befehl der Achte angeordnet worden ist, daß kein Bürger oder Bürgerin die Stadt verlasse, ist sie, um ihrem Mann zu gehorchen, auf den Einfall gekommen, diese Kleidung anzulegen, um unerkannt zu bleiben. Sobald wir aber am Thore waren, sei es, daß sie zu verlegen einherging oder was für ein Unstern sonst über uns waltete, die Wachen fingen an, sie so fest ins Auge zu fassen, daß sie gut merkten, daß sie nicht vom Lande sei. Ja, einer von ihnen sagte zu ihr: Madonna, kehrt nur um und gebt euer Werg heim! Heut dürft ihr es nicht zum Spinnen tragen. Wenn ihr aber bei mir bleiben wollt, so will ich euch nicht Werg, sondern Flachs zu spinnen geben. Wenn ich solche Pächterinnen hätte, die behielte ich in Siena und ließe sie nicht auf dem Lande; meiner Treu, euer Gesicht ist nicht der Art, als solltet ihr bei Bauern schlafen. Darum bleibt ihr besser in der Stadt.

Wir antworteten nichts darauf, damit sie uns nicht besser zu erkennen suchen sollten, kehrten eiligst um und sind nun, ohne umzusehen, ob man uns nacheilt, hier in euer Haus geflüchtet, damit sie uns nicht erkennen, wenn wir nach Hause gegangen wären und sie uns nach-

geschickt und gesehen hätten, wohin wir gehen. Denn sonst hätten sie die arme Frau zu tausend Ducaten verurtheilt, wie die Verordnung lautet. Wenn wir nun auch hier hereingekommen sind, könnt ihr ja sagen, wir seien durch die Hinterthüre wieder hinaus und ihr habet uns nicht gesehen; und es ist ja klar, daß ihr keine solche Frauen bei euch habt, die veranlaßt wären, in dieser Weise Siena zu verlassen.

Während die Alte dies sprach, stand Giulio immer mit gesenktem Haupte da, that, als weinte er und hielt bald diese, bald die andere Hand vor's Gesicht, um nicht erkannt zu werden. Aurelio, der ein Ehrenmann war, ließ sich von dieser Erzählung zu großem Mitleid rühren und befahl sogleich dem Burschen, die Hausthüre zu schließen und niemanden ohne seine Erlaubniß zu öffnen.

Madonna, sagte er, es thut mir sehr leid, daß ihr auf so unangenehme Weise berührt worden seid; hier aber dürft ihr ganz ohne Besorgniß sein. Ihr könnt so lange hier bleiben, als wenn ihr meine eigene Schwester wäret, und ich weiß niemand, der euch hier aufsuchen würde. Ihr dürft daher nicht mehr weinen; niemand kennt euch; betrachtet euch hier ganz als zu Hause! Isabella wird nicht ermangeln, euch gute Gesellschaft zu leisten.

Er wies hierauf seine Gattin an, in die Kammer zu gehen, ihn mitzunehmen und ihm alle mögliche Bequemlichkeit zu verschaffen, tröstete überdem die vermeintliche Frau, so gut er konnte, und ging sodann hinweg und seinen Geschäften nach. Isabella trat mit der neu gebackenen Frau und mit der Alten in die Kammer und bat sie, so gut sie konnte, sich es nicht mehr leid sein zu lassen, sie sei jetzt an einem Orte, wo sie sich sicher nennen könne. Die gute Alte wandte sich, als es ihr Zeit schien, zu Isabella und zu ihrer Herrin und sagte: Madonna, es ist vielleicht besser, wenn ich an das Kloster der heiligen Maria Magdalena gehe, um eurer Schwester

mitzutheilen, wie die Sache ausgegangen ist, und ihr zu sagen, daß ihr heut Abend spät oder morgen in aller Frühe zu ihr kommt, da ihr nicht mehr heimkehren wollt. Ich bringe euch dann eure Kleider her, damit die andern Nonnen euch nicht in dieser Tracht sehen. Euch, Madonna Isabella, empfehle ich, so sehr ich kann, meine Gebieterin.

Damit nahm sie Abschied und verließ das Haus. Isabella war nun mit der angeblichen Frau allein und fing an, mit ihr in aller Einfalt zu plaudern. Giulio antwortete nichts, stand auf und ging an die Thüre, um sie zu schließen. Er nahm Isabella bei der Hand, riß sich das Tuch vom Kopfe, stand nun in einer seidenen Mütze da und gab sich zu erkennen. Sobald sie dies sah, war sie wie todt vor starrem Erstaunen und wollte anfangen zu schreien. Giulio aber sagte zu ihr: Madonna, schreit nicht! Ich bin nicht hier, um euch irgend etwas Unangenehmes zuzufügen. Setzt nicht mit einem Male mein Leben und eure Ehre in Gefahr, wiewol ich mir's zum Ruhm anrechnete, um eure Liebe zu sterben. Aber nur um euch thäte es mir leid, denn wenn ich hier gefunden werde, wer wird annehmen, daß ich ohne Anordnung von euch hierhergekommen sei? Und je mehr ihr euch hierüber entschuldigen würdet, um so mehr würdet ihr euch anklagen. Da es nun so ist, so laßt es euch gefallen, freundlich mit mir zu reden.

Isabella suchte ihm fortwährend aus den Händen zu kommen und ihm zu entfliehen, aber sie konnte nicht, denn er hielt sie fest. Da sagte sie weinend: Ha, treuloser Verräther, wie hast du jemals die Keckheit gehabt, mich auf diese Art zu täuschen, wenn du mich so sehr liebst, wie du sagst? Jetzt weiß ich gewiß, daß du mich niemals geliebt hast, da du dich dazu hergibst, mir so beschwerlich zu fallen. Sobald ich von dir wegkomme, werde ich mit dem Messer oder mit Gift mein Leben

enden, damit du mich nicht andern mit dem Finger zeigend dich berühmest, du habest mich hintergangen.

Darauf sprach Giulio, fast mit Thränen in den Augen: Meine Gebieterin, hätte die Natur mir so viel Verstand gegeben, um euch meine Gründe auseinander zu setzen, wie sie mir gerechten Anlaß gegeben hat, euch zu lieben, so zweifle ich nicht, daß ich mit Einem Schlage euch von solcher Hartnäckigkeit und mich von solcher Pein befreien könnte, denn ihr habt vollkommen Unrecht, euch über mich zu beklagen; denn wenn ich euch über Alles liebe, so ist es eure Schuld, wenn es euch misfällt, denn ihr seid über Alles schön. Wenn ihr meint, ich sei betrügerischer Weise euch ins Haus gekommen, so erinnert euch, daß ihr selbst es gerathen und befohlen habt, daß ich kommen solle, so lange euer Mann zu Hause sei, da euer Ruf gefährdet worden wäre, wenn ich auf andere Weise hätte kommen wollen. Mögt ihr nicht den Befehlen eures Mannes gehorchen, welcher euch sagte, ihr sollt mir in Allem, soweit ihr könnt, gefällig sein? Ich bitte euch, mein allerliebstes Herz, nehmt mich zu eurem Diener an und schenkt mir eure Liebe, denn es ist mir viel angenehmer, zu wissen, daß ihr mich liebt oder wenigstens, daß es euch gefällt, wenn ich euch liebe, als wenn mir die ganze Welt gehorchte. Und wenn ihr auch für gut finden solltet, mir den Tod zu geben, seht ich bin bereit, euch zu gehorchen in Allem, was euch recht ist.

Er umarmte und küßte sie und erwartete schweigend die Antwort. Isabella aber erwiderte nichts und blieb mit gesenktem Gesicht immer seufzend stehen. Giulio setzte daher seine Reden fort und sagte, Küsse unter die Worte mischend, also: Ach warum, Madonna, bekümmert ihr euch so? Ihr seid nicht die erste und werdet auch die letzte nicht sein. Und glaubt ihr, wenn euer Aurelio sich so mit einem schönen Mädchen zusammen sähe, würde er sich so viel besinnen, ob er euch misfalle?

Glaubt ihr, andere Frauen machen es nicht ebenso? Ganz sicher. Es gibt keinen andern Unterschied zwischen der Keuschheit der Frauen, als daß manche ihre Liebe geheim zu halten verstehen. Keuschheit bedeutet weiter nichts als vorsichtig sein. Und weil einige so thöricht sind, daß sie ihre Liebschaften nicht geheim zu halten wissen, werden diese nachher von den Männern für sittenlos gehalten. Uns kann dies nie wiederfahren, denn wenn man es nicht erfährt, ist das eben so viel, als wenn nie etwas gewesen wäre. Und wenn es eine Sünde wäre, wie man sagt, so würden die Gesetze diesem, wie anderem, vorbeugen. Habt ihr aber je Frauen vor Gericht kommen sehen, weil sie mit ihren Liebhabern zusammen waren? Gewiß niemals. Und wenn je jemand erführe, daß wir hier beisammen gewesen sind, was würde er anders denken, als daß wir einander genossen haben? Wenn aber niemand es erfährt, wie es niemand erfahren wird, wer kann uns je darüber zur Rede stellen, daß wir gut oder übel gethan haben? Ebenso wenig wünsche ich, da ich eure Liebe so sehr schätze, daß es zu jemandes Kunde käme, wie lange wir hier beisammen gewesen sind und daß ich unbefriedigt von euch geschieden bin; denn jeder würde glauben, daß irgend ein unschickliches Wesen oder Ungezogenheit von meiner Seite daran Schuld war, weshalb ich von Rechts wegen von euch abgewiesen würde, oder daß ihr die grausamste und sprödeste Frau wäret, die es auf der Welt gibt. Da nun aber keines von beiden der Fall ist, so laßt euch lieber von mir als erbarmungsvoll loben, denn als grausam tadeln. Und warum glaubt ihr, daß die Frauen so manche Widerwärtigkeiten treffen, wie die Entfremdung ihrer Männer ohne Grund, die schlechte Aufführung der Söhne, die Anfeindung in der Nachbarschaft und anderes Unangenehme, als weil sie undankbar sind gegen ihre Liebhaber?

Durch diese Worte ward Isabella's Gemüth etwas

besänftigt und sie leistete nicht mehr so entschiedenen Widerstand, wie bisher.

Bei meinem Mann, sagte sie, trifft mit Recht das Sprichwort ein, welches besagt: Wer zu schnell glaubt, wird oft betrogen.

Nächstdem sprachen sie noch vieles andere, was ich, weil sie es gar leise sagten, nicht verstanden habe, wiewol ich aufmerksam an der Kammerthüre lauschte, wie bisher. So viel weiß ich aber, daß Giulio die Kammer und das Haus in derselben Kleidung verließ, in welcher er gekommen war, aber viel heiterer als beim Eintritt. Auch Isabella schaute von nun an recht keck darein und sie richteten es so ein, daß sie Bonda nicht mehr nöthig hatten. Als Aurelio des Abends zum Essen heimkehrte, fragte er nach der Frau, welche er zu Hause zurückgelassen hatte. Isabella antwortete, ihre Magd habe sie in das Kloster geführt und sie habe sich sehr über ihr Weggehen betrübt, denn sie haben den ganzen Tag in so lebhaftem und anmuthigem Gespräche miteinander zugebracht, daß sie wol nie in ihrem Leben jemand gefunden habe, der ihr so wohl gefallen hätte; jene sei so klug und rede so verständig, als wäre sie ein Mann; hätte sie nicht gefürchtet, allzu begehrlich zu erscheinen, so hätte sie sie eingeladen, bei ihr zu essen und zu schlafen. Aurelio lobte sehr ihre gegen die junge Frau geübte Höflichkeit und war vergnügt, diesen Abend in die Familie der Hörnerträger einzutreten. Die Frau hatte den Unterschied zwischen den Umarmungen des Liebhabers und denen des Gatten verschmeckt und lebte lange Zeit mit ihm in Wonne und Freuden, wie sie jedem treuen Liebenden zu Theil werden mögen, andern aber nicht, weil diese es nicht verdienen.

---

# XIV. Luigi Alamanni.

1495.

---

## 50. Die Gräfin von Toulouse.

Der Frau Batina Larcara Spinola zugeeignet.

Als Languedoc noch nicht unter der Herrschaft der goldenen Lilien stand, lebte in Toulouse ein Graf, Namens Renatus, den die Natur in vielen Dingen und unter andern vornehmlich darin begünstigte, daß er die schönsten und wohlgezogensten Kinder besaß von allen französischen Fürsten; außer zwei Söhnen hatte er eine Tochter, welche jünger als diese war und von allen, die sie sahen, für eines der schönsten, sittsamsten und anmuthigsten Fräulein gehalten wurde, die man in jener Zeit sehen konnte. Nur darin war ihm der Himmel nicht sehr günstig, daß seine Frau, die Schwester des damaligen Grafen von Provence, mit welcher er äußerst vergnügt lebte, noch ehe sie ihr fünfunddreißigstes Lebensjahr zurückgelegt hatte, durch den Tod aus seinen Armen gerissen wurde zu seinem und des ganzen Landes herbstem Schmerze. Als sie dem Tode nahe war, rief sie den Grafen ihren Gemahl zu sich und nachdem sie ihn demüthig um Verzeihung gebeten hatte für alle Beleidigungen, die sie ihm wahrscheinlich gar nie zugefügt, empfahl sie ihm in Thränen gebadet ihre Kinder, vor allen aber die Tochter Bianca und fügte bei, sie bitte ihn als um die letzte Gunst, die er ihr in diesem Leben erweisen möge, um das bestimmteste Versprechen, das er ihr mit dem aufrichtigen Vorsatz es als unverbrüchliches

zu betrachten geben müsse, nämlich, daß er seine Tochter mit keinem Manne vermählen wolle und wäre es der König von Frankreich selbst, wenn sie nicht selber, nachdem sie ihn zuvor gesehen und kennen gelernt, sich damit einverstanden erkläre.

Einem jungen Mädchen, fügte sie hinzu, kann man kein schöneres Geschenk machen, als wenn man ihr freistellt, nach ihrem Wunsche den Genossen zu wählen, der unzertrennlich in einem Bunde mit ihr leben soll, welchen nur Schmach oder der Tod lösen darf.

Als der Graf die liebevollen und billigen Bitten seiner theuren Gattin gehört und wohl überlegt hatte, daß es ihre letzten Worte sein werden, und seinerseits die letzte Freundlichkeit, die er ihr erweisen könne, so gab er ihr unter vielen Thränen und Betheuerungen das Versprechen, es solle geschehen, wie sie wünsche. Er tröstete sie, obgleich er mehr im Falle war Trost zu bedürfen, als ihn zu gewähren, und sah, während er sie in den Armen hielt, die Seele aus dem geliebten Körper entfliehen, welchen er sodann mit den Ehrenbezeugungen, wie sie einer solchen Fürstin gebührten, in der Hauptkirche von Toulouse beisetzen ließ, wo das Grab noch heutiges Tages zu sehen ist. Zu derselben Zeit, da Catalonien noch nicht in die Gewalt des Königs von Aragon und Castilien gekommen war, war Graf von Barcelona ein Don Ferrando, welcher theils wegen der Nachbarschaft, theils aus Gründen der Eifersucht des Ruhmes lange in Fehde lebte mit dem Grafen von Toulouse. Bei den zahllosen und äußerst blutigen Schlachten, welche sie sich lieferten, war bald der eine im Nachtheil bald der andere; dieser war vom König von Spanien, jener vom König von Frankreich unterstützt. Doch, wie wir das täglich sich ereignen sehen, daß Fehden welche die Fürsten aus eitlem unüberlegten Ehrgeiz begonnen, am Ende ein Ziel finden durch Überdruß und Erschöpfung beider Theile, so merkten auch diese nur

zu spät und zu ihrem gemeinsamen Schaden, daß ihr Kriegführen am Ende keine andere Wirkung habe, als daß sie, indem sie sich arm machen, ihre Nachbarn bereichern und ihren Feinden Freude machen. Sie verständigten sich deshalb in einem Vergleiche, welcher nach der Ansicht der Unterhändler keines von beiden Ehre oder Vortheil beeinträchtigte. Und um den neuen Freundschaftsbund enger zu schließen, wurde für sehr passend erklärt, wenn die alten Waffen, die mit dem neuen Frieden zur Ruhe gekommen, durch eine neue Verwandtschaft auf ewig abgestumpft würden, in Anbetracht namentlich, daß, wie der Graf von Toulouse unter all seinen Kindern nur eine einzige Tochter habe, ebenso dem von Barcelona unter seinen dreien nur ein einziger männlicher Nachkomme geblieben sei. Es brauchte daher nicht viele Worte, um dieses Ehebündniß zu verabreden, und als Mitgift wurde ausgemacht, wie manche behaupten, Salces und Perpignan, nach andern aber Gold und Geld, was ihm von dem Grafen von Provence, welcher in jener Zeit durch das gute Regiment Romeo's zu großen Reichthümern gelangt war, auf einige benachbarte Güter bei Arles und Tarrascon geliehen wurde. Als nun alles abgeschlossen war, fehlte nichts mehr in dieser Sache, als daß der Toulouser in Erinnerung an das seiner Gemahlin gegebene Versprechen erklärte, es habe alles seine Richtigkeit, wenn das Wesen des jungen Grafen der Tochter gefalle, gegen welche er durch sein Wort verpflichtet sei, ihr keinen Gemahl zu geben ohne ihre Beistimmung. Dieser Punkt schien jedoch beiden unerheblich und keiner hatte darum weniger Hoffnung auf das Gelingen der Sache, denn der junge Graf war durch Reichthum und Adel der Verlobten völlig werth und überdies so schön und tugendhaft und mit so seltenen geehrten Eigenschaften ausgestattet, wie nur irgend ein, ich sage nicht Fürst, denn das sind weiße Raben, sondern ein gewöhnlicher Edelmann in ganz Europa in jener Zeit

gefunden werden konnte, was man vielleicht nicht gern glaubt, da er in Barcelona geboren war, aber es wurde auch und wird noch jetzt als ein Wunder erzählt, da weder vor- noch nachher ein ihm ähnlicher in jenem Lande gesehen wurde, noch zu erwarten steht, daß werde in Zukunft gesehen werden. Dieser wurde also von seinem Vater zur Einholung der Braut, welche man schon im ganzen Lande erwartete und zu empfangen fast schon ganz bereit war, mit großem Prunk und schönem und ehrenvollem Geleite nach Toulouse geschickt, wo er mit derjenigen Ehre und Liebe aufgenommen wurde, welche einem so großen Herrn und so geliebten Sohne gebührte, ohne daß etwas versäumt worden wäre, was französische Höflichkeit und spanischer Anstand erheische, deren beiderseitige Anforderungen wegen der Nachbarschaft der Länder damals genau bekannt und in Übung waren. Nach den ersten Bewillkommnungen wurde ihm in dem Palaste die schöne Tochter königlich geschmückt vorgestellt. Diese wußte ihre wunderbare Schönheit durch seltene Anmuth und Würde zu erhöhen und empfing ihn auf so freundliche und reizende Weise, daß der junge Graf ganz von Staunen, Liebe und Wonne überwältigt wurde, und wenn er bisher durch den Ruf nach ihrem Besitze verlangend geworden war, so wurde er nun durch ihren Anblick in einem Augenblicke so entflammt, daß er kaum Ort und Zeit erwarten konnte. Die Tochter, welche vom Vater zuvor über alles unterrichtet worden war, maß ihn von allen Seiten mit nicht minder scharfen Blicken, als er sie; doch that sie es mit jener größeren Verschämtheit und Verstellung, welche der weiblichen Sittsamkeit ziemt, er dagegen weidete mit unzweideutigem Ausdruck wie ein Verliebter und ein Fürst seine Augen an ihr. Nach dem ersten Empfang wurden die Tafeln gedeckt, auf welchen die ausgesuchtesten Speisen und Leckerbissen nicht fehlten, wie es nur in dieser Jahreszeit und an diesem Orte sie aufzufinden möglich war. Nach Beendigung der kostbaren

Mahlzeit wurden nach Landessitte in den reichsten Gefäßen Granatäpfel aufgetragen, welche in jener Gegend sehr schön wachsen, um damit den Mund von dem verschiedenen rückbleibenden Geschmack der vielen Speisen zu reinigen. Der Graf hatte auch einige davon genommen und zufällig war ihm einer aus der Hand entwischt, was er alsbald bemerkte, und, wie er selbst hernach und viele andere, welche es gesehen hatten, versicherte, faßte er, um die Leichtigkeit und Gewandtheit seiner Hand zu zeigen, denselben sehr geschickt auf, noch ehe er den Boden berührt hatte, und führte ihn zum Mund. Die junge Braut, sei es, daß das Schicksal sie dazu genöthigt, oder daß wirklich die Handlung an sich ihr eines vornehmen Mannes unwürdig schien, kurz sie war darüber in ihrem Herzen sehr beunruhigt und stellte bei sich selbst im Stillen folgende Überlegung an: Da haben wir's nun, was ich so oft habe sagen hören und zwar von Leuten, die wohl ein Urtheil darüber hatten, daß die Catalonier die filzigsten, dürftigsten Menschen des Abendlandes sind. Ich habe zwar an diesem manche Eigenschaften gesehen, die nicht für Catalonien passen; doch könnte es wol sein, daß er sich deshalb selbst Zwang anthut, wie es Leute machen, welche andere zu täuschen suchen, ein alter gemeiner Brauch in Catalonien. Es verräth aber einen armen Verstand, wenn man nicht wenigstens auf kurze Zeit sich in das Betragen und die Worte eines Wackern hüllen kann, bis man seinen Plan zum Ziele geführt hat und zu seiner Natur zurückkehren darf. Aber der Geiz, die Mutter und Amme aller Laster, soll eben, wie ich von einem meiner Lehrer weiß, die verborgene Eigenthümlichkeit haben, daß er sich auch von dem geübtesten Heuchler nicht verbergen läßt. Denn der, dessen Wesen so beschaffen ist, ärgert sich nicht nur, wenn er selbst das seinige ausgeben muß, sondern auch wenn er seine Feinde ihre Reichthümer allzufreigebig austheilen sieht, und fühlt darüber größern Unmuth, als ein Verschwender,

wenn er sehen müßte, wie man ihm all seine Habe auf der Welt, geschweige die eines andern, in widerrechtlichen Besitz nähme. Ist der Graf von der Art, was soll dann aus mir werden? Und ganz sicher muß ich ihn für einen solchen halten, wenn ich denke, daß, wer im höchsten Überfluß mit einer Frucht des andern geizt, wol in der Noth noch weit geiziger sein wird mit seinem eigenen Golde. Gibt es ein größeres Elend für ein edles hochherziges Mädchen, als einen reichen und geizigen Gemahl zu bekommen? Solche Frauen werden sich selbst zur Last und kommen zur Verzweiflung, andern aber sind sie ein Gegenstand des Spottes und Hohns. Die Götter verhüten, daß mir dies widerfahre! Ich will lieber bis zu den spätesten Tagen meines Alters auf diese Art leben, als mit ihm leben in beständiger Qual und Reue über meinen Unverstand. Mein alter Vater mag sagen, was er will! Ich weiß recht wohl, wie thöricht einer ist, der sich durch fremde Bitten bewegen läßt, sich selbst zu schaden.

Mit dem Entschlusse, durchaus diese Handlungsweise zu befolgen, setzte sie ihren Gedanken ein Ziel, und als alle Festlichkeiten vorüber waren, verabschiedete sich der Graf von Toulouse von dem Catalonier, nahm seine Tochter bei der Hand und ging mit ihr hinweg in sein Gemach. Hier befragte er sie unter den väterlichsten Ermahnungen um ihre Willensmeinung, worauf sie ganz entschlossen und heftig erwiderte, lieber wolle sie immer unverheirathet bleiben, wie jetzt, als einen Gemahl haben, der ihrem Wesen so sehr entgegen sei. Als der alte Vater dies hörte, der ganz das Gegentheil vermuthet hatte, war er im höchsten Grade betrübt. Er hatte gehofft, dadurch das Glück und den Frieden des ganzen Landes zu befestigen, und nun konnte es leicht kommen, daß von neuem endlose Verwüstung und allgemeine Fehde für sie alle daraus erwuchs. Er befragte seine Tochter um ihren Grund, und als er ihn vernommen, konnte er nicht umhin über diese Geringfügigkeit zu lachen, suchte

auch auf alle mögliche Weise sie davon abzubringen, aber es war alles umsonst, denn ihr letztes Wort blieb die entschiedenste Antwort, wenn sie merke, daß ihr gegen das ihrer Mutter geleistete Versprechen Gewalt angethan werden solle, so werde sie lieber mit eigener Hand sich das Leben und damit die ihr bevorstehende Unlust nehmen, als ihre Zustimmung geben. Der alte Graf erinnerte sich des seiner verstorbenen Frau gegebenen Versprechens und ward ebenso bewegt von zärtlicher Sorge um seine Tochter; daher antwortete er fast weinend nur folgendes: Wenn dein Entschluß so fest ist, so zu handeln, so geschehe es! Erwarte von mir keine andere Gewalt, als die, welche du dir selbst anthust!

Darauf verließ er das Gemach und mit den ehrenvollsten Entschuldigungen, die er ersinnen konnte, und mit den höflichsten Worten, die er wußte, nachdem er auseinandergesetzt, wie beschaffen in der Regel der Sinn der Frauen sei und der Mädchen insonderheit, und wie sie selbst auf ihrem Schaden am hartnäckigsten beharren, that er zuletzt dem Grafen von Barcelona zu wissen, sie gebe zu dieser Eheverbindung durchaus ihre Einwilligung nicht. Diese Worte waren verletzender als die schärfsten Pfeile für des Cataloniers Herz und verwundeten es um so schmerzlicher, je weniger er von dieser Seite gefürchtet hatte und je näher er sich der Erfüllung seiner Wünsche glaubte. Nichts destoweniger verbarg er seinen geheimen Groll und Schmerz in seiner Brust, lächelte bitter und meinte, es sei dies nicht der erste Unfall, der wie ihm, so auch höheren als er schon begegnet, wodurch eine Hoffnung fehlgeschlagen. Da es nun so sei, so gedenke er, wenn er es genehmige, den Tag darauf nach Barcelona zurückzukehren; zur Vergütung der auf der Herreise erlittenen Beschwerden wünsche er aber wenigstens zu erfahren, was denn vorzüglich seine Tochter Misfälliges an ihm gefunden habe, um für die Zukunft seine Fehler zu bessern. Der Alte schämte sich eben so sehr,

die Wahrheit zu leugnen, als sie zu sagen; doch offenbarte er sie endlich, da er nicht anders konnte. Der Catalonier konnte es nicht ohne Lachen hören und antwortete: Fällt es mir wieder einmal ein, auf die Brautschau zu gehen, so wähle ich dazu gewiß die Jahreszeit, wo die Granatäpfel noch nicht reif sind, denn sie haben mich um eine Gemahlin gebracht, wie die Ceres um eine Tochter.

Er fügte noch Lobeserhebungen auf des Grafen Treue und Liebe gegen seine Gattin und Tochter bei, vermöge welcher er ihr nicht Gewalt anthun wolle, und versicherte, er dürfe darum nicht an der Aufrichtigkeit des unter ihnen zu Stande gekommenen Friedens- und Freundschaftsverhältnisses zweifeln. Darauf ging er auf andere Gespräche über und brachte so, freilich ohne großes Vergnügen, den ersten Tag hin. Am nächstfolgenden nahm er, seinen innerlichen Groll gegen das Fräulein verbergend, scheinbar ganz freundlichen Abschied von ihr sowie von den übrigen und trat in den größtmöglichen Tagemärschen den Rückweg nach Catalonien an. Sobald er über die Grenzen seines eigenen Gebietes getreten war, entließ er sein ansehnliches Gefolge unter dem Vorwand, er wolle zu einem heiligen Andachtsorte einige Meilen vom Wege abseits gehen, worunter sich viele unser Liebe Frau von Monferrato dachten. Und da man bei solchen Wallfahrten allen weltlichen Prunk und Glanz ablegen muß, wollte er nur zwei seiner treuesten Freunde bei sich behalten, um sein Gelübde mit möglichster Demuth und frommem Eifer zu erfüllen. Sobald aber die andern alle sich entfernt hatten, und er mit den beiden alten Vertrauten seiner Geheimnisse allein war, entdeckte er ihnen erst völlig seine Absicht, sie ließen ihre Pferde zurück und machten sich zu Fuß wieder rückwärts auf den Weg nach Toulouse, nachdem sie alle sich in Kleidung, Haltung und Gestalt gegen früher ganz verändert hatten. Der Graf hatte sich als Juwelenhändler ver-

mummt und trug ein Kästchen an dem Arme, wie man solche täglich in Paris umhertragen sieht und in ganz Frankreich, ja auch in Italien, und worin man unzählige und mannichfaltige Dinge zur Schau trägt, welche dann in den Häusern den Edelfrauen und den vornehmen Herren angeboten werden, mit denen sie sich ohne Weiteres bekannt machen. Er kaufte daher viele Kleinode und Goldarbeiten von großem Werth und einige andere Gattungen feiner Waaren, füllte damit seine Kiste und mischte darunter auch ein paar von seinen schönen Edelsteinen, deren er viele von der größten Schönheit mitgebracht hatte, um sie seiner Braut zu schenken, sobald sie die Seinige geworden wäre; die vom höchsten Werthe aber that er nicht dazu, um nicht durch den allzugroßen Reichthum in der Gegend erkannt zu werden. Er schor sich den Bart, den man damals in Catalonien zu tragen pflegte, und ging ganz allein nach Toulouse hinein in der festen Hoffnung, dies müsse das sicherste Mittel sein, das ihm das Geschick gelassen habe, um seine Geliebte noch einmal sehen und sprechen zu können. So ging er vom Morgen bis zum Abend in der Stadt umher, seine Waaren an diesen und jenen verkaufend, wie es der Zufall gab; vorzugsweise aber kam er oft in die Nähe des Palastes, welchen der Graf von Languedoc bewohnte, um die Gelegenheit zu erspähen, wo er wenigstens einmal mit derjenigen sprechen könnte, welche sowohl wegen des spätern Unwillens als durch die frühere Liebe seine Gedanken unaufhörlich beschäftigte. Und es dauerte nicht lange, bis er eines Abends nach einem sehr heißen Tage die schöne Tochter in weißem Anzug auf das anmuthigste auf dem Thore sitzen sah in großer Gesellschaft von den edelsten Frauen des Landes. Ganz zitternd grüßte er sie demüthig und fragte ob es einer der Frauen gefällig sei, etwas zu kaufen von seinen Sachen, wobei er die Güte seiner Waaren und die Billigkeit der Preise herausstrich. Die Gräfin und die Edelfrauen verschmähten, wie es

Landessitte ist, das Anerbieten nicht, riefen ihn zu sich, fragten ihn, was er habe, und standen rings um ihn her. Alle sammt und sonders ergriffen die eine diesen, die andere jenen Gegenstand, und befragten und bestürmten ihn dergestalt, daß er, welcher überhaupt nicht die größte Erfahrung in diesem Geschäft hatte, gar nicht mehr wußte, was und wem er antworten solle. Er wendete sich daher mit seinen Worten immer an die Gräfin und zog sich mit den ihm vorgelegten Fragen so gut als möglich aus der Schlinge. Nachdem er einige von seinen Sachen, die ihnen am besten gefielen, ziemlich wohlfeil an sie verkauft hatte, ging er hinweg, da ihn die Vesperzeit forttrieb. Er unterhielt diesen Handel lange Zeit, fast jeden Tag fand er sich bei derselben Gesellschaft ein und war bald so bekannt mit all den Mädchen geworden, daß es ihnen großes Vergnügen machte, mit ihm zu plaudern, um welches Glück ihn alle seine Handwerksgenossen nicht wenig beneideten, die immer von allen abgewiesen wurden, da diese sagten: Wir wollen unserem Navarresen treu bleiben.

Aus Navarra nämlich hatte er zu kommen vorgegeben, da er die Sprache nicht so in seiner Gewalt hatte, um für einen Franzosen zu gelten, und seine spanische Abkunft nicht bekennen mochte. Nach einigen Tagen paßte der Graf den rechten Augenblick ab, wo er, ohne von andern gehört zu werden, einer der Kammerfrauen der Gräfin, welche wie ihm schien am meisten von ihr geliebt und ihr zugethan war und welcher er bereits bei seinem Handel eine Gefälligkeit erwiesen hatte, sagen konnte, er habe in der Nähe eines der schönsten und kräftigsten Kleinode, die man je auf der Welt gesehen oder gehört; er trage es aber nicht so offen im Land umher, aus Furcht, es möchte ihm geraubt werden, und es sei ihm so theuer, daß er es für sein Leben selbst nicht hingeben würde. Ohne noch etwas hinzuzusetzen, schwieg er damit und ging kurz darauf hinweg. Der Kammerfrau schien

jede Stunde tausend Jahre zu währen, bis sie ihrer Gebieterin mittheilen konnte, was sie von dem Navarresen gehört hatte. Als nun die Zeit zum Schlafengehen gekommen war, erzählte sie ihr, während sie ihr beim Ausziehen behilflich war, von der Schönheit und Kraft des wunderbaren Juwels, fügte auch, wie es immer solcher Leute Art ist, noch etwas mehr als die Wahrheit hinzu, und schloß damit, wenn sie die Gräfin wäre, so würde sie gewiß Weg und Mittel finden, daß das Kleinod sicher in ihren Besitz gelangte, wenn gleich der Kaufmann den Entschluß habe laut werden lassen, es nicht zu verkaufen. Es gibt für alles, sagte sie, ein Mittel, außer für den Tod.

Durch dieses Anpreisen und Ermuntern entzündete sie solche Begierde in dem jungen Mädchen, daß diese die ganze Nacht hindurch an nichts anderes dachte, und in ihren Träumen nichts anderes sah, als eben dieses Juwel; und am Morgen, als es kaum Tag geworden war, beauftragte sie die Kammerfrau, sogleich den Navarresen aufzusuchen und ihn so lange in ihrem Namen zu bitten und zu beschwören, bis er sich bestimmen lasse, das Kleinod zu verkaufen; wenn dies jedoch sich nicht ausführen lasse, so solle sie es wenigstens dahin zu bringen suchen, daß sie es sehen dürfe; vielleicht vermindere sich durch den Anblick der Werth, den sie ihm nach dem Hörensagen beilege, und es werde damit auch ihre Sehnsucht nach seinem Besitze herabgestimmt. Die Kammerfrau begab sich also zu dem Navarresen und erzählte ihm alles, worüber er äußerst erfreut war und von vorn anfing, ihr auseinanderzusetzen, wie er dem Kleinod den allerhöchsten Werth beilege. Und wenn er es Tages zuvor sehr gepriesen hatte, so hob er es nun vollends bis in den Himmel, indem er unter tausend Schwüren von neuem versicherte, er würde eher, als das Juwel, sein Leben hinschenken; doch sei er aus Freundlichkeit und Gefälligkeit gegen sie es wohl zufrieden, sie es sehen

zu lassen, vorausgesetzt, daß sonst niemand, als die beiden Frauen anwesend seien, wenn er es hinbringe. Da die Kammerfrau mehr zu erreichen nicht vermochte, nahm sie wenigstens dies an. Sie verabredete mit ihm, zu welcher Stunde es heute geschehen solle, kehrte sodann zur Gräfin zurück und erzählte ihr alles. Zur festgesetzten Zeit kam der Navarrese mit dem von ihnen ersehnten schönen Kleinod. Es war dies ein spitziger Diamant von so außerordentlicher Größe und von so seltener und schöner Gestalt, daß wol nie etwas Ähnliches gesehen worden ist. Der Stein war in den Besitz des alten Grafen von Barcelona gekommen durch einige catalonische Seeräuber, welche auf ihren Streifzügen über die Meerenge von Gibraltar hinaus gegen die Insel Madera hingelangten und ihn dort einigen Normannen abnahmen, welche aus gleichem Grunde in jenes Meer gekommen waren; schwächer als die Catalonen wurden sie von diesen aller ihrer Beute beraubt und gefangen genommen. Dieser Stein soll nachher lange Zeit im Besitz des Königs von Neapel gewesen sein, jetzt aber dem Großtürken gehören, welcher ihn höher achtet, als alle seine andern zusammen, deren doch unzählige sind. Als er nun hingekommen war, begann er mit der bekannten spanischen Wichtigkeit und tausend Vorreden sein Juwel zu preisen, ehe er es vorzeigte, und betheuerte ihr bei seiner Redlichkeit, er schätze gerade seine Schönheit von allem am wenigsten, denn seine Kraft sei noch weit mehr werth; darauf machte er seine Gefälligkeit geltend, sagte, jemand anders hätte ihn nicht dazu gebracht, und schloß endlich damit, daß er ihr den Stein zeigte, unter dem Beifügen jedoch, daß er ihr sonst nichts gestatten könne, als blos den Anblick. Die Gräfin hielt das unvergleichliche Kleinod in der Hand. Je genauer sie es betrachtete, desto schöner kam es ihr vor, wie es auch wirklich war, und eine unwiderstehliche Sehnsucht entzündete sich in ihr, es zu dem ihrigen zu machen, da sie sonst nicht leben könne; doch heftete sie

darauf ihre schmachtenden Blicke ohne es allzu deutlich merken zu lassen. Darauf bat sie den Navarresen, ihr zu sagen, welche geheime Eigenschaft denn das Kleinod besitze. Nachdem er sich ein wenig geweigert hatte, antwortete er endlich, doch wie mit innerem Widerstreben: Gnädiges Fräulein, wenn einer im Zweifel ist, was er in einer Sache beschließen soll, die ihm nahe geht, und er schaut hinein, so sieht er, wenn es zu seinem Vortheil ausschlagen soll, diesen Stein so hell werden, als wären die Sonnenstrahlen darin verborgen; wo nicht, so wird er dunkler als eine mondlose Nacht. Es haben schon einige behaupten wollen, dies sei der Stein der Weisen, den viele umsonst gesucht haben, wiewol andere meinen, er sei mehr ein Werk der Alchimie, als der Natur. Auch fehlte es nicht an solchen, welche sagten, er habe Alexander dem großen gehört, und dieser habe sich ohne denselben nie dem Kriegsglück anvertraut; sodann sei er in den Besitz Julius Cäsars gekommen, und durch die Kraft dieses Steines haben beide für unüberwindlich gegolten, wie ihr oftmals gehört haben werdet.

Nach diesen Worten packte er seinen Edelstein wieder ein und nahm Abschied. Die Gräfin blieb mit ihrer Kammerfrau allein und rief zu wiederholten Malen: Wer wäre glücklicher als ich, wenn ich ein so köstliches und so seltenes Ding besäße, und es ganz nach Bequemlichkeit tragen und beschauen dürfte? Würde ich in der Folge einmal, wie neulich vom Grafen von Barcelona, zur Ehe verlangt, welcher Vortheil wäre es für mich, wenn ich untrüglichen Rath von meinem Edelstein erhielte!

Nach diesen Überlegungen bat sie zuletzt ihre theure Kammerfrau, ihr zu Lieb wieder zu dem Navarresen zu gehen, und es dahin zu bringen, daß er den Stein an sie verkaufe und zwar um einen Preis, den er selbst nach Belieben bestimmen möge. Die Kammerfrau, wiewol

ihre Hoffnung gering war, ging doch hin und das erste und zweite Mal umsonst und mit der abschläglichen Weisung, daß er nie mehr wagen würde, das Juwel irgend jemand auf der Welt zu zeigen, geschweige es zu verkaufen. Das dritte Mal aber schien es dem Navarresen doch Zeit, zu dem Punkte zu gelangen, den er am ersten Tag schon beabsichtigt hatte. Er sprach daher: Liebe Frau, da eure dringenden Bitten und die Schönheit und Anmuth eurer Gebieterin endlich meinen Willen gebrochen und mich zu dem Entschluß bewogen haben, eines so theuren Kleinods mich zu entschlagen, so geht hin und antwortet ihr, ich wolle es ihr ganz sicher geben, wenn sie mir statt der Bezahlung gestatte, eine einzige Nacht so vertraut bei ihr zu ruhen, als wäre ich ihr Gemahl. Will sie dies nicht thun, so sagt ihr, daß weder Geld noch sonst eine Belohnung mich je dahin bringen werde, auf mein Eigenthum zu verzichten; sie möge sich alsdann ihre Lust vergehen lassen und mir nicht länger mit Bitten beschwerlich fallen.

Die Kammerfrau hinterbrachte ihrer Gebieterin diesen Beschluß und fügte hinzu, wenn sie sich dazu nicht verstehen wolle, so sei sie selbst nicht gemeint, weitere Worte und Schritte in dieser Sache zu verlieren, denn sie sei überzeugt, es führe zu nichts. Die Gräfin erzürnte sich über diese Worte aufs Äußerste. Sie hielt ihre Ehre für schwer gekränkt und drohte mit heftigen Reden der zuchtlosen Verwegenheit desjenigen, dessen Worte ihre Keuschheit und Würde zu verletzen sich erdreistet, schalt aber auch die Kammerfrau, daß sie ihm nicht nachdrücklichst bedeutet habe, wie schlecht es für einen seines Gleichen sich zieme, solche Reden gegen sie zu führen. Die Kammerfrau lächelte ein wenig und erwiderte: Madame, als ich das erste Mal zu ihm geschickt wurde, meinte ich, meine Pflicht sei, euch und ihm alles auszurichten, was mir von der andern Seite aufgetragen werde, und ich hätte mir nicht zu deuten gewußt, welchen Theil des

Auftrages ich tadeln oder verschweigen solle. Seid ihr nun unzufrieden mit dem, was ich euch berichtet habe, so ist das eure Schuld, daß ihr mich nicht erinnert habt, für den Fall, daß er mir solche Dinge auftrage, solle ich ihn ausschelten und euch nichts davon sagen. Übrigens, wenn ihr mir diese Auflage gemacht hättet, würde ich die ganze Sendung jemand anderem überlassen haben, denn wegen billiger Dinge könnte ich nie jemand tadeln, geschweige strafen. Unser Herr Gott läßt sich auch ungerechte Wünsche wie gerechte vortragen, von Guten wie von Bösen, erhört aber freilich nur jene, wenn es ihm gut dünkt, und diese nicht. Ich konnte daher nicht wissen, daß ihr höher gehalten sein wollt, als er. Womit hat euch der Navarrese beleidigt? Wißt ihr nicht, daß man das Fragen überall in der Welt umsonst hat? Ihr seid noch zu jung und wißt noch nicht recht das Gute und Böse zu unterscheiden. Wären eure Haare so weiß, wie die meinigen, so würdet ihr anders sprechen. Man muß allerdings oft so sagen; aber wo und zu wem? Weder hier, noch zu mir, noch zu den Frauen, die euch ergeben sind, sondern zu Männern und zu fremden Frauen, die euch, wenn sie euch auch nicht glauben, wenigstens für klug halten und für eine Frau, welche sich auf unsere Kunst, das heißt das Heucheln wohl versteht. Mir, die ich euch ganz ergeben bin und nichts anderes auf der Welt habe, was mir theuer ist, kommt nicht so! Ich weiß recht wohl, daß die größte Ehre und das größte Vergnügen, das man den Frauen machen kann, darin besteht, daß man sie um dasjenige bittet, ohne was wir ein Tag ohne Licht, ein Meer ohne Wellen wären. Ich entschuldige euch mit eurem zarten Alter, und habe deshalb mit eurem Zorn Geduld. Wir wollen zu etwas anderem übergehen! Aber das sage ich noch, wenn ihr den Navarresen auf eine kluge Weise befriedigt, so bekommt ihr den Edelstein eigen, und mir scheint, ihr kämet auf diese Art wohlfeil zu. Was zum Teufel könnt

ihr ihm denn Geringeres geben, als ihn mit einer Münze bezahlen, von der uns, je mehr wir geben, um so mehr zu geben übrig bleibt? Die Sünde in Betracht zu ziehen, das wollen wir den Betschwestern und den alten Mütterchen überlassen, die sonst nichts zu thun haben; für junge Mädchen aber ist das nichts, die noch tausend Jahre Zeit haben, um ihre Fehler gegen ihren Herrn Gott zu bereuen. Und jenen muß man auch noch zu bedenken geben, daß sie dazu weder Gelegenheit noch Begierde haben und nicht darum angegangen werden. Um die Ehre zu verlieren, muß die Sache bekannt werden; thun wir es daher im Geheimen, so geht die Ehre nicht verloren. Ich sage euch meine Ansicht wie eine Mutter, und ihr mögt dann das thun, was ihr für das Beste haltet. Aber das gebe ich euch zu bedenken, daß ich um so viel weiser, als älter bin. Es thut mir sehr leid, daß ihr nicht meinen Willen und Verstand habt, oder ich nicht eure Reize, Schönheit und Stand, von welchen drei Vorzügen euch jedoch von jetzt über vierzig Jahre auch zwei fehlen werden, und der dritte, was wird er euch helfen, als daß er euch größere Pein und Last bereitet? Dieser Juwelier, wenn er auch ein kleiner Kaufmann ist, erinnert mich doch in Gesicht, Gedanken, Betragen und in allem weit mehr an einen Edelmann als an seinen Beruf. Wenn ihr ihn daher nicht nehmt, so habt ihr zwar vielleicht nach eurem Geschmack gehandelt, aber nicht gethan was ihr solltet.

Mit diesen und vielen andern Worten bestürmte die alte Kammerfrau das junge Mädchen, fügte so viele andere Gründe hinzu und fing so oft von neuem an, bis die Gräfin fast ganz müde, so hart und sauer es sie ankam, nach langem Verweigern, Streiten und Nachdenken am Ende zu ihr sagte: Nun so geh und thue, was dir gut scheint! Veranstalte es aber so, daß es nicht mehr, als eine Nacht wird und daß diese so spät anfängt, daß ich nicht viel Unlust davon zu tragen habe

und du nicht viel Gefahr; denn wenn du dir einmal etwas in den Kopf gesetzt hast, so muß man sich dazu bequemen oder wird man deiner Widerwärtigkeiten nicht eher los.

Die Kammerfrau erwiderte darauf nichts mehr, suchte aber, sobald sie konnte, den Navarresen auf und verabredete mit ihm, daß er sich in der folgenden Nacht genau um die Zeit der Frühmesse an einer Hinterthüre des Gartens einfinden, was sie ihm genau beschrieb, und den Edelstein mitbringen solle. Und so geschah es. Als ihr in der Nacht der Navarrese den Edelstein gegeben hatte, sagte er zu ihr, er habe noch einige andere von nicht geringerem Werthe, die er ihr um denselben Preis überliefern wolle, wenn es ihr recht sei. Da die Kammerfrau diesen Antrag gehört hatte, setzte sie ihrer Gebieterin unaufhörlich zu, machte ihr bemerklich, daß, was einmal geschehen sei, dadurch nicht schlimmer werde, wenn es öfter geschehe, und daß einmal eben so viel sei als viermal. Sie wußte es auch so gut anzugreifen, daß sie außer jenem großen Diamant noch einen sehr schönen Rubin gewann und einen Smaragd, von welchen der Navarrese behauptete, der eine habe schützende Kraft gegen das Gift, der andere gegen die Pest, welche fortwährend in Languedoc hauset, so kräftig auch Sanct Rochus von Monpellier gegen sie ankämpft. Aber wie es meistens geschieht, daß man gerade das findet, was man am wenigsten sucht, so begab es sich, daß einige Wochen darauf die Gräfin sich zu ihrem äußersten Grame schwanger fühlte. Sie berathschlagte sogleich über ihren Zustand mit ihrer Kammerfrau, welche sie ermunterte, Geduld und Muth zu haben, und sagte, man müsse es geheim halten, es finde sich schon für alles ein Auskunftsmittel; sie sei nicht die erste und dürfe auch nicht fürchten, die letzte zu sein, die nach einem solchen Unfall noch als Jungfrau verheirathet werde. Wenn dies ein Grund wäre, der jeder, welche dieses Schicksal gehabt, die Haare

ausfallen machte, so müßten die meisten Frauen auf der Welt eine Perrücke tragen. Da erwachte aber in der Gräfin aller Adel und alle Größe der Gesinnung, welche schon ihre Geburt mit sich brachte, und sie antwortete: Mögen andere immerhin thun, was ihnen das Beste dünkt! Mich aber soll Gott davor bewahren, daß ich, nachdem ich den ersten Fehltritt nun einmal zu begehen unklug genug gewesen bin, denselben mit einem zweiten zuzudecken suche! Ich werde nimmermehr einem Manne angehören, den ich durch Lügen und Meineide in dem Wahn erhalten müßte, er besitze etwas, was ich ihm doch nicht gebe. Die Buße, das ist mein Wille, falle auf den Sünder und die Frucht ernte der, der den Saamen streute. Ich bin deinem Rathe seither leider nur zu sehr gefolgt. Verschone mich deshalb ferner damit, wenn du mich nicht beleidigen willst, und bring mir den Navarresen hierher! Wenn ich mich auch einmal so tief erniedrigt habe, mich ihm hinzugeben, so will ich jetzt groß genug sein, mich keinem zweiten betrügerisch aufzubürden. Ich bin durchaus entschlossen, den Weg zu verfolgen, auf welchen mich das Schicksal, deine verkehrten Einflüsterungen und meine Unvorsichtigkeit geführt haben.

Die Kammerfrau, als sie die Entschlossenheit ihrer Gebieterin erkannte, und oft vergeblich versucht hatte, sie davon abzubringen, führte ihr endlich den Navarresen herbei. Dieser hatte, vielleicht weil er die Gräfin oft gesehen, bemerkt, daß sie in Farbe und Gesichtszügen verändert und magerer geworden war, und da er den Grund wohl wissen konnte, auch sich zu Erreichung dieses Zweckes alle Mühe gegeben hatte, war er gar bald auf die wahre Ursache ihres Übelbefindens verfallen. Wiewol vom Schmerz gebeugt empfing sie ihn dennoch, ohne auch nur eine Thräne zu vergießen, mit starkem Geiste, nicht wie ein junges schwaches Mädchen, sondern wie ein erfahrenes kräftiges Weib, und sagte zu ihm: Mein Freund, dieweil dein Glück und mein Unglück, deine Klugheit und

meine Unvorsichtigkeit mich dahin gebracht haben, daß ich hochgeboren, wenn ich nicht Gott und die Menschen betrügen will, eines Juweliers Weib werden, und du der Namenlose der Gatte einer Grafentochter werden mußt, so bitte ich dich, du wollest mich nicht verstoßen und dich entschließen, mich völlig als die deinige hinzunehmen. Ich fühle mich schwanger von dir und gedenke auf keine Weise hier zu bleiben, um andern Kummer und Ärgerniß, mir selbst aber Schmerz und Schande zu verursachen. Ich bin vielmehr bereit, mit dir zu ziehen und durch ein dürftiges Leben lieber in einem einzigen Theile diesem armen sündigen Körper wehe zu thun, als bei leiblicher Behaglichkeit tausend mal in einer Stunde meine Seele und die Seele vieler anderer mit mir zu kränken. Richte dich also ein, daß wir morgen, ehe die Nacht herankommt, von hier geflohen sind! Ich nehme deine und überdies viele andere von meinen eigenen Juwelen mit, dazu einiges Geld, und so wollen wir hinwegziehen und uns so gut wir können gegen den Hunger schützen, bis ich begreife, warum die Sterne mich in diese Welt gesetzt haben.

Der Graf von Barcelona (jetzt wollen wir ihn nicht mehr den Navarresen nennen), wie überaus erfreut er auch hierüber war, da er ja gar nichts anderes wünschte, so überlegte er doch, wenn er wirklich der gewesen wäre, für den sie ihn hielt, wie weit einen oft das Schicksal führen kann, wie viel Gewalt der Himmel über uns hat, und wie oft es vorkommt und wie leicht es ist, die Frauen, obschon sie sich für äußerst listig halten, zumal aber junge Mädchen zu betrügen; da überkam ihn ein solches Mitleiden mit ihr, daß er nahe daran war, trotz all seiner Mannheit und um eines andern willen das zu thun, was sie, als Weib, um sich selbst zu thun verschmähte, nämlich zu weinen. Er bedeckte das Gesicht, verbarg seine Gemüthsbewegung und sagte in großer innerlicher Bewegung: Edles Fräulein, ich bin ein niedriger armer

Handelsmann, wie ihr ja gar wohl bemerkt haben könnt; aber trotzdem ist mein Sinn immer darauf gestanden, unbeweibt zu leben und zu sterben. Darum bitte ich euch, fallet mir nicht zu Last und stürzt euch nicht selbst in dieses Misgeschick!

Er hätte gerne noch weiter gesprochen; aber sein Mitleid mit ihr und der Wunsch, sie ganz zu besitzen, sowie die Besorgniß, es möchte sie Reue ankommen, schlossen ihm den Mund. Sie antwortete ihm: Mein Freund, ich will dir nichts mehr sagen, als daß du bedenken mögest, daß das Glück dem gesegnetsten Menschen auf dieser Welt in seinem ganzen Leben nicht mehr als eine solche Gelegenheit bieten kann, wie sie jetzt dir mein Misgeschick und dein guter Stern bereitet. Sieh wohl zu, daß das Glück sich nicht über deinen Unverstand erzürne, wenn du ein Juwelenkrämer die Hand einer Gattin verschmähen willst, welche vor nicht langer Zeit die Bewerbung des Grafen von Barcelona zurückgewiesen hat.

Diese letzten Worte fachten wieder etwas den alten Groll im Herzen des Grafen an und trieben sein Gemüth zur rohen Rache an. Ohne fernere Weigerung erklärte er demnach, da es so ihr Wunsch sei, füge er sich in jeden ihrer Befehle; sie müsse sich aber gefaßt machen, in allen Dingen zu leben wie seine Frau und nicht wie die Tochter ihres Vaters, mit ihm ohne Begleitung und zu Fuß wandern, wie sein Stand und seine alte Gewohnheit es erfordere, namentlich auch, um desto besser den Gefahren zu entgehen, welchen sich ein Mann aussetzt, der eines Grafen Tochter aus ihrem Hause entführt, um sie in fremde Länder zu bringen. Ungekannt und ohne ihrer Verabredung gemäß mit irgend jemand zu sprechen, außer mit der Kammerfrau, welche weinend zurückblieb, gingen sie in Pilgertracht, als wollten sie den heiligen Jakob in Galizien besuchen, in der nächsten Nacht von hinnen. Ein gewaltiger Aufruhr entstand in Toulouse und im ganzen Lande, als das Geschehene bekannt wurde.

Da aber kein Mensch die Wahrheit ahnen konnte, glaubten manche, sie möge, plötzlich von Gott getrieben, in irgend ein heiliges Nonnenkloster geflohen sein; denn seit der Zeit, da sie sich schwanger fühlte, hatte sie größere Frömmigkeit als früher bewiesen und, so viel sie konnte, jede Gesellschaft gemieden; so konnte man also leicht auf jenen Gedanken kommen; und die zurückgebliebene Kammerfrau, welche allein darum wußte, brachte eine so wohl aufgestutzte Geschichte zu Markte und stellte sich zugleich als hintergangen und höchst unzufrieden über das Ganze, daß sie alle überzeugte, die Sache verhalte sich so. Theils wegen der Hoffnung, welche man hieraus schöpfte, theils weil die Flüchtigen in kurzer Zeit über die Grenzen von Languedoc hinaus waren, wurden sie nicht wieder aufgefunden, wiewol man ihnen eifrig nachspürte. Es würde zu weitläufig sein, alle die mühevollen langen Prüfungen zu nennen, welche der verliebte frohe Graf seine betrübte und unzufriedene Gattin unterwegs bestehen ließ. Früherhin ungewohnt, das ganze Jahr über nur vierzig Schritte zu Fuß zu machen, wo sie sich dann auf die vornehmsten Edelleute ihres Hofes stützte, und dies nur zur bequemsten Zeit, die man finden konnte, war sie jetzt genöthigt, unter der heißesten Juliussonne auf scharfen Steinen einherzugehen, gedrückt bereits von der Bürde ihres Leibes, alle mögliche Mühsal ertragend, wie nur das ärmste Geschöpf, das auf Erden wandelt. Der Graf lud sie nur dann und wann, so oft es nothwendig war, zur Ruhe ein, aber mit so rauhen Worten, und trieb sie darauf in so unhöflichem Ton zum Weitergehen an, daß der geringste Befehl für den Leib der Seele die größte Kränkung bereitete. Mit dem Tag aber, an welchem sie Toulouse verlassen hatten, war sie darauf gefaßt, jeden Hohn des Geschicks gelassen zu tragen. So ging es ihr unterwegs; in dem Gasthause sodann, wo sie einigermaßen hoffen konnte, bei Nacht von den Beschwerden des Tages auszuruhen, fand, da diese Gegend nach spanischer Sitte

nur mit den erbärmlichsten Herbergen versehen ist, und weil wie es scheint der Graf es um sich zu rächen darauf anlegte, die arme junge Frau so schlechtes Unterkommen, daß man es nicht Ruhe sondern Mühsal auf Mühsal heißen konnte. Endlich, nach mehreren Tagen kamen sie nach Barcelona und fanden daselbst seine Begleiter wieder, welche an demselben Tage wie sie von Toulouse abgegangen waren, aber in größeren Tagereisen den Weg zurückgelegt hatten. Er bezog mit seiner Frau eines der ärmlichsten und am schlechtesten ausgestatteten Gasthäuser der Stadt, in welchem jedoch eine brave und fromme Frau die Wirthschaft führte, wiewol es deren dort wenige gibt, welche nicht lieber der Taufe als dem Weiberverkaufe entsagten. Er schlief hier mit ihr die erste Nacht und brachte auch den ganzen folgenden Tag daselbst zu; am nächsten Abend jedoch beredete er sie, er habe in der Stadt ein Geschäft und er könne unmöglich anders als die Nacht über bei ihr sein, da er bei Tag ganz von seinen übrigen Angelegenheiten in Anspruch genommen sei. Er sagte, sie solle mit der Alten hier im Hause ihre Arbeiten theilen; dadurch könne sie ihren hinlänglichen Unterhalt verdienen; denn er sei nicht gemeint ihretwegen eines seiner Kleinode zu verkaufen noch auch das Geld aufzuzehren; vielmehr, wie er stets durch seine Betriebsamkeit etwas erübrige, so wünsche er, daß auch sie es halte, wenn es ihr daran gelegen sei, im Frieden mit ihm zu leben. Die unglückliche Gräfin seufzte in ihrem Herzen schwer, als sie sich erinnerte, wie vielen Leuten ihr Vater zu leben gab, während sie sich nun in Umstände versetzt finde, wo sie genöthigt sei, ihren Lebensunterhalt mit ihrer Hände Arbeit zu verdienen. Doch antwortete sie mit heiterer Miene, sie wolle es thun. Der Graf verließ sie, ging im Pilgergewande nach seiner Wohnung, wo er längst vermißt und fast für verloren gehalten worden war, nun aber ganz unerwartet zurückgekehrt von seinen Eltern mit inniger Freude em=

pfangen wurde; denn seine Pilgerfahrt hatte sich um viele Wochen gegen seine frühere Angabe verlängert. Der freudige Graf blieb so den ganzen Tag in festlichem Genusse bei seinen Freunden und Hofleuten, ermangelte aber nicht, in der Nacht heimlich in der frühern Tracht die Gräfin aufzusuchen und bei ihr zu schlafen, legte ihr auch beständig neue Lasten und ärmliche Geschäfte auf und ermahnte sie, in der Küche und im Zimmer der guten Wirthin immer dienstwillig und bereit zu sein. Ja, noch nicht zufrieden mit dem auf sie gewälzten Schimpf beschloß er, sie noch weiter in Versuchung und Schmach zu führen. Darum sagte er eines Nachts zu ihr: Ich gedenke morgen einem Rauchhändler meinem Freunde in der Bude eines Schneiders eine Trinkpartie zu geben, wozu ich nun Brot kaufen müßte, welches doch hier zu Lande sehr theuer ist. Weil es mir nun zu sauer ankommt, so viel Geld auszugeben, so ist mir eingefallen, du sollst morgen früh, wenn die Wirthin das Brot gebacken, und du sie dabei unterstützt hast, dich anstellen, es sei dir etwas hinuntergefallen, wenn du damit zum Ofen zurückkehrst, und vier davon in deine Tasche unter dem Unterrock verstecken und sie mir aufheben. Zwei oder drei Stunden nach dem Morgenessen will ich sie abholen.

Der hochherzigen Gräfin erschien diese Zumuthung über alle Maßen erniedrigend und sie würde sie nicht für Ernst genommen haben, hätte sie nicht vorher so vieles über die schmutzige Armseligkeit der Spanier und Navarresen reden gehört. Sobald sie aber dachte, er scherze keineswegs, so bat sie ihn aufs Demüthigste, er möge sie doch nicht zwingen, so etwas zu thun.

Darauf versetzte er ganz zornig: Ist es dir noch nicht aus dem Sinn, daß du die Tochter des Grafen von Toulouse bist? Habe ich dir nicht am ersten Tage, wo wir von dort weggingen, gesagt, und von dir das Versprechen erhalten, du wollest alles andere vergessen und nur im

Gedächtniß behalten, daß du das arme Weib des Navarresen seiest. Darum sage ich dir nochmals, wenn du im Frieden mit mir leben willst, so mußt du dich entschließen, dies zu thun und was ich dir sonst noch befehle; oder ich lasse dich allein und gehe anderswo meinem Glücke nach.

Sie war genöthigt, es ihm zu versprechen und vollbrachte am andern Morgen genau sein Geheiß. Der Graf ritt jeden Abend durch die Stadt spazieren. Heute hatte er nun mit einem der beiden, welche mit ihm in Toulouse waren, und welcher in einem entfernten Verwandtschaftsverhältnisse zu ihm stand, alles verabredet, was weiter zu thun wäre. Er kam an der ärmlichen Herberge seiner Frau vorüber und ergriff eine Veranlassung stille zu halten. Da näherte sich, wie ihm früher war befohlen worden, jener, während sie warteten, der Frau, welche zufällig mit der Gräfin an der Küchenthür verweilte, und sagte zu ihr: Wer ist das Mädchen hier neben euch, liebe Frau?

Die Wirthin antwortete ihm, wer sie sei und wann und wie sie zu ihr gekommen.

Ei, sagte der Edelmann, ihr seht doch aus, als lebtet ihr schon lang genug in der Welt und habt noch nichts darin gelernt! Dieses Mädchen sieht mir aus, als wäre sie das schlauste böseste Geschöpf, das ich je gesehen; und wenn ihr nicht Achtung gebt, so stiehlt sie euch noch alles, was ihr habt.

Die Alte leugnete dies und ertheilte ihr das größte Lob. Darum sagte der Edelmann zu ihr: Ich will, ehe ich von hier weggehe, machen, daß ihr euch mit eigenen Augen von der Wahrheit meiner Behauptung überzeuget. Seid so gut und hebt ihr ein wenig vorn die Röcke auf und schaut ihr in die Tasche, die sie darunter hat, so werdet ihr etwas darin finden, was euch beweisen wird, daß ich nicht umsonst sieben Jahre in Toledo Nekromantie studirt habe.

Als er Miene machte, selbst den Beweis zu führen, untersuchte die gute Frau, mehr um ihm zu gehorchen, als weil sie irgend einen Verdacht hegte, ihr die Tasche, wo sie die vier Brote versteckt fand. Sie war darüber äußerst verwundert, entschuldigte aber doch freundlich die Fremde vor dem Ritter, welcher, nachdem er noch etwas darüber gelacht und gespottet hatte, von dannen ritt. Es läßt sich nicht beschreiben, wie sehr die bedauernswerthe Gräfin sich betrübte und schämte. Sie sank fast vor Schmerz zu Boden, sich vor einer so edeln Gesellschaft wegen einer so niedrigen Handlung verhöhnt zu sehen. Als sie darauf von der Wirthin mit mütterlicher Milde zurechtgewiesen wurde, bat sie sie fast unter Thränen um Verzeihung und versprach ihr, nie wieder ähnliche Fehltritte sich zu erlauben, verschwieg jedoch dabei immer, wer sie zu dieser Handlung bestimmt hatte. Der Graf sagte ihr in der folgenden Nacht, er habe die Brote nicht bedurft, stellte sich aber sehr unzufrieden mit der ihr zu Theil gewordenen Beschämung, indem er ihr vorwarf, sie sei selbst an allem schuld, da sie die Sache ungerne und ungeschickt angegriffen habe. Die Gräfin von Catalonien, seine Mutter, hatte damals einige kostbare Arbeiten bei einem Künstler bestellt, welche sie einem Gelübde gemäß einer Andachtsstätte in Barcelona schenken wollte. Unter andern Dingen waren dabei viele Perlen, aus welchen man Bilder und Thiere nähen sollte, wie man dergleichen Dinge jetzt täglich sieht. Als der Graf dies betrachtete, fiel ihm plötzlich ein, er könne dadurch von Neuem seine Gattin beschimpfen. Er sagte zu seiner Mutter, er kenne eine arme Französin, welche sehr geübt sei in dergleichen Arbeiten, er wolle sie für den folgenden Tag zu ihr bestellen, denn er wisse, wo sie wohne. In der Nacht sagte er es zu seiner Frau und befahl ihr, ohne Weigern und bei Strafe seiner Ungnade so viel als möglich von den Perlen zu stehlen. Die Arme widersetzte sich zwar unter Thränen lange, theils wegen der

eben erst erlittenen Schmach mit dem Brote, theils um nicht das Haus dessen betreten zu müssen, dessen Werbung sie neun Monate früher auf eine beleidigende Weise abgewiesen hatte, und wo sie daher gar leicht hätte erkannt werden können. Doch nach zahllosen und rohen Drohungen des Grafen verstand sie sich endlich dazu, es zu thun; und zu desto größerer Sicherheit verabredeten sie, sie solle die Perlen in den Mund nehmen und unter der Zunge verbergen; denn wenn sie auch nur wenige von denselben, die alle sehr schön und von großem Werth waren, nehme, so müsse der Gewinn doch immer sehr groß werden. Gleich am andern Morgen wurde sie von der Mutter des Grafen beschäftigt, und ihr Betragen und Benehmen gefiel so sehr der Mutter wie allen, die sie sahen, daß niemand anders glaubte, als sie sei wirklich eine vornehme Frau, wie sie es auch war, auch abgesehen davon, daß sie in allen Arbeiten, welche einer Edelfrau ziemen, sich sehr gewandt und gelehrt zeigte, wie nur irgend eine. Sie selbst kümmerte sich wenig um die Worte der andern; vielmehr ging ihr jeder ihrer Lobsprüche wie ein scharfes Messer durch ihre Seele. Sie gedachte nur ihres Auftrages; schon hatte sie drei der allerschönsten Perlen unter die Zunge gebracht, als eben der Ritter, welcher ihren Brotdiebstahl verrieth, auf des Grafen Befehl in das Zimmer trat und sich gegen die Gräfin sehr verwundert äußerte, daß sie einem solchen Weibe Zutritt in ihrem Hause verstatte. Er erzählte ihr sodann, was er früher mit dem Brote gesehen habe, und offenbarte ihr endlich auch, was sie ihr hier entwendet. Der Unglücklichen verursachte diese Entdeckung um so mehr Scham und Betrübniß, je edler der Ort, je werthvoller der Gegenstand und je vornehmer die Person war, an welcher sie ihn verübt hatte. Die andere aber maß alle Schuld ihrer Armuth bei, entließ sie jedoch ehrenvoll von ihrer Arbeit. Nunmehr glaubte der zürnende Graf für die von seiner Frau erhaltene Beleidigung

genügende Rache geübt und ihr Vorurtheil gegen ihn gehörig bestraft zu haben; denn er hatte nun das Bewußtsein, daß sie etwas viel Niedrigeres begangen habe, als er, indem er den Kern eines Granatapfels aufgehoben. Auch bemerkte er, daß die Zeit ihrer Entbindung herannahe, und so gab er denn jedes weitere Verlangen, sie zu kränken, auf und dachte hinfort nur auf seine Freude und ihre Zufriedenheit. Er erzählte also seinen Eltern alles, sagte, sie sei durch Verführung und nicht durch Habsucht dahingebracht worden, bei ihm zu schlafen, berichtete sofort, wie viel Schmach, Qual und Verdruß er ihr bereitet habe zum Lohn für ihren Fall und schloß endlich damit, daß er beabsichtige, wenn sie es genehmigen, dieselbe am folgenden Tag als Tochter des Grafen von Toulouse und als seine Gemahlin heimzuführen. Die Eltern des Grafen waren hierüber ebenso erfreut, als sie früher durch die Kunde von dem Bruch der beabsichtigten Verwandtschaft betrübt worden waren; und ohne die Ursache zu sagen wurde Befehl zu einem kostbaren Festmahle gegeben. Der Graf sagte in der Nacht vor dem angeordneten Feste zu seiner Frau: Morgen begeht man im Hause des Grafen dieses Landes ein großes Hochzeitfest, denn sein Sohn hat die älteste Tochter des Königs von Aragon geheirathet, eine der reizendsten und schönsten Frauen, die man seit langer Zeit gesehen; er darf Gott recht danken, daß du ihn ausgeschlagen hast, denn hier ist er, was Verwandtschaft, Reichthum und Schönheit anbelangt, weit besser gefahren.

Hier konnte die Gräfin einen flüchtigen Seufzer nicht unterdrücken, indem sie zurückdachte, wer sie einst gewesen und wer sie jetzt war.

Morgen, fuhr der Graf fort, ist allgemeiner Festtag, wo man nicht arbeitet. Da du also nichts anderes zu thun hast, so denke ich, du gehst zum Zeitvertreib mit dieser guten Frau hin, denn so allein würdest du hier Langeweile haben. Zugleich wirst du darauf Acht haben,

ob nicht drinnen etwas ist, was man, ohne daß jemand es merkt, stehlen könnte. Du bist ein Weib und wenn man dich daher auch ertappt, so kann dir doch nichts geschehen, als ein wenig Schande, die bald vorbeigeht und welche zu ertragen der Arme seine Seele gewöhnen muß.

Schien es der Gräfin vorher hart, das andere zu thun, so kam ihr dieses Gebot nun ganz unerträglich vor, und hatte sie jenes durch Bitten und Entschuldigungen von sich abzuwenden gesucht, so betheuerte sie jetzt mit Thränen und der jammervollsten Klage, lieber sterben zu wollen, als sich dazu zu verstehen. Der Graf aber, welcher damit den Beschluß machen wollte, zwang ihr mit noch weit heftigern Drohungen und herbern Worten, als früher, das Versprechen ab, seinem Willen nachzukommen. Der Frau vom Hause hatte er seinen ganzen Plan heimlich eröffnet und ihr angegeben, um welche Stunde, wie und wohin sie am folgenden Morgen zu gehen habe. Nach diesen Vorbereitungen kehrte er nach dem Schlosse zurück. Am andern Tage fanden sich die vornehmsten Ritter und die edelsten Frauen von Barcelona zur bestimmten Stunde ein um an dem Gastmahle Theil zu nehmen, und erheiterten, ehe die Tische gedeckt waren, mit anmuthigen Gesprächen und muntern Tänzen die fürstliche Wohnung. Die alte Wirthin führte nach der Weisung des Grafen fast mit Gewalt die Gräfin hin, etwa eine Stunde vor dem Gastmahl. Sobald sie unter andern sehr armen Leuten versteckt im Saale erschienen war, schritt der Graf festlich gekleidet ganz strahlend vor Freude auf sie zu und sagte laut, sodaß er von allen konnte verstanden werden: Willkommen, edle Gräfin, mein geliebtes Weib! Es ist endlich an der Zeit, daß aus eurem navarresischen Juwelenhändler der Graf von Barcelona und aus euch der armen Pilgerin die Tochter und Gemahlin eines Grafen wird.

Ganz aus der Fassung gebracht und ebenso voll Ver-

wunderung als Scham über diese Worte blickte sie umher, ob nicht an jemand neben ihr diese Worte sich richten. Bald aber erkannte sie an Stimme und Bewegungen, wer es war und was er sagte, verstummte aber unentschlossen, was sie zu thun habe. Der Graf fuhr fort und sagte: Edle Frau, wenn das, daß ihr mich ohne Recht und Billigkeit verschmäht habt, mich etwas grausam gegen euch gemacht hat, und vielleicht mehr, als ihr für schicklich erachtet, so meine ich doch, wenn ihr Liebe gefühlt hättet wie ich und wäret so willkürlich beleidigt worden, ich müßte auf einen Punkt, in eurem Herzen Mitleid für alles finden, geschweige Vergebung. Aber bei der Hoheit und dem Seelenadel, den ich in eurem niedern Stande mehr kennen gelernt habe, als ich ihn in eurer Erhebung auszufinden wußte, bitte ich euch, wie ich eure frühern Beleidigungen verzeihe, ihr mir die meinige in meiner Rache vergebet; und so möge es euch in Gegenwart meines Vaters und meiner Mutter und aller der hier anwesenden Herren und Frauen gefallen, mir in Barcelona das zu geben, was ihr mir in Toulouse genommen habt, ich aber durch meine List euch wieder stahl.

Die Gräfin gewann ihren verlorenen Muth wieder und erwiderte mit fester Stimme und verständigem sittsamen Aussehen, nicht wie ein armes Krämerweib, sondern wie eine Fürstin also: Es ist mir in der That lieb, mein Gebieter, heute zu erfahren, wie viel größer mein Glück gewesen ist, als mein Verstand, da ich sehe, daß ihr ihr seid und nicht der, den ich mir vorstellte. Euch die gegen mich geübte Grausamkeiten verzeihen wird mir um so viel leichter werden, als es euch gewesen ist, je mehr immer die Rache gerechter ist, als die Beleidigung. Indem ich euch hier schenke oder, richtiger zu sprechen, bestätige, was ich euch anderswo genommen, folge ich um so mehr meinem innersten Triebe, je geringer für mich die Ehre, je unwürdiger die Haltung und je nie-

driger die Zeugen waren, in deren Gegenwart die Schenkung in Toulouse geschah, die nun in Barcelona bekräftigt werden soll. Ich bin daher bereit, euch anzugehören oder auch nicht, denn ich wünsche nur eurem Willen Genüge zu thun und dem Wohlnehmen eures Herrn Vaters und eurer Frau Mutter nachzukommen, deren Edelmuth ich um Verzeihung bitte für die euch zugefügten Beleidigungen und die ich immer ehren und lieben werde, wie nur eine Tochter kann.

Sie würde noch weiter gesprochen haben, wenn nicht die Thränen des alten Grafen und der Gräfin, die laute Theilnahme und die Freudenrufe der Umstehenden sie unterbrochen hätten. Man führte sie daher hinweg, zog ihr die ärmlichen Kleider aus und hüllte sie in königliche Gewande. Als darauf das glänzende Fest vorüber war, wurde alles dem Grafen von Toulouse angezeigt, die Verbindung von ihm mit der größten kaum erwarteten Freude bestätigt sammt der früher verabredeten Mitgift und Freundschaft, und die alte Kammerfrau, welche den ganzen Handel vermittelt hatte, kam in größere Gunst, als je. Die Gräfin gebar nach kurzer Zeit einen sehr schönen Knaben und nach demselben mit der Zeit viele andere Söhne und Töchter und lebte sehr lange zufrieden mit ihrem Manne, vom ganzen Lande fortwährend geliebt und hochgeachtet.

Diese Geschichte ist mit allen Einzelheiten ausführlich erzählt in den Chroniken beider Grafschaften und ich überlasse dem Geschmacke eines jeden Lesers, zu entscheiden, ob daran toulousische Keuschheit oder catalonische Höflichkeit mehr zu bewundern ist.

---

## XV. Lodovico Carbone.

1500.

### 51. Dante's Zerstreutheit.

(Gamba's Bibliogr. S. 75.)

Danti Aldigieri der florentinische Dichter war sehr gewandt in Antworten, denn er war ein tiefer Denker. Eines Tages, als er die Messe hörte, sei es, daß er irgend einer feinen Phantasie allzusehr nachhing, oder vielleicht vorsätzlich, um seine Feinde zum Besten zu haben, kniete er nicht nieder und lüpfte die Kapuze nicht, als man den Leib Christi emporhielt. Seine Neider, und deren hatte er viele, denn er war ein rechtschaffener Mann, liefen alsbald zum Bischof und verklagten Danti als Ketzer, der dem Sacrament die schuldige Ehrfurcht versagt habe. Der Bischof ließ Messer Danti rufen, hielt ihm seine Handlungsweise vor und fragte ihn, was er gethan habe, während man die Hostie emporhielt.

Fürwahr, antwortete er, ich war mit meinem Geiste so bei Gott, daß ich mich nicht erinnere, welche Gebärde mein Leib machte. Die bösen Menschen aber, welche Seele und Augen mehr auf mich gerichtet hatten, als auf Gott, können es euch ja sagen. Wären sie mit ihren Gedanken bei Gott gewesen, so hätten sie nicht darauf geachtet, was ich thue.

Der Bischof nahm die Entschuldigung an und erkannte Danti als einen weisen Mann, und hielt diese Neider für große Esel.

# XVI. Benvenuto Cellini.

1500.

---

## 52. Die Nietung des Diamants.

(Nov. 3. Tassi 3, 281.)

Diamanten jeder Art muß man mit der Sorgfalt behandeln, welche die Ehre des Meisters und der Werth des Juwels erfordert. In der Arbeit selbst läßt sich große Kunst anbringen, wie einem die verschiedenen Arten von Geschmuck dazu Gelegenheit bieten. Um nun auf ein bemerkenswerthes sprechendes Beispiel zu kommen, muß ich wieder von dem großen Diamant reden, welchen ich dem Papste Paul faßte und den ich nur zu nieten hatte, denn der Ring war schon vorhanden; ich hatte Raffaello*), Guasparri und Gaio gebeten, mir zwei Tage Zeit zu lassen, während deren ich mit den vorerwähnten Tinten alle möglichen Versuche machte, wie sie vielleicht je ein Mensch bei solchem Anlaß anstellte; so gelang es mir durch große Anstrengung eine Zusammensetzung zu erreichen, welche auf den besagten Diamant besser wirkte, als die des Meisters Miliano Targhetta. Und als ich mich vollkommen überzeugte, einen so bewundernswürdigen Mann übertroffen zu haben, machte ich mich wiederum mit um so größerem Eifer daran, um zu versuchen, ob ich nun mich selber übertreffen könne; denn, wie gesagt, die Behandlung dieses Diamants war die schwerste, die man sich auf der Welt vorstellen konnte, weil er gar zu fein war, und die Kunst des Juweliers bestand darin, ihn auf der Tinte zu befestigen, nicht mit dem Spiegelchen, von welchem später

---

*) Raffaello del Moro. Vgl. Cellini's Leben 1, 201 bei Tassi.

die Rede sein wird.*) Als ich mit mir zufrieden war, ließ ich drei alte Juweliere rufen, und hatte, bis sie kamen, alle meine Tinten in Ordnung gebracht. Die drei besagten Männer kamen in meine Bude und der anmaßende Gaio war der erste, der hereinkam. Als er nun alle die schönen Zurüstungen sah, die ich machte, um den Diamant in ihrer Gegenwart zu nieten, schüttelte er sogleich den Kopf und winkte mit den Händen. Dann fing er sein Geschwätz an und sprach: Benvenuto, das sind lauter Lappereien und Narrenspossen. Hole die Tinte des Meisters Miliano und damit wollen wir nieten. Bring uns nicht um unsere Zeit, denn diese ist uns kostbar bei den vielen Arbeiten, die mir der Papst aufgetragen hat.

Der obengenannte Raffaello sah, daß ich in die erschrecklichste Wuth gerieth, und als ein rechtschaffener Mann, wie er war, und von besonnenerem Alter, fing er an, die schönsten und freundlichsten und gewichtigsten Worte zu reden, die eine Zunge hervorbringen kann; sodaß er mir Zeit gab, den erschrecklichen Zorn, der mir gekommen war, verdampfen zu lassen. Der andere, Meister Guasparri, gleichfalls von römischer Abkunft, begann, um jenes große Vieh zu bändigen, zu plaudern und sagte allerlei ungeschicktes Zeug, denn er war nicht sonderlich gewandt in der Rede. Ich aber wandte mich, als ich meinen Zorn einigermaßen gebändigt sah, zu den drei Männern und sprach: Der Gott der Natur hat dem Menschen in Übung seiner Stimme vier Arten verliehen und das sind folgende: Die erste nennt man die Rede, sie ist die Sache der Vernunft und geht den Dingen auf den Grund; die zweite pflegt man das Sprechen zu nennen, das bezieht sich auf schöne und wackere Worte, die einer mit dem andern wechselt, wenn sie auch nicht

*) Darunter versteht man ein Stückchen Krystallglas, das auf einer Seite bestrichen und unten in den Kasten eines Juwels gelegt wird.

gerade tief greifen; das dritte ist das Plaudern, wenn man leichtfertiges Zeug vorbringt, das zwar manchmal unterhaltend ist und niemals beleidigt; das vierte aber ist das Geschwätz, und das kommt von Leuten, welche nichts verstehen, und dabei doch sich anstellen, als wüßten sie wunder was. So will ich denn mit euch reden, liebe Herren, und euch meine Gründe sagen. In der That, Meister Raffaello hat hier schön, sehr schön gesprochen. Meister Guasparri hat zu unserer Belustigung uns einiges vorgeplaudert, wenn gleich seine Worte nicht zu unserer Sache gehören. Gaio aber hat wacker darauf los geschwatzt, so widerlich als nur möglich. Weil indeß sein Geschwätz nichts geradezu Beleidigendes hatte, konnte ich mich nicht entschließen, mich darüber zu erzürnen. So habe ich es denn so hingehen lassen. Nun bitte ich euch aber, daß ihr mich den Diamant so jetzt vor euch nieten lasset, und wenn mein Kitt nicht besser ist, als der des Meisters Miliano, so kann ich ja hernach diesen anwenden und zeige wenigstens, daß ich bereit bin, zu lernen.

Nachdem ich ausgeredet hatte, fing der Dummkopf von Gaio an und sprach: So bin ich also ein Schwätzer?

Der brave Raffaello aber brachte es durch seine freundlichen Worte dahin, daß das Vieh ein bischen stille ward, und so begann ich mit meinen obengenannten Kitten den besagten Diamanten zu kitten. Raffaello und Guasparri schauten sehr aufmerksam zu, wie ich den besagten Diamanten kittete. Und zwar kittete ich ihn zuerst mit meinem Kitte, welcher sich so gut ausnahm, daß sie im Zweifel waren, ob ich nicht den Kitt des Miliano übertroffen habe, und mich sehr anerkennend lobten. Da wandte sich Raffaello zu Gaio und sagte: Gaio, da seht den Kitt des Benvenuto! Wenn er nicht den des Miliano übertroffen hat, so ist er ihm doch ganz nahe gekommen. Darum ist es immer gut, junge Leute zu ermuthigen, denen es Ernst ist, ihre Sachen gut zu machen, wie wir bei Benvenuto sehen.

Dann wandte ich mich zu ihnen, dankte dem Raffaello für seine freundlichen Worte und sagte zu ihnen: Zur weitern Probe will ich nun, ihr lieben Freunde, meinen Kitt wegnehmen und vor euren Augen wollen wir dann den des Meisters Miliano anlegen. Alsdann läßt sich besser beurtheilen, auf welchem Kitte der Diamant besser steht.

Ich nahm also sogleich meinen Kitt weg und legte den von Meister Miliano an, worauf Raffaello und Guasparri erklärten, der Diamant nehme sich besser aus auf diesem meinen Kitte, als auf dem Miliano's. So wünschten denn alle drei einstimmig, daß ich ihn auf meinen Kitt zurückbringe und zwar schnell, ehe die Erinnerung des Anblicks vergehe. In Folge dieser Aufforderung brachte ich den Stein gleich wieder auf meinen Kitt zurück, gab ihn ihnen in die Hand und alle drei waren einverstanden. Der erste war Gaio, dessen Eselsgesicht sich ganz aufheiterte und der äußerst freundlich zu mir sagte, ich sei ein Ehrenmann, ein ganzer Kopf; er sehe, daß ich den Diamant mit dem kräftigen Kitte noch einmal so gut gefaßt habe, als Meister Miliano, was er sich nimmermehr als möglich gedacht hätte. Nach dieser Äußerung trat ich ihnen ein bischen keck entgegen, aber doch so bescheiden, daß die Keckheit nicht auffiel, und sagte zu ihnen: Lieben Meister, dieweil ihr mir so viel kräftigen Muth einflößt, aus welchem doch jedes rechte Gut entspringt, möchte ich euch bitten, daß es euch gefällig wäre, meine Richter zu sein, denn dieweil ihr sagt, daß ich Miliano übertroffen habe, mögt ihr nun auch urtheilen, ob ich im Stande sein werde, mich selbst zu übertreffen. Darum wartet auf mich ein halbes Viertelstündchen!

Ich ließ sie sofort allein und ging auf eine Gallerie, wo ich Alles, was ich thun wollte, in Ordnung gebracht hatte. Worin das bestand, werde ich sogleich sagen; ich habe es übrigens sonst niemanden gewiesen. Bei diesem

Diamant erwarb es mir die größte Ehre, wiewol die Sache nicht bei allen andern Diamanten gelingt, noch ohne Nachdenken und Erfahrung, wie ich sie hatte. Ich nahm nämlich ein Körnchen von jenem Kitt, gerade in der rechten Größe, sorgfältig gereinigt von allem Unsaubern, sodaß es so sauber und klar wurde, wie man sich irgend denken kann; und mit größter Genauigkeit breitete ich, nachdem ich den Diamant hinreichend gesäubert hatte, ihn darauf aus bei einem gelinden Feuer. Dann ließ ich es abkühlen, hielt ihn aber immer fest zwischen den Zänglein, die man zum Kitten gebraucht. Als nun, wie gesagt, der reine Kitt über dem Diamant trocken und kalt geworden war, hatte ich schon meine schwarze Tinte bereit, sie war ganz dünn und mit einer gemäßigten Wärme breitete ich sie sachte über den klaren Kitt aus, der den Diamant überzog. Sie entsprach auch dem Wasser des Diamants so gut, daß man meinte, er sei gerade so dick und Alles gehöre und verstehe sich so von selbst. Als das geschehen war, lief ich hinunter und gab ihn dem Meister Raffaello in die Hand. Er aber geberdete sich darüber, als wäre ein wahres Wunder geschehen. Die beiden andern, Guasparri und Gaio, erstaunten nicht minder und lobten mich unmäßig. Gaio aber ward so demüthig, daß er mich um Verzeihung bat. Endlich sagten alle Drei unwillkürlich: Um diesen Diamant zahlte man zwölftausend Thaler, jetzt aber ist er wol zwanzigtausend werth.

Sie priesen meine Hände glücklich und schieden von mir als gute Freunde in bestem Vernehmen.

---

## XVII. Antonio Francesco Grazzini genannt der Lasca.

1503.

---

### 53. Ein Schwank Lorenzo Medici's.

(3, 10.)

Lorenzo der alte von Medici war ohne Widerrede gewiß einer, wo nicht der erste der allervortrefflichsten Männer, nicht nur der selbst tugendhaften, sondern auch der die Tugend liebenden und belohnenden, die da jemals in der Welt gefeiert wurden. Zu seiner Zeit nun befand sich in Florenz ein Arzt Namens Meister Manente vom Kirchspiel Sanct Stephan, der mehr durch die Erfahrung, als durch Wissenschaft gelehrt worden, und wenn auch in der That sehr kurzweilig und spaßhaft, doch so anmaßlich und unverschämt war, daß man es gar nicht mit ihm aushalten konnte. So liebte er unter Anderem auch über die Maßen den Wein; er gab sich für einen großen Weinkenner und Weinschmecker aus und pflegte sich oftmals, ohne eingeladen zu sein, bei dem Erlauchten einzufinden. Diesem wurde aber seine Zudringlichkeit und Unverschämtheit allmälig so zum Ekel und Überdruß, daß er ihn nicht mehr vor Augen sehen mochte und sich im Stillen vornahm, ihm einen recht auffallenden Streich zu spielen, um sich seiner auf eine Weile und vielleicht für immer zu entledigen. Er hatte nun eines Abends

vernommen, daß Meister Manente in dem Wirthshause zu den Affen sich so übernommen habe, daß er nicht mehr auf den Füßen stehen konnte und der Wirth, als er seine Gaststube geschlossen, ihn durch die Kellner unter beiden Armen hinausführen oder besser hinaustragen lassen mußte, nachdem ihn seine Gesellschafter verlassen. Er wurde nun auf eine große Bank vor die Bude bei Sanct Martin niedergelegt, und dort schlief er so fest ein, daß ihn die Bombarden nicht aufgeweckt hätten, und schnarchte wie ein Ratz. Dies schien dem Fürsten die erwünschteste Zeit für seinen Plan. Er that, als habe er nicht gehört, was jener sprach, der von ihm berichtete, und sei mit Anderem beschäftigt, stellte sich, als wolle er zu Bette gehen, denn es war doch schon ziemlich spät; übrigens bedurfte seine Natur wenig Schlaf und es war immer schon Mitternacht, ehe er zur Ruhe kam. Nun ließ er insgeheim zwei ganz zuverlässige Diener rufen und trug ihnen auf, was sie zu thun haben. Die Diener gingen sodann mit verhülltem Gesichte und unerkannt aus dem Palaste und nach Lorenzo's Auftrage nach Sanct Martin, wo sie auf die zuvor angegebene Weise Meister Manente schlafend fanden. Sie ergriffen ihn, stark und rüstig wie sie waren, stellten ihn aufrecht auf die Erde und vermummten ihn gleichfalls. Dann schritten sie mit ihm, indem sie ihn fast in der Schwebe trugen, von dannen. Als der vom Weine wie vom Schlafe betäubte Arzt fühlte, daß er hinweggeführt wurde, glaubte er sicher, die Wirthsjungen oder seine Zechbrüder und Freunde bringen ihn nach Hause; so überließ er sich, schläfrig und betrunken, wie nur einer sein konnte, geduldig der fremden Willkür. Die Diener drehten sich mit ihm eine Weile in Florenz umher, kamen zuletzt in den Palast der Medici, und traten vorsichtig, um von niemanden bemerkt zu werden, durch eine Hinterthüre in den Hof, wo sie den Erlauchten ganz allein fanden, der sie mit unaussprechlicher Heiterkeit erwartete. Sie stiegen die

ersten Treppen miteinander empor in einen Zwischenstock inmitten des Hauses und begaben sich in ein ganz geheimes Zimmer. Dort legten sie Meister Manente auf Lorenzo's Befehl auf ein aufgeschütteltes Federbett und kleideten ihn ganz leise aus bis aufs Hemde, sodaß er es kaum spürte. Es sah nun aus, wie man einen Todten auszieht. Sie nahmen alle seine Kleider mit und ließen ihn liegen hinter wohlverschlossener Thüre. — Der Prächtige befahl seinen Dienern nochmals reinen Mund zu halten, hob die Kleider des Arztes auf und schickte sogleich nach dem Possenreißer Monaco aus, welcher besser, als irgend jemand in der Welt alle Personen in der Rede nachmachen konnte. Sobald dieser vor ihm erschien, führte ihn Lorenzo in sein Schlafzimmer, entließ seine Diener zur Ruhe und setzte dem Monaco auseinander, was er von ihm ausgeführt wünsche, worauf er selbst wohlgemuth zu Bette ging. Monaco nahm alle Kleider des Arztes zusammen, schlich sich heimlich nach dem Hause zurück, zog die seinigen aus und kleidete sich von Kopf bis zu Fuß in erstere; worauf er sich, ohne jemand ein Wort zu sagen, entfernte und, als schon überall die Frühmette geläutet wurde, nach dem Hause Meister Manente's ging, welcher damals in der Grabengasse wohnte. Da es September war, hatte er seine Familie aufs Land nach Mugello geschickt, nämlich seine Frau, ein Knäbchen und die Magd, er selbst war allein in Florenz geblieben und kam nur Nachts zum Schlafen nach Hause, denn er speiste immer im Gasthause mit Gesellschaft oder im Hause seiner Freunde. Sowie nun der als Meister Manente verkleidete Monaco bei dessen Hause angekommen war, holte er den Schlüssel aus der Tasche, schloß ohne Beschwerde die Thüre auf, verschloß sie wieder hinter sich und legte sich munter und guter Dinge darüber, dem Erlauchten dienstlich zu sein und zu gleicher Zeit den Arzt zu prellen, zu Bette. Indessen kam der Tag. Als Monaco bis zur dritten Stunde nach Sonnenaufgang

geschlafen hatte, sprang er von seinem Lager auf, zog die Kleider des Arztes an und einen langen Hausrock über das Wams, setzte sich einen großen Hut auf den Kopf und rief des Arztes Stimme nachahmend von dem nach dem Hofe zu gehenden Fenster aus einer seiner Nachbarinnen zu, er fühle sich ein wenig unpaß, er habe etwas Schmerzen am Halse, den er sich wohlweislich mit Werg und Fettwolle umwickelt hatte. Die Stadt Florenz stand eben damals im Verdachte, von der Pest angesteckt zu sein, die bereits in einigen Häusern in den letzten Tagen sich gezeigt hatte. Die Nachbarin erkundigte sich daher erst vorsichtig, was er von ihr fordere. Monaco bat sie um ein Paar frische Eier und um ein wenig Feuer und empfahl sich ihr. Dann stellte er sich mit Worten und Geberden, als könne er nicht mehr aufrecht bleiben, und entfernte sich vom Fenster. Die gute Frau holte Eier und Feuer herbei, rief ihrem Nachbar mehrmals und that ihm zu wissen, daß sie ihm beides vor die Thüre nach der Straße stellen werde, und vollbrachte es. Dreist, als ob er Meister Manente wäre, ging Monaco, mit seinem langen Hausrocke bekleidet und mit dem großen in die Augen gedrückten Hute bedeckt, an den Eingang, nahm die Eier und das Feuer auf und schlich damit ins Haus zurück, wie wenn er sich nicht mehr auf den Beinen erhalten könnte; und den Hals hatte er dabei über und über verbunden, sodaß ihn alle Nachbarn, die ihn sahen, zu ihrem Leidwesen schon ganz mit Pestbeulen bedeckt glaubten. — Das Gerücht von diesem Vorfalle verbreitete sich plötzlich in der Stadt und zog denn auch einen Bruder von Meister Manente's Frau, welcher ein Goldschmied Namens Niccolajo war, im Fluge herbei, um sich zu erkundigen, wie die Sache stehe. Er pochte an die Thüre, pochte abermals, erhielt aber keine Antwort, weil Monaco seine guten Gründe hatte, nicht darauf zu hören. Hingegen bestätigte ihm die ganze Nachbarschaft, daß der Arzt

ohne Zweifel die Pest habe. In diesem Augenblick ritt Lorenzo wie von ungefähr in Gesellschaft vieler Edelleute die Straße entlang und fragte, als er hier Leute beisammenstehen sah, was das bedeute. Der Goldschmied antwortete, man befürchte sehr, Meister Manente möchte von der Pest angesteckt sein. Der Erlauchte sprach, es werde wohlgethan sein, dem Kranken einen Wärter beizugeben, und ließ dem Niccolajo eröffnen, er solle in seinem Namen nach Santa Maria Nuova gehen und sich für Messere einen tüchtigen und erfahrenen Mann geben lassen. Der Goldschmied machte sich eiligst auf den Weg, richtete dem Spitalverwalter seinen Auftrag aus und erhielt sofort einen Wärter, den Lorenzo bereits in sein Geheimniß gezogen und zu dem, was er zu thun habe, abgerichtet hatte. Lorenzo der erlauchte, war indessen ab und zugeritten und erwartete sie an der Ecke der Allerheiligenstraße; dann ritt er ihnen entgegen, that, als schließe er den Miethvertrag mit dem Wärter ab, und empfahl ihm Meister Manente auf das Dringendste. Er ließ ihn ins Haus treten, nachdem er die Thüre durch einen Schlosser hatte öffnen lassen. Nach einer kleinen Weile trat der Wärter an das Fenster und rief heraus, der Arzt habe eine Pestbeule am Halse so groß wie eine Pfirsche, er könne sich nicht vom Bette erheben und liege halbtodt da, er werde ihm jedoch alle mögliche Hilfe leisten. Lorenzo beauftragte den Goldschmied, für ihn und den Kranken Speise herbeizuschaffen, ließ das Pestzeichen an das Haus befestigen und ritt seines Wegs, indem er in Worten und Geberden nun reges Mitleid mit dem Arzte an den Tag legte. Der Krankenwärter ging zum Monaco hinein, der vor Lust und Lachen fast bersten wollte. Der Goldschmied brachte Essen in Menge, im Hause selbst fanden sie Pöckelfleisch und zapften ein Fäßchen trefflichen Wein an und hielten so für den Abend einen wahrhaft päpstlichen Schmaus. — Unterdessen hatte Meister Manente die Nacht und den folgenden

Tag ununterbrochen geschlafen und wußte, als er sich bei seinem Erwachen im Bett und im Dunkeln wiederfand, sich nicht zu besinnen, wo er sei, zu Hause oder anderswo. Bei sich selbst darüber nachdenkend erinnerte er sich endlich, wie er in den Affen zuletzt mit Burchiello, mit dem Succia und mit dem Makler Biondo getrunken hatte, darauf eingeschlafen und nach seinem Dafürhalten nach Hause gebracht worden war. Er sprang aus dem Bette, tastete vorsichtig nach einem Fenster rings umher, fand aber keines, wo er glaubte, es müsse eines sein; so tappte er denn fort, bis er die Thüre eines Abtritts fand. Dort entleerte er die Flüssigkeit, wozu es ihn sehr drängte, und verrichtete seine Nothdurft, drehte sich dann wieder in dem Gemache umher und kehrte endlich voll Angst und Erstaunens in das Bette zurück, denn er wußte gar nicht mehr, ob er in dieser oder in der andern Welt lebte. Er durchlief in seinem Gedächtnisse Alles, was ihm begegnet war, von Neuem; da ihm aber allmälig der Hunger zu kommen anfing, fühlte er sich mehrmals versucht zu rufen. Doch hielt ihn die Angst zurück, er schwieg und wartete ruhig zu, was aus ihm werden sollte. — Lorenzo hatte unterdessen bereits die Anordnung zu weiterer Durchführung seines Planes getroffen, er steckte heimlich die beiden Diener in weiße Mönchskutten, die bis auf den Boden reichten und setzte ihnen einen großen Kopf auf nach Art derer in der Knechtegasse, welche aussehen als lachten sie, solche setzte er ihnen aufs Haupt oder eigentlich auf die Schultern auf; die Köpfe wie die Mönchskutten nahm er aus der Kleiderkammer, worin unzählige andere der verschiedensten Gattung sich befanden, und ebenso Masken, welche zum Fasching gedient hatten; einer hatte ein bloßes Schwert in der rechten Hand und in der linken eine große weiße brennende Kerze; der andere trug zwei Flaschen guten Wein bei sich und in ein Tuch gewickelt zwei Paare Brot und zwei dicke kalte Kapaunen, ein Stück Kalbsbraten und Obst nach Maßgabe der Jahreszeit.

So mußten sie leise in das Zimmer treten, in welchem der Arzt eingeschlossen lag. Da nun die Kammer von außen verschlossen wurde, schoben sie mit großem Ungestüm den Riegel weg, rissen die Thüre auf, traten ein und verschlossen plötzlich den Eingang hinter sich. Der mit dem Schwerte und der Fackel stellte sich hart an die Thüre, damit der Arzt nicht etwa hinlaufe und sie öffne. Als Meister Manente die Thüre berühren und den Riegel wegschieben hörte, schauderte er zusammen und setzte sich im Bette auf; als er aber die seltsam gekleideten Gestalten eintreten und in der Hand des einen ein Schwert blitzen sah, wurde er von solchem Staunen und Entsetzen übermannt, daß ihm der Schrei, den er ausstoßen wollte, in seinem Munde erstarb und er in Todesangst wie festgewurzelt erwartete, was mit ihm geschehen solle. Gleich darauf aber sah er, daß der andere, welcher die Eßwaaren trug, das Tuch auf einem dem Bette gegenüberliegenden Tische ausbreitete und sodann Brot, Fleisch, Wein, Flaschen und die übrigen Leckerbissen darauf stellte und ihm mit einem Winke bedeutete zuzugreifen. Der Arzt, der den Hunger leibhaftig vor sich gesehen, stand nunmehr stracks auf und fuhr im Hemde und ohne Unterkleider, wie er war, auf die Lebensmittel los; jener aber zeigte ihm auf einen Schlafrock und ein Paar Pantoffeln, die auf einem Ruhebette lagen und bedeutete ihm beides anzulegen, worauf Meister Manente dann mit dem besten Appetite von der Welt sich über das Essen hermachte. Mit Blitzesschnelle öffneten nun die beiden Gestalten die Thüre, glitten aus dem Gemach, schoben den Riegel vor und ließen jenen ohne Licht zurück. Sodann zogen sie sich aus und erstatteten dem Erlauchten ausführlichen Bericht. Meister Manente fand seinen Mund auch in der Dunkelheit mit seinen Kapaunen und dem Kalbsbraten, trank aus der Flasche und lüpfte ganz erstaunlich, indem er bei sich selbst sprach: Es geht mir doch nicht gar zu schlimm. Sei es wie es will, so viel weiß ich, wenn

ich sterben muß, so will ich heute nicht mit leerem Magen sterben.

Er legte die Überbleibsel seiner Mahlzeit, so gut es gehen wollte, in das Tischtuch zusammen und kehrte in sein Bett zurück, wobei es ihm doch seltsam bedäuchte, so allein im Dunkeln zu sein, ohne zu wissen, wo und wie und von wem er hierhergebracht worden und wann er von hier loskommen werde. Doch wenn er sich der lachenden Carnevalsmasken erinnerte, so mußte er auch lachen, denn das schmackhafte Essen war ihm ganz recht gewesen und er lobte vornehmlich den guten Wein, von welchem er nicht viel weniger, als eine Flasche, ausgestochen hatte. Des festen Glaubens, es sei Alles nur ein von seinen guten Freunden angelegter Schwank, überließ er sich der Hoffnung, über lang oder kurz das Licht des Tages wieder zu erblicken, und in diesen angenehmen Vorstellungen versank er in Schlaf. — Am Morgen trat der Krankenwärter bei Zeiten an das Fenster und rief offen den Nachbarsleuten und dem Goldschmied zu, der Meister habe die Nacht über leidlich geschlafen, die Pestbeule komme heraus, er unterstütze ihn mit Mehlumschlägen und habe die beste Hoffnung. Als es nun Abend wurde, fand der Erlauchte zur Fortsetzung seines Scherzes die beste Gelegenheit und ein Vorfall kam ihm zu Statten, worauf er dem Monaco und dem Krankenwärter zu wissen thun ließ, was sie zu thun hatten. Es war nämlich an diesem Tage um die dritte Morgenstunde ein Roßkamm, der sich Franciosino nannte, indem er auf dem Platz von Santa Maria Novella ein Pferd zuritt und galoppiren ließ, mit ihm gestürzt und hatte durch einen mir nicht näher bekannten Umstand dabei den Hals gebrochen, während das Pferd nicht den mindesten Schaden nahm. Die Leute eilten hinzu, um ihm aufstehen zu helfen, fanden aber, daß er bereits das Bewußtsein verloren hatte. Man nahm ihn daher auf und trug ihn in das nahegelegene Hospital von San Pagolo; dort

zog man ihn aus, um zu sehen, ob man ihn wieder zum Leben bringen könne, fand ihn aber todt und das Genick gebrochen. Daher machte man die wenigen Kleider, die er auf dem Leibe gehabt, zu Geld, und einige Freunde übergaben ihn als Fremden den Brüdern von Santa Maria Novella, um ihn nach der Vesper zu beerdigen. Diese brachten ihn in eines der Gräber außen unter der Treppe, der Hauptthüre der Kirche gegenüber. Monaco und sein Gesellschafter hatten von der Willensmeinung Lorenzo's Kunde erhalten: um das Ave Maria trat der Wärter an das Fenster und rief, der Arzt habe einen so bedenklichen Anfall bekommen, daß er alle Hoffnung aufgebe; die Pestbeule verenge ihm dergestalt den Hals, daß er kaum zu Athem kommen könne, geschweige denn zu reden im Stande sei. Deshalb erschien der Goldschmied am Hause und wünschte, seinen Schwager doch noch ein Testament machen zu lassen. Der Wärter gab ihm aber zu bedenken, daß dies jetzt doch nicht wohl thunlich sei, und so wurden sie einig, den Kranken des andern Morgens, wenn er sich bis dahin nicht gebessert habe, beichten und communiciren und seinen letzten Willen aufsetzen zu lassen. Indessen kam die Nacht, und als zwei Drittheile derselben vorüber waren, gingen die zwei Diener heimlich im Auftrage des Erlauchten auf den Kirchhof von Santa Maria Novella, nahmen den Franciosino aus dem Grabe, in das er kurz zuvor gebracht worden war, und trugen ihn auf dem Rücken in die Grabenstraße in das Haus des Meister Manente. Monaco und der Wärter harrten an der Thüre, nahmen ihn stille ab und brachten ihn hinein, die Stallknechte aber entfernten sich wieder, ohne von jemand gesehen worden zu sein. Monaco und der Wärter machten ein großes Feuer auf, tranken wacker und machten dem Todten ein Kleid von schöner neuer Leinwand. Sodann verbanden sie ihm den Hals mit gesalbtem Werg, machten ihm durch

Draufschlagen ein geschwollenes blaues Gesicht und legten ihn ausgestreckt auf einen Tisch im Erdgeschosse nieder. Auch setzten sie ihm ein großes Baret auf, welches Meister Manente an Ostern zu tragen pflegte, bedeckten ihn über und über mit Pomeranzenblättern und gingen schlafen. Der Tag aber war nicht so bald erschienen, als der Wärter unter Thränen der Nachbarschaft und den Vorübergehenden kund that, wie Meister Manente gegen Tages Anbruch aus diesem irdischen Leben dahingeschieden sei. Die Nachricht verbreitete sich augenblicklich durch ganz Florenz; als daher der Goldschmied es vernommen, lief er eilends hin und vernahm von dem Wärter den ganzen Hergang umständlich; und da nun keine andere Hilfe war, beschlossen sie, ihn am Abend zu bestatten. Der Goldschmied ließ es dem Gesundheitsamte anzeigen und so warteten sie bis dreiundzwanzig Uhr d. i. eine Stunde vor Sonnenuntergang, nachdem sie auch die Brüder von Santa Maria Novella und die Priester von San Pagolo benachrichtigt hatten, bis zu der festgesetzten Zeit jeder an seinem Platze war. Mönche und Weltgeistliche zogen ein Stück Weges voraus, dann kamen die Pestleichenträger in ziemlicher Entfernung und nahmen aus dem Unterstock des Hauses den Roßkamm Franciosino an Statt des Arztes Meister Manente, wofür sie ihn unzweifelhaft hielten, sowie alle die ihn sahen, obgleich allgemein behauptet wurde, er sei sehr entstellt; man dachte aber, das komme von der Krankheit, und einer sagte zum andern: Sieh doch zu, wie der Flecken im Gesichte hat. Es hat ihm doch recht mitgespielt, das muß ich sagen.

Die Mönche und Priester schritten nun singend in die Kirche, um die heiligen Gebräuche zu vollziehen, die Träger aber warfen in das erste Grab, das sie an der Treppe fanden, kopfüber den Todten hinab, verschlossen es so schnell als möglich wieder und gingen an ihre Geschäfte zurück. Dem ganzen Leichenbegängnisse hatten aus

der Ferne Tausende zugesehen, die sich die Nasen zuhielten, an Essig, Blumen und Kräuter rochen und die feste innerliche Überzeugung nährten, daß Meister Manente vor ihren Augen zur Erde bestattet worden sei. Seine Gestalt war auch um so leichter nachzuahmen, weil dazumal jedermann mit geschorenem Barte ging, und da man die Leiche aus seinem Hause herauskommen sah und mit dem Hute, der ihm das halbe Gesicht bedeckte, zweifelte niemand an der Sache. Als nun der Todte aus dem Hause entfernt und beerdigt war, empfahl der Goldschmied das Haus und die Habe dem Wärter und ging hin, um ihm ein Nachtessen zu schicken, und zwar ein gutes, damit er mit um so größerem Eifer und Liebe seine Schuldigkeit thue. Dann sandte er einen Eilboten an seine Schwester mit der Nachricht, ihr Mann sei schon gestorben und begraben, sie möge also nicht nach Florenz kommen, sondern ihm und seiner Besorgung Haus und Eigenthum allein übergeben, im Übrigen sich trösten und zufrieden leben, um nur auf die Erziehung ihres Söhnleins Bedacht zu nehmen. — Beim Anbruch der Nacht und nachdem sich Monaco mit Speise und Trank gütlich gethan, wobei er sich sehr in Acht nahm, nicht gesehen zu werden, ließ er den Diener allein und schlich sich ganz leise nach Hause. Am folgenden Tage besuchte er Lorenzo; sie lachten miteinander über den Streich, der ihnen so wunderbar gelungen war, und trafen die fernern Anordnungen, um ihn zu Ende zu führen. So gingen vier bis sechs Tage hin, während welcher indeß nicht versäumt worden war dem Arzte Morgens und Abends reichliches Essen zu schicken durch die zwei Verkleideten mit den großen immer auf gleiche Weise lachenden Köpfen. Eines Morgens nun, vier Stunden vor Tag wurde auf Antrag des Erlauchten das Zimmer von den zwei Großköpfen geöffnet und der Arzt zum Aufstehen bewogen. Durch Geberden nöthigten sie ihn ein Kamisol von rothem Wollenzeug und ebenso ein Paar

lange Hosen nach Matrosenart aus demselben Stoffe anzuziehen und eine griechische Mütze aufzusetzen, legten ihm sodann Handschellen an, warfen ihm den Regenmantel über den Kopf und wickelten ihn darein, sodaß er keinen Stich mehr sah. In dieser Vermummung führten sie ihn aus dem Zimmer und geleiteten ihn in den Hof; er war aber so bekümmert und voll Herzensangst, daß er zitterte, als hätte er das Fieber. Dann hoben sie ihn auf und legten ihn in eine Sänfte, welche von zwei sehr rüstigen Maulthieren getragen und so gut verschlossen wurde, daß von innen nicht geöffnet werden konnte. Nun ging es auf und davon nach dem Kreuzthore, die zwei Stallknechte in ihrer gewöhnlichen Tracht machten die Zugführer; bei ihrer Ankunft wurde das Thor plötzlich geöffnet und sie zogen lustig ihres Weges weiter. Meister Manente fühlte sich getragen, ohne zu wissen, von wem und wohin, weshalb er in Angst und großem Erstaunen war. Als er aber später, sobald es Tag ward, die Stimme der Landleute und den Trott der Thiere vernahm, war er im Zweifel, ob er träume, doch nahm er sich vor, gutes Muths zu sein und sprach sich selber tröstend zu. Die Diener aber redeten nichts, was man hören konnte, und gingen weiter, ruhten aus und aßen, wenn es ihnen gelegen war, und richteten sich so ein, daß sie gerade um Mitternacht in der Einsiedelei von Camaldoli ankamen. Der Guardian empfing sie freundlich an der Pforte, ließ die Sänfte ein und begab sich mit ihnen, nachdem sie die Maulthiere in den Stall gebracht, durch sein Zimmer in ein kleines Nebengemach und von dort durch eine Schreibstube in einen kleinen Saal, wo der Guardian das Fenster hatte vermauern lassen und das mit einem kleinen Bette, einem Tische und Schemel, auch einem Kamine und einer andern Nothwendigkeit versehen war. Das Zimmerchen ging auf einen sehr hohen einsamen Abhang, wohin sich weder Menschen noch Thiere jemals verirrten; es war an dem entlegensten Theile des Klosters.

Man hörte von dort niemals ein Geräusch, außer von Wind und Gewitter, und manchmal das Glöcklein, welches zum Ave Maria oder zur Messe läutete oder die Klosterbrüder zur Mittags- und Abendmahlzeit rief. So schien es den Knechten zu ihrem Vorhaben sehr tauglich zu sein. Sie gingen in das Gastzimmer zurück, wo sie den Tragsessel hatten stehen lassen, zogen den Arzt, halbtodt vor Hunger und Durst und durch die Ermüdung und Angst in einem Zustande, daß er sich kaum auf den Füßen halten konnte, hervor, wickelten ihm den Kopf abermals ein und schleppten ihn in das für ihn eingerichtete Gemach, wo sie ihn auf seine Lagerstatt absetzten und ihn, ohne ihm jedoch die Handschellen abzunehmen, sich selbst überließen. Darauf entfernten sie sich und begaben sich nach dem Zimmer des Guardians, wohin auf ihr Gebot sogleich zwei Laienbrüder kamen, um durch Anschauung den vollständigen Unterricht darüber zu erhalten, was sie zu thun hätten in Beziehung auf die fernere Obhut und Bedienung des Meisters Manente, wozu sie indeß von dem Erlauchten besondere Weisung erhalten hatten. Die Diener hatten indessen die Kleider angezogen, welche sie früher getragen hatten, nebst den lachenden Köpfen, mit dem Schwerte, der Fackel, kurz ganz mit demselben Aufzug, den sie in Florenz gehabt hatten. So überbrachte man dem Arzt ein reichliches Abendessen, welches der Bruder hatte zurüsten lassen. Sobald Meister Manente die zwei Großköpfe in der gewohnten Weise erscheinen sah, erheiterte er sich vollständig. Sobald der Truchsäß die Speisen auf den Tisch gestellt hatte, ging er auf ihn zu, nahm ihm die Handfesseln ab und bedeutete ihm, sich in gewohnter Weise zu verhalten. Meister Manente voll Hunger und Durst stürzte sich wie ein Taucher auf den Boden herab und verschlang was er Eßbares und Trinkbares vorfand. Die Beiden aber öffneten die Thüre, gingen sogleich wieder weg und ließen ihn im Dunkel zurück. Um alles mit anzusehen waren die Laienbrüder

auf den obern Boden gegangen, hatten ganz leise einen Backstein ausgehoben und durch die Öffnung alles Einzelne, was unten vorging, genau gesehen. Dann gingen sie dahin, wo die Knechte waren, welche sich auszogen und jenen die Kleider nebst den andern Siebensachen übergaben. Sodann aßen diese und erfrischten sich und da sie ganz müde und schlaftrunken waren, gingen sie zur Ruhe. Des andern Morgens aber nachdem die Knechte ausgeschlafen und ihr Frühstück eingenommen hatten, ermahnten sie nochmals den Guardian und die Laienbrüder, wenn sie dem Gefangenen Morgens und Abends seine Lebensmittel bringen, ja genau immer dieselben Gebräuche zu beobachten, dann nahmen sie Abschied und traten mit ihrer Sänfte den Rückweg an nach Florenz, wo sie dem Erlauchten zu seiner großen Freude und Erheiterung ausführlich über alles Einzelne Bericht abstatteten. — Unterdessen hatte der Krankenwärter seine Pestwache beendigt, war, von dem Goldschmied bezahlt, nach Santa Maria Nuova zurückgekehrt und hatte Haus und Habe Manente's jenem wieder übergeben. Meister Manente's Gattin kam in Witwenkleidern nach Florenz zurück; sie betrauerte mit ihrem Söhnchen und ihrer Magd einige Zeit den Tod des Gatten und lebte in ziemlicher Behaglichkeit. — Die Laienbrüder brachten jeden Abend und jeden Morgen, wie sie es gesehen hatten, zu gewissen Stunden dem Arzte zu essen, und dieser beschäftigte sich, da er nichts Besseres zu thun wußte, mit nichts anderem, als seinen Bauch zu füllen und zu schlafen, und sah niemals Licht, als wenn jene ihm die Nahrung brachten. Er konnte sich nicht vorstellen, wo er war, noch wer seine Diener waren, er fürchtete in irgend ein verzaubertes Schloß gerathen zu sein. So that er nichts, als essen und trinken in Fülle und träumen und, wenn er wachte, Luftschlösser bauen. — Um diese Zeit begab es sich, daß Lorenzo, wegen sehr wichtiger Angelegenheiten des Staats und der städtischen Verwaltung, aus Florenz

sich entfernen mußte; es dauerte ein Paar Monate, bis er zurückkam, und hernach war er wieder mit höchst dringenden Angelegenheiten beschäftigt, sodaß er einige Zeit gar nicht mehr an Meister Manente dachte, bis er eines Tages zufällig einen der Camaldolenser Mönche vorüberreiten sah, welche die Geschäfte des Klosters besorgen. Da fiel ihm denn plötzlich der Arzt ein. Der Erlauchte ließ den Mönch rufen und gab ihm, da er von ihm hörte, er gehe am nächsten Morgen nach der Einsiedelei zurück, einen Brief, mit dem Auftrage, ihn in seinem Namen dem Guardian zuzustellen. Der Mönch übernahm das Schreiben ehrfurchtsvoll und versprach, es richtig zu bestellen, was er seiner Zeit und seines Ortes that. — Es war bis dahin mancherlei Neues vorgefallen. Zuerst hatte sich Manente's Weib nach sechsmonatlicher Witwenschaft abermals verheirathet an einen Goldschmied Michelagnolo, den Genossen ihres Bruders Niccolajo, welcher ihr sehr dazu zugesprochen, ja sie inständig gebeten hatte, weil dadurch dann der Gesellschaftsvertrag auf zehn Jahre befestigt wurde. Darauf war Niccolajo zu ihr ins Haus gezogen und mit dem Vormunde eins geworden, die Erziehung des Knaben zu besorgen. Von dem Hausgeräthe hatte er ein Inventar aufnehmen lassen und führte ein Leben voller Freude mit seiner Brigida, so hieß die Frau, welche sich bereits von ihm schwanger fühlte. — Der Guardian hatte wohl gehört, daß der Erlauchte verreist sei; da er ihm aber keine andern Verhaltungsbefehle zugesandt, folgte er der bisherigen Ordnung; und da Meister Manente, als die Kälte eintrat, sich sehr unbehaglich fühlte, versah er ihn mit Kohlen, von denen er durch die ihm aufwartenden Großköpfe einige Säcke hintragen und in einen Winkel des Gemachs werfen ließ. Dann wurde ihm das Kamin angezündet und er mit Pantoffeln und Kleidern zum Anziehen und für das Bett versehen. Ferner ließ er die Decke oben durchbrechen und ihm ein Lämpchen herabhängen, welches Tag und Nacht brennend unter-

halten wurde, sodaß es ihm das Zimmer einigermaßen erhellte. So unterschied der Arzt wenigstens, was er aß, und sah, was er that; und um einigermaßen die Unbekannten zu belohnen, welche ihm diesen Vortheil zuwandten, sang er manchmal seine Trinklieder, die er am feuchten Tische einst mit seinen Zechbrüdern zu singen pflegte, und dichtete manchmal aus dem Stegreife; und da er eine schöne Stimme und eine gute Aussprache hatte, sagte er oftmals Stanzen her aus Lorenzo's neu erschienenen Liebeswäldern, womit er den Laienbrüdern und dem Guardian, die ihn allein hören konnten, das größte Vergnügen bereitete. Auf diese Weise vertrieb er sich die Zeit, so gut er konnte, und hatte die Hoffnung fast ganz aufgegeben, jemals wieder das Sonnenlicht zu schauen. — Indessen kam der, welcher dem Pater Guardian den Brief des Erlauchten überbrachte, woraus er den Willen und die Anordnung Lorenzo's vollständig erfuhr; er befahl den Laienbrüdern desselbigen Tages, in der folgenden Nacht zwei bis drei Stunden vor Tag ihn hinwegzuführen, und sagte ihnen, wie und wohin und in welchem Zustande sie ihn verlassen sollten. Als es nun Zeit war, kleideten sich diese in der gewohnten Weise an, gingen zu dem Arzte, hießen ihn aufstehen und brachten ihn mit Geberden dahin, sich in Matrosentracht anzuziehen. Dann legten sie ihm die Handschellen und einen schlechten Mantel an mit einer Kapuze, die bis aufs Kinn ging und führten ihn hinweg. Diesmal dachte Meister Manente, das Ziel seines Lebens sei gekommen, er habe nun den letzten Bissen Brot gegessen. Über die Maßen betrübt, ließ er sich, um nicht noch schlimmer anzukommen, von jenen führen, welche zwei Stunden oder noch länger stark gingen über Stock und Stein immer weiter, bis sie in die Nähe von Vernia kamen, wo sie den Arzt an den Stamm einer sehr hohen Tanne in einem tiefen Thale mit Zaunrüben anbanden, ihm sodann den Mantel und die Handschellen abnahmen und den Hut tief in die Augen drückten.

So ließen sie ihn an den Baum gebunden und flohen mit Windeseile von dannen und auf dem kürzesten Wege, wiewol sie ihre Fackel ausgelöscht hatten, zurück nach Camaldoli, ohne daß jemand sie bemerkt hatte. — Allein geblieben und nur schlaff und los gebunden spitzte Meister Manente eine Zeit lang in ängstlicher Besorgniß die Ohren, und da er nicht das mindeste Geräusch mehr um sich hörte, fing er allmälig an, die Hände an sich zu ziehen, indem er sich von seinen leichten Fesseln ohne Schwierigkeit befreite. Ebenso schob er den Hut vor seinen Augen hinweg, schlug sie empor und erblickte zwischen den Bäumen hindurch ein Stück des gestirnten Himmels, woraus er sich zu seiner größten Freude und Verwunderung überzeugte, im Freien und außer dem Kerker zu sein. Er ließ die Augen umherschweifen und schaute genauer aus, denn schon begann es Tag zu werden. Da sah er die Tannen um sich her und das Gras unter seinen Füßen: so hielt er sich überzeugt, in einem Walde zu sein. Er erwartete indessen noch immer etwas Neues und Ungewöhnliches und blieb daher still und regungslos auf seinem Platze stehen, und hatte kaum den Muth zu athmen, um nur nicht gehört zu werden, denn er meinte noch fortwährend, die lachenden Larven sich auf der Haube zu sehen, wie sie ihm wieder die Handfesseln anlegen und ihn von dannen führen wollen. Erst als es heller lichter Tag um ihn ward, die Sonne mit ihren leuchtenden Strahlen schon jedes Dunkel durchdrang und er weder Menschen noch Thiere in seiner Umgebung sah, faßte er das Herz, auf einem schmalen Fußpfade die steile Anhöhe vor sich emporzuklimmen, um aus diesem Thale wegzukommen, und war nun endlich seiner Sache gewiß, wieder in die Welt eingetreten zu sein. Er war nicht über eine Viertelmeile weit gegangen, so hatte er den Gipfel des Berges erreicht und kam auf eine sehr besuchte Straße, auf welcher er einen Fuhrmann einherkommen sah mit drei mit Getraide beladenen

Mauleseln. Er ging ihm rasch entgegen und fragte ihn nach der Gegend und wie der Ort heiße, an welchem er sich befinde. Der Mauleseltreiber antwortete rasch, es sei die Vernia, und fügte hinzu: Was Teufels bist du blind? Siehst du nicht dort San Francesco?

Dabei wies er auf die Kirche, welche am Berge stand und nicht viel über zwei Armbrustschußweiten von ihnen weg lag. Meister Manente dankte ihm, fühlte sich nun sogleich wieder in der Gegend zu Hause, die er mit seinen Freunden öfters zum Vergnügen besucht hatte, und pries und lobte Gott, indem er die Hände zum Himmel emporhob und sich wie neugeboren fühlte. Er schlug den Weg zur Rechten ein und ging in seinem rothen Fischeranzuge stracks auf das Kloster zu, wo er frühzeitig ankam und einen Mailänder Edelmann antraf, der in Gesellschaft eines andern Mailänders mit Pferden und Dienern aus Florenz gekommen war, um diesen heiligen Ort zu besuchen, an welchem der andächtige San Francesco Buße gethan hatte. Am vergangenen Abende aber hatte er ausgleitend sich den Fuß aufgeschlagen und verrenkt und sodann durch eine zugetretene Erkältung sich in der Nacht eine Geschwulst und solche Schmerzen zugezogen, daß er sich am Morgen weder regen noch die geringste Berührung dieses Gliedes ertragen konnte, sodaß er sich gezwungen sah, das Bett zu hüten. Auf Anrathen der Mönche wollte er eben nach Bibbiena schicken, um einen Arzt kommen zu lassen, als Meister Manente mit einem Gruße vor sie trat und nachdem er sich die Ursache des Übels des Edelmanns hatte sagen lassen, die Brüder versicherte, sie haben nicht nöthig, anderwärts nach Ärzten auszusenden, denn er getraue sich, den Edelmann in einer halben Viertelstunde von seinen Schmerzen zu befreien und bis zum andern Morgen gänzlich wiederherzustellen. — Wenn auch Meister Manente für einen Arzt in einem seltsamen Aufzuge erschien, so flößte sein Äußeres wie seine Rede dem Mailänder dennoch Vertrauen ein. Er ließ

sich daher von den Brüdern Rosenöl und Myrtenpulver bringen, bestrich ihm die offene Wunde, richtete das ausgerenkte Bein ein, salbte ihn aufs Beste, bepülverte ihm den Fuß und verband ihn sehr fest, sodaß der Schmerz sogleich aufhörte und der Kranke die Nacht über ruhig schlief, während er in der vergangenen Nacht hatte kein Auge zuthun können. Am kommenden Morgen stand er auf und fand sich so frei, daß er nicht nur den Fuß auf den Boden setzte, sondern selbst leicht umhergehen konnte. Er ließ sich daher die Pferde satteln, trank mit den Mönchen, schenkte dem Arzte zwei Ducaten und begab sich auf den Rückweg nach Florenz. Der vergnügte Meister Manente nahm gleichfalls die Gastfreundschaft der Mönche in Anspruch, verabschiedete sich sodann von ihnen und schlug den Weg nach Mugello ein, um auf sein Landgut zu gelangen, welches er nach einem rüstigen Marsche Abends im Augenblicke des Sonnenuntergangs erreichte. Er rief nun seinen Bauern laut bei Namen, erhielt aber von einem kleinen Jungen die Antwort, derselbe sei jetzt auf einer andern, eine gute Strecke entfernten Meierei. Dem Arzte kam diese Antwort wunderlich vor, und er konnte sich nicht darüber beruhigen, daß seine Frau ohne seine Zustimmung den Mann verabschiedet und das Gut anderweit verpachtet habe; er sagte auch zu dem Burschen, er solle seinen Vater herbeirufen, und setzte diesem auseinander, wie er ein großer Freund seines Gebieters sei und ihn bitte, für die Nacht ihm ein Unterkommen zu gewähren. Da ihn der Landmann aber auf diese Weise gekleidet sah, faßte er Verdacht und beantwortete nicht sogleich sein Verlangen. Indessen wußte Meister Manente den Zweifelhaften so wohl zu überreden und zu beschwichtigen, daß er es am Ende zufrieden war und ihn aufnahm; besonders tröstete es ihn, daß er keine Waffen bei ihm wahrnahm; doch hatte er sich vorgenommen ihn hinten in die Hütte zu verweisen. Er nahm ihn also ins Haus, der Tisch wurde

gedeckt und sie hielten eine magere Abendmahlzeit. Entschlossen sich nicht zu entdecken, richtete Meister Manente durchaus keine Fragen in Betreff des Gutes und seines Weibes an den Bauer; da er aber auf einem Brette ein Schreibzeug und Papier erblickte, denn der Pachter war zugleich der Schulze der Gemeinde, so forderte er Schreibzeug und es wurde ihm gebracht. Er schrieb nun einen kurzen Brief an seine Frau und sprach zu dem jungen Bauerburschen: Ich gebe dir einen Carlin, geh mir morgen früh bei Zeit nach Florenz und gib diesen Brief deiner Herrin, die wird dir dann schon sagen, was du weiter zu thun hast.

Dieser stimmte mit Genehmigung seines Vater zu, führte den Arzt auf das Stroh und verschloß den Schuppen hinter ihm. Meister Manente ließ sich alles geduldig gefallen und sagte bei sich selbst: Morgen wirst du schon die Mütze vor mir abziehen und dich glücklich schätzen, wenn ich dich im Dienste behalte.

So richtete er sich auf seinem Strohlager ein, so gut er konnte, und schickte sich zum Schlafen an. Am Morgen sobald es zu dämmern anfing, machte der Bursche, der schon am Abend zuvor den Carlin und den Brief erhalten hatte, sich nach Florenz auf, kam um die Zeit des Frühmahls an das Haus seines Gutsherrn und übergab der Mona Brigida den Brief, welchen sie sogleich erbrach und worin sie die Hand ihres ersten Gemahls zu erkennen glaubte. Als sie ihn aber las, wurde sie von Schmerz und Erstaunen dermaßen ergriffen, daß sie nahe daran war, in Ohnmacht zu fallen, und gar nicht wußte, ob sie nur noch in der Welt sei. Sie fragte aber den Bauern umständlich nach Alter, Gestalt und Angesicht des fremden Mannes, welcher ihn abgesandt, hörte mit immer wachsendem Erstaunen und Schmerz zu und ließ alsbald durch ihre Magd ihren Gatten Michelagnolo aus der Werkstätte zu sich entbieten. Er kam, las den Brief und war auch seinerseits ihrer Meinung, daß die Hand-

schrift der des Meisters Manente gleichsehe, ja genau dieselbe sei, wußte aber freilich auch gewiß, daß dieser todt sei, und wußte somit ebenso gewiß, daß das Schreiben von jemand anders herrühren müsse, und das müsse ein rechter Gauner sein, der die Frau auf eine so unerhörte Weise zu überlisten gedenke. Der Inhalt des Briefes war nämlich folgender: er thue seiner geliebten Gattin hiermit zu wissen, daß er nach mannichfaltigen und seltsamen Schicksalen und nachdem er länger als ein Jahr in steter Todesangst eingesperrt gehalten worden, endlich wie durch ein Wunder Gottes aller Gefahr entronnen sei, wie er ihr mündlich alles umständlich erzählen werde; gegenwärtig beschränke er sich darauf, ihr zu sagen, daß er frisch und gesund auf ihrem Landgute angekommen sei, und sie zu bitten, dies in Florenz überall bekannt zu machen, ihm sein Maulthier, seinen Rock, Regenmantel, die großen Stiefel und den Hut hinauszusenden und dem neuen Pächter kund zu thun, daß er als Meister Manente ihr Ehegatte sein Gebieter sei, damit er ihm sein Haus eröffne, um die Nacht über bequem zu ruhen und am andern Morgen zeitig nach Florenz zu kommen und sie zu trösten. — Michelagnolo schrieb nun voll Gift und Galle im Namen seiner Frau einen Brief, der Hände und Füße hatte, und drohte ihm, wofern er nicht ungesäumt seines Weges ziehe, selbst zu ihm hinauszukommen, um ihn tüchtig abzuprügeln oder ihm den Büttel über den Hals zu schicken. Zudem gab er dem Bauernjungen noch den mündlichen Auftrag an seinen Vater mit, den fremden Abenteurer zum Henker zu jagen. Der Junge ging eilig nach seinem Dorfe und Michelagnolo kehrte in seine Werkstatt zurück, Brigida aber blieb in schmerzlicher Verwunderung befangen zu Hause. — Desselben Morgens lustwandelte Meister Manente nach dem Vogelherde, etwa drei Meilen von seinem Gute, gab sich aber dem Wirthe, der sein Freund war, nicht zu erkennen, sondern gab sich für einen Albanesen aus;

er speiste lustig und wohlgemuth mit ihm zu Mittag und schlenderte am Abend in der besten Stimmung nach Hause, wo er in der festen Überzeugung, als Herr anerkannt und empfangen zu werden, sich schon vorgesetzt hatte, einem Paar Kapphähnen die Hälse umdrehen zu lassen, die er am Morgen hatte mit den Schnäbeln auf der Tenne herumpicken sehen. — Er war kaum in die Nähe seiner Wohnung gelangt, als ihm der bereits zurückgekehrte Knabe entgegengelaufen kam und mit einem sauern Gesichte, ohne nur einen Bückling zu machen, den Brief, der ohne Aufschrift und Siegel war, einhändigte. Hierüber verwunderte sich Meister Manente gleich von vorn herein und es betrübte ihn; ja, es däuchte ihn der Anfang zu einem traurigen Ende. Als er ihn aber seiner ganzen Länge nach durchlesen hatte, gerieth er vor Staunen und Schmerz so außer sich, daß er weder todt noch lebendig schien. Mittlerweile kam auch der alte Bauer hinzu, dem der Sohn bereits seine mündliche Botschaft ausgerichtet hatte, und sagte ihm mit dürren Worten, er möge sich nach einer andern Herberge für die Nacht umsehen, da sein Herr ihm befohlen habe, ihm unverzüglich die Thüre zu weisen. Wie empfindlich es den armen Meister Manente auch kränken mußte, sich also von demjenigen aus seinem Eigenthum verwiesen zu sehen, von dem er nach der Ankunft des Briefes als Gebieter anerkannt zu werden hoffte, so erwiderte er ihm doch gefaßt und sanftmüthig, er werde gehen. Er gerieth beinahe auf die Vermuthung, daß er ein anderer geworden sein möge oder daß es mehr als einen Meister Manente auf der Welt geben müsse, und fragte den Landmann um den Namen seines Herrn. Er empfing die Antwort, es sei der Goldschmied Michelagnolo und seine Frau sei Mona Brigida. Der Arzt erkundigte sich ferner, ob diese Mona Brigida schon früher verheirathet gewesen sei und ob sie Kinder habe.

Ja, antwortete ihm der Bauer, sie hatte früher

einen Arzt, der, wie ich höre, Meister Manente hieß und ihr, als er an der Pest starb, ein Söhnlein Namens Sandrino hinterlassen hat.

Weh mir, fiel ihm der Arzt in die Rede, was sagst du mir da?

Dann fing er an, ihn nach allen Umständen auszuforschen. Der Pächter bedeutete ihm aber, er wisse sonst nichts zu sagen, er sei von Casentino gebürtig und habe erst seit dem August das Gut bezogen. Entschlossen, sich nicht weiter zu erkennen zu geben, schied Meister Manente, da es noch zwei volle Stunden Tag blieb, von dem Bauersmann und begab sich unverzüglich auf den Heimweg nach Florenz, in der Meinung, seine Frau und Verwandten müssen in einem seltsamen Irrthume befangen ihn für todt gehalten haben und eben auf diese Weise zu ihren folgeschweren Schritten verleitet worden sein, denn er kannte den Goldschmied, den Genossen seines Schwagers recht wohl. Unter tausenderlei Gedanken rüstig zuschreitend langte er noch spät Abends im Wirthshaus zum Mühlstein, eine Meile von der Stadt, an; er kehrte daselbst ein, aß nur ein Paar weichgesottene Eier und legte sich zu Bette, wo er sich hin- und herwälzte, ohne auch nur ein Auge schließen zu können. Des andern Morgens stand er bei Zeit auf, bezahlte den Wirth, schlich ganz sachte nach Florenz und betrat die Stadt in der oben erzählten Verkleidung, sodaß er von niemand erkannt wurde, wiewol er viele seiner Bekannten und Freunde auf der Straße traf. Er durchwanderte die halbe Stadt und gelangte endlich auf die Grabengasse, wo er eben seine Frau und den Knaben von der Messe heimkehrend ins Haus treten sah. Er war versichert, daß sie ihn gesehen hatte, und doch machte sie kein Zeichen, daß sie ihn kenne; deshalb änderte er mit einem Male seinen Entschluß und anstatt sie anzureden ging er nach Santa Croce, um seinen Beichtvater Meister Sebastiano aufzusuchen, denn er dachte, er müßte

ein guter Mittelsmann werden, um seine Anerkennung von Seiten seiner Frau einzuleiten; er wollte ihm Alles anvertrauen, was ihm begegnet war, und sich mit ihm berathen; als er aber im Kloster nach ihm fragte, erhielt er zur Antwort, er sei nach Bologna übergesiedelt; in Verzweiflung darüber wußte er gar nicht, was er beginnen sollte. Er lief umher, über den Platz, über den Neumarkt, den Altmarkt, er traf unter andern Bekannten und Freunden den Makler Biondo, den Trommelschläger Feo, den Meister Zenobi della Barba, den Sattler Leonardo und kam zuletzt halb von Sinnen, wie er sah, daß er fortwährend von keinem Einzigen wiedererkannt ward. Nun war es aber schon Mittagessenszeit geworden, da ging er in die Affen, wo Amadore, einst sein innigster Freund, Wein schenkte. Diesen ersuchte er, ihm beim Essen Gesellschaft zu leisten, was er auch that. Am Schlusse des Essens sagte Amadore zu ihm, er meine ihn sonst schon gesehen zu haben, könne sich aber nicht darauf besinnen wo. Meister Manente antwortete, es könne sehr leicht geschehen sein, da er lange Zeit in Florenz bei Meister Agostino in der Baderei am Platze Padella gewohnt habe, wohin er jetzt auch von Livorno zurückkehre, da er der Wasserfahrten überdrüßig sei. Während so ein Wort das andere gab, beendigten sie ihre Mahlzeit, und ohne sich zu erkennen zu geben befriedigte Meister Manente den Wirth, ging höchst bekümmert und erstaunt, daß jener ihn nicht wiedererkannt habe, hinweg, mit dem festen Vorsatze, unter allen Umständen vor Nacht noch mit seinem Weibe zu reden. Er schlenderte deshalb so lange in der Stadt umher, bis ihm die schickliche Stunde gekommen zu sein schien, nämlich bis zu dreiundzwanzig ein halb Uhr. Da klopfte er zwei mal stark an die Thüre. Die Frau sah heraus, wer es sei. Da antwortete der Arzt: Ich bin's, meine liebe Brigida! Mach' auf!

Und wer seid ihr denn? fragte jene weiter. — Meister

Manente, um nicht laut sprechen zu müssen, daß die ganze Nachbarschaft es hörte, gab zur Antwort: Komm herab, dann sollst du's hören.

Brigida hörte Meister Manente's Stimme, sah sein wohlbekanntes Angesicht, erinnerte sich des Briefes und wollte daher nicht herunterkommen, da sie irgend ein unheimliches Ereigniß befürchtete.

Sagt mir nur von unten, rief sie ihm daher zu, wer ihr seid und was ihr suchet.

Siehst du es denn nicht? antwortete der Arzt. Ich bin Meister Manente, dein echter und rechtmäßiger Ehegatte; dich suche ich, du bist meine Frau.

Meister Manente mein erster Mann könnt ihr nicht wohl sein, weil der todt und begraben ist, sagte die Frau.

Wie, Brigida? fragte der Arzt, todt? Ich bin noch nicht gestorben.

Dann fügte er bei: Sei doch so gut und mach mir auf! Kennst du mich nicht, mein holdes Herz? Bin ich denn so sehr entstellt? Mach mir doch auf, ich bitte dich, und du sollst sehen, daß ich lebe.

Ei was, fuhr Brigida fort, ihr seid wohl auch der Schelm, der mir gestern früh den Brief geschrieben. Schert euch in Gottes Namen fort, denn wehe euch, wenn euch mein Mann hier betrifft.

Es waren indessen viele Leute aus Neugier vor dem Hause zusammengelaufen und ein Nachbar nach dem andern zeigte sich am Fenster und gab sein Theil dazu. Mona Dorotea die Betschwester, welche Brigiden gerade gegenüber wohnte, hatte Alles von Anfang an mit angehört und sagte: Nimm dich in Acht, meine Tochter, das ist gewiß der Geist deines Meisters Manente, der hier umgeht, um seine Sünden abzubüßen. Er gleicht ihm vollkommen an Aussehen und Sprache. Rufe ihm ein wenig, frage ihn und beschwöre ihn, ob er etwas von dir will.

Brigida glaubte halb und halb und fing an mit kläglicher Stimme zu rufen: O du arme Seele, hast du vielleicht etwas auf dem Gewissen? Willst du ein Todtenamt? Hast du noch ein Gelübde zu erfüllen? Sprich es nur aus, was du willst, gebenedeite Seele, und geh mit Gott!

Wie Meister Manente dies hörte, kam ihm fast die Lust zu lachen an. Er sagte immer, er lebe, sie solle ihm nur aufmachen und er werde sie schon vergewissern. Sie fuhr aber nichts desto weniger fort, ihn zu fragen, ob er des heiligen Ghirigoro verlange, bekreuzte sich, und auch Madonna Dorotea sprach: O du Gott befohlene Seele, wenn du im Fegefeuer bist, so sag' es frei heraus, denn deine gute Frau wird für dich das Jubiläum mitmachen und dich erlösen.

Dazu schlug sie ellenlange Kreuze und rief jeden Augenblick: Requiescat in pace!

So fingen denn alle umher an sich zu bekreuzen, beiseit zu treten und grimmige Gesichter zu schneiden, denn schon hatte sich ein starkes Gedränge von Volk versammelt. Als nun der Arzt sah, daß Brigida ihm nicht mehr zuhörte, sondern in Gemeinschaft mit der Betschwester fortwährend sich bekreuzte und sinnloses Zeug schwatzte, beschloß er wegzugehen, da der Auflauf wuchs und er fürchten mußte, sich sonst noch einen schlimmen Handel zuzuziehen. Er schlug also ohne weiteres die Straße nach Santa Maria Novella mit starken Schritten ein; die ihm entgegenstehende Masse stob unter mächtigem Kreuzschlagen und Geschrei auseinander, nicht anders, als wenn sie wirklich einen Todten hätten wieder auferstehen sehen. Meister Manente wandte sich daher dahin, wo jetzt die Lastträger stehen, von dort ging er weiter durch die Mohrengasse, und eilte dann halbumschauend durch die Gäßchen dort, da es schon etwas dunkel war, fast laufend; bald erreichte er so den Dreifaltigkeitsplatz, von dort ging er durch Portarossa nach den Affen,

immer umschauend, ob die Volksmenge ihn erreiche, und sehr misgestimmt; nun blieb ihm kein ander Mittel, als am nächsten Morgen hinzugehen und seine Zuflucht zum päpstlichen Vicar zu nehmen. Da er jedoch vorher noch den Versuch machen wollte, ob ihn auch Burchiello sein vertrautester Freund und Biondo nicht wiedererkennen würden, so sagte er zu Amadore, indem er ihm Geld in die Hand drückte, daß er, wenn es irgend sein könne, gern noch denselben Abend dem Burchiello und dem Makler Biondo in seiner Gesellschaft ein Nachtessen geben möchte.

Ei, das wird schon angehen, erwiderte der Wirth; laßt mich nur machen!

Er traf in der Küche die nöthigen Anordnungen, nahm seinen Mantel um und ging nach San Giovanni, wo er den Biondo fand, den er gleich mit sich nahm, indem er ihm sagte, daß er diesen Abend in Gesellschaft eines Fremden und des Burchiello bei ihm speisen solle. Den Burchiello trafen sie im Hause und Laden zum Garbo und es bedurfte bei ihm nicht vieler Worte, um ihn zu gewinnen; denn sowie er hörte, daß es freie Zeche gebe, wandelte ihn alsbald noch größere Lust an, als die beiden selbst. Sie trafen demnach um ein Uhr nach Sonnenuntergang alle in den Affen zusammen; es mochte damals im October sein, nahe um Allerheiligen. Gleich beim ersten Anblick und zumal als er ihn reden hörte, meinte Burchiello Meister Manente zu erkennen. Dieser empfing den Burchiello mit der größten Höflichkeit, er sagte ihm, wie er, von seinem Rufe für ihn eingenommen, keinen andern Weg gefunden habe, ihn kennen zu lernen, als daß er den Wirth gebeten habe, ihn zum Nachtessen einzuladen und auch den lustigen Zecher Biondo seinen guten Freund zur Gesellschaft zu ziehen. Burchiello sagte ihm großen Dank und sie setzten sich in einem besonders für sie zugerichteten Nebenzimmer zu Tisch, wo sie in Erwartung einiger fetten Tauben und Krammets=

vögel, wie sie die Jahreszeit bot, verschiedene Gespräche begannen, in welchen Meister Manente sie mit einem Märchen über sein Leben und den Grund seines Hierherkommens bewirthete. Burchiello hatte bereits dem Biondo gesagt, daß ihm eine solche Ähnlichkeit zwischen zwei Menschen noch nie vorgekommen sei, wie seine und Meister Manente's.

Wenn ich nicht ganz gewiß wüßte, fügte er hinzu, daß er gestorben ist, so würde ich sagen, es könne kein anderer sein, als er.

Der Biondo pflichtete ihm in Allem bei. Unterweilen war Alles zugerüstet und der Wirth ließ Salat, Brot und zwei Flaschen funkelnden Wein auftragen. Sie ließen nun die Gespräche ruhen und fingen an zu essen. Burchiello und Amadore saßen an der Wand, Biondo und Meister Manente ihnen gegenüber. Während des Essens behielt Burchiello den Arzt immerdar im Auge. Beim ersten Trunk sah er ihn Meister Manente's Gebrauch üben, welcher immer zwei Gläser Wein auf einmal hinter dem Salat zu leeren pflegte und hernach jedesmal Wasser zugoß. Dies setzte ihn in großes Erstaunen. Als sodann die Tauben und die Krammetsvögel auf den Tisch kamen und der Fremde ihnen gleich die Köpfe abriß und sie aufspeiste, weil ihm der Kopf der liebste Bissen von jedem Thiere war, so war er drauf und dran loszuplatzen, hielt jedoch noch länger an, um seiner Sache gewisser zu werden. Nun kam der Nachtisch: es waren Birnen, Sancolombaner Trauben und vortrefflicher Ziegenkäse; und jetzt wurde er seiner Sache ganz gewiß; denn als der Arzt Birnen und Trauben gegessen hatte, beschloß er die Mahlzeit, ohne den Käse zu berühren, so sehr ihn auch die andern lobten; Käse aß er aber nie und er war ihm so zuwider und zum Ekel, daß er lieber seine Hände gegessen hätte. Burchiello wußte dies am besten. Da er nun ganz überzeugt war, nahm er ihm lachend die linke Hand, streifte ihm den Wamsärmel ein wenig hinauf

und erkannte scharf am Pulse ein Muttermahl mit Wildschweinsborsten, worauf er mit lauter Stimme ausrief: Du bist Meister Manente, du kannst dich nicht mehr länger verbergen.

Damit fiel er ihm um den Hals, umarmte und küßte ihn. Biondo und der Wirth waren voll Entsetzen zurückgefahren und erwarteten ängstlich, was der Fremde sagen würde.

Du allein, Burchiello, antwortete er, hast mich unter allen meinen Freunden und Verwandten noch erkannt. Freilich bin ich Meister Manente, wie du sagst, und bin niemals gestorben, wie mein Weib und ganz Florenz zu glauben scheint.

Jene beiden wurden bleich wie Asche; Amadore bekreuzte sich, Biondo wollte schreiend davonlaufen und sie fürchteten sich vor ihm, wie wenn Gespenster und Todte vom Grabe erstünden. Burchiello aber redete ihnen zu.

Fürchtet euch nicht, sagte er, rührt ihn nur an, betastet ihn! Die Geister und Todten haben weder Fleisch noch Bein, wie dieser da, den ihr ja mit euren Augen habt essen und trinken sehen.

Meister Manente sagte auch: Ich lebe, zweifelt und sorgt nicht, meine Brüder, ich habe noch nicht den Tod geschmeckt. Seid nur so gut und hört mich an, ich will euch eine der wunderbarsten Geschichten mittheilen, die man je gehört hat, seit die Sonne scheint.

So brachte er es mit Hilfe Burchiello's endlich dahin, daß der Wirth und der Makler Biondo sich ein wenig beruhigten. Sie riefen die Aufwärter herein, ließen außer dem Wein und Fenchel Alles abdecken, schickten sie zum Essen hinweg mit dem Bedeuten, anders nicht wieder zu kommen, als wenn Burchiello befehle, und schlossen die Thüre ab, worauf sie mit Aufmerksamkeit und Neugierde lauschten, was sie nun Seltsames zu hören be-

kommen werden. Und nun begann Meister Manente seine Erzählung von dem Augenblicke an, wo er schlafend auf der Bank gelassen wurde, und berichtete in bester Ordnung Alles, was ihm bis heute begegnet war, sodaß sie mehrmals ihre Verwunderung äußern und laut lachen mußten. Sobald er aber mit seinen Mittheilungen zu Ende war, fiel Burchiello, ein ganz feiner Kopf, plötzlich ein und sprach: Das ist ein Streich von Lorenzo dem erlauchten.

Die andern setzten sich zwar allesammt dem entgegen und behaupteten, es sei durch Hexerei, Bannung und Bezauberung dahingekommen. Burchiello aber beharrte auf seiner Meinung und fuhr fort: Es kennt nicht ein jeder diesen wunderlichen Kopf. Wißt ihr nicht, daß er Alles, was er einmal begonnen hat, zu Stande bringt, daß er sich in seinen Planen nimmermehr täuscht und verrechnet, daß ihn keine Lust ankommt, die er nicht büßt? Und es ist ein verteufeltes Ding, es mit einem zu thun zu haben, der Verstand, Macht und Willen hat.

Gegen Meister Manente gewendet setzte er hinzu: Ich habe es mir immer gedacht, daß er dir einmal einen solchen Streich spielen werde schon von der Stunde an, wo du zu Careggi mit ihm aus dem Stegreife reimtest und dich so unartig gegen ihn betrugst. Meister Manente, Fürsten sind Fürsten und machen es unseres Gleichen oftmals so, wenn wir mit ihnen auf du und du stehen wollen.

Der Arzt entschuldigte sich mit der Behauptung, die Musen haben überall ein freieres Wort, und wußte noch hundert Gründe für sich anzuführen. Betrachtete er aber die Sache an sich selbst und Burchiello's Worte dazu, so konnte er doch nicht alle Zweifel in seiner Seele unterdrücken und mußte jenem bis auf einen gewissen Grad Glauben schenken. Als sie nun aber eine gute Weile über die Angelegenheiten des Meister Manente hin- und

hergesprochen hatten, ließ dieser auch von ihnen sich ausführlich erzählen, was bei der Pest sich zugetragen und wie es mit dem Menschen gewesen, der an seiner Statt todt und mit einer Pestbeule am Hals aus seinem Hause getragen worden sei. Er vermochte sich hierüber gar nicht zu beruhigen und auch die andern zerbrachen sich umsonst den Kopf, selbst Burchiello wußte keinen Ausweg zu finden. Am Ende aber wurde es spät und Meister Manente bat sie nun um ihre Ansicht und um ihren Rath, wie er sich aus dieser Verlegenheit ziehen möge, da es ihm doch allzu hart vorkam, Gut und Blut zugleich verlieren zu sollen. Nachdem aber vielerlei Mittel und Wege zusammen erwogen waren, wurden sie einig, daß der Arzt sich an den Bischof wenden solle. Zuletzt nahmen sie von einander Abschied und Meister Manente ging mit Burchiello heim, weil die andern seinethalb ihrer Sache doch nicht recht gewiß waren und immer noch ein heimliches Grauen vor ihm verspürten. — Unterdessen war Michelagnolo nach Hause zurückgekehrt und hatte von Brigida einen umständlichen Bericht erhalten über Alles, was sich vor ihrer Thüre ereignet hatte, wobei sie ihn versicherte, sie hätte darauf schwören mögen, sie höre die Stimme und sehe das Gesicht Meister Manente's, was mit der Meinung der Monna Dorotea zusammentreffe, daß es seine arme Seele sei, die durch irgend ein frommes Werk aus dem Fegefeuer erlöst sein wolle.

Was faselst du da, dumme Gans, versetzte Michelagnolo, von armer Seele und Fegefeuer? Es ist ein Schelm und listiger Betrüger und du thatst wohl daran, ihm nicht aufzumachen.

Dennoch verwunderte er sich außerordentlich und konnte nicht begreifen, zu welchem Ende der Mensch dies begonnen habe und worauf es dabei abgesehen sei; indeß ließ er sich nichts weniger dabei einfallen, als daß Meister Manente wieder von den Todten erstanden oder daß er noch am Leben sei, sondern hoffte vielmehr, der Beutel-

schneider werde nach diesem ersten misglückten Versuche nicht wieder zum Vorschein kommen. — Des andern Morgens hieß Burchiello seinen Freund bei Zeiten aufstehen, ließ ihm vor Allem den Kopf waschen, den Bart nach der Sitte der Zeit scheeren und kleidete ihn dann von Kopf bis zu Fuß in eine Kleidung von ihm, die ihm auch so gut saß, als ob sie für ihn gemacht worden wäre. Dann ging er mit ihm aus, um ihn sehen und von den Leuten wiedererkennen zu lassen, sie gingen nach Santa Maria mit der Blume, nach der Verkündigungskirche, auf den Altmarkt, auf den Neumarkt, auf den Platz, alles Volk sah ihn, viele erkannten ihn und redeten ihn sogar an, weil durch den Mund des Biondo und des Amadore die Zeitung, daß er noch lebe und Weib und Eigenthum zurückfordere, allgemein verbreitet worden war. Ja, Niccolajo und Michelagnolo hatten ihn gesehen und es kam ihnen in der That vor, er sei es; doch da sie seines Todes gewiß waren, trösteten sie sich wieder, er könne es unmöglich sein. Auf die Nachricht, daß er bei dem Bisthum klagbar werden wolle, bereiteten sie sich zur Gegenwehr, gingen zum Pestamte, in die Sacristei von Santa Maria Novella wegen des Todtenbuches, zu dem Apotheker, der die Kerzen geliefert, zu den Todtengräbern und in die Nachbarschaft umher und ließen sich beurkunden, daß Meister Manente in seinem Hause an der Pest umgekommen und beerdigt worden sei. Dieser Vorfall machte in Florenz das allergrößte Aufsehen und viele, welche den Leichnam hatten in die Gruft versenken sehen, wußten gar nicht mehr, woran sie waren, und sahen die außerordentlichsten Dinge kommen. — Meister Manente begab sich nach Tische in Burchiello's Begleitung auf die bischöfliche Residenz und trug dem Vicarius den ganzen Handel vor, in dessen Folge er sein Weib wiedererstattet haben wollte. Der Vicarius, welchem die Sache höchst wunderbar vorkam, ließ, um der Sache auf den Grund zu kommen, die Gegenpartei vorbescheiden,

und als er dann auch Niccolajo's und Michelagnolo's Gründe vernommen und so viele giltige Zeugnisse und Aussagen glaubwürdiger Männer hinlänglich erwogen hatte, schwindelte ihm vollends vor Verwirrung. Da nun bei dieser Angelegenheit ein Todter im Spiele war und von keiner der beiden Parteien herausgebracht werden konnte, wer es gewesen und wie er in das Haus des Arztes gerathen sei, war er überzeugt, es sei dabei ein Mord vorgefallen, und machte davon im Stillen die Anzeige bei den Achten, welche sogleich ihre Häscher hinsandten. Diese trafen die Parteien noch im Streite an, nahmen sie mit Ausnahme Burchiello's sämmtlich in Verhaft und führten sie zu dem Büttel ab. — Am nächsten Morgen, sobald die Gerichte versammelt waren, verhörten sie zuerst den Meister Manente, nachdem sie ihn mit der härtesten Folter bedroht hatten, wenn er ihnen nicht die Wahrheit sage. Meister Manente begann daher von vorn und erzählte der Reihe nach bis zum Schlusse Alles, was ihm begegnet war, sodaß alle mehr wie einmal zum Lachen gebracht wurden. Darauf schickten sie ihn in seine Haft zurück und ließen Niccolajo kommen, welcher ihnen ganz der Wahrheit gemäß Alles, was er wußte, erzählte. Michelagnolo gab das gleiche Zeugniß ab und zur Bekräftigung ihrer Aussagen brachten beide die Urkunden vor, in voller Überzeugung, daß der Todte der Meister Manente gewesen sei. Als nun die Achte vernahmen, daß ein Spitaldiener dagewesen sei, um den Kranken zu pflegen und das Haus von der Ansteckung zu reinigen, dachten sie vielleicht das Trum zu diesem verwickelten Knaul durch ihn zu finden, schickten daher wirklich einen Aufwärter in aller Eile nach Santa Maria Nuova, um ihn zu holen. Sie hörten aber bald von demselben Gerichtsdiener, der Wärter habe in Händeln einen Kameraden mit einer Scheere im Gesicht verwundet, sei aus Furcht vor Strafe davongelaufen und man habe seitdem nicht wieder erfahren, was aus ihm

geworden sei. So waren sie also so klug wie zuvor. Man sieht, wie glücklich die ganze Geschichte angelegt war. Die Achte ließen nunmehr die Parteien in das Gefängniß zurückbringen und befahlen ihren Beamten, die Urkunden genau zu prüfen und auf alle mögliche Weise zu untersuchen, ob Meister Manente die Wahrheit gesagt habe. Diese berichteten nach zwei oder drei Tagen, es haben alle die Wahrheit gesagt, zum äußersten Misfallen und Erstaunen des Gerichts. — Nunmehr begab sich Burchiello, um Meister Manente beizustehen, zu einem der wichtigsten Herren dieser Obrigkeit, der zugleich sein und Manente's großer Freund war, und machte ihm bemerklich, das Ganze sei nichts anderes als ein Anschlag des erlauchten Lorenzo, der es gewiß nur ersonnen habe, um mit dem Arzte seinen Spaß zu treiben, gab ihm auch den Grund und die muthmaßliche Veranlassung dazu an, indem er seine Ansicht so gut unterstützte, daß er ihn zu seiner Meinung bekehrte und sie beide auf den Schluß kamen, auf keine andere Weise, als durch Lorenzo sei in Florenz etwas der Art möglich. Er sprach daher eines Morgens in der Sitzung von dieser Angelegenheit und sagte, es scheine ihm, es wäre gut, darüber an den Erlauchten zu schreiben, welcher sich damals zu Poggio aufhielt, den ganzen verwickelten und bedenklichen Handel ihm vorzutragen und die Entscheidung seinem Ermessen anheimzustellen. Die übrigen Mitglieder des Rathes billigten dieses Gutachten höchlich mit dem Beifügen, daß sie nicht allein dem Erlauchten ein großes Vergnügen dadurch bereiten würden, sondern daß er auch gerade der beste Richter für solcherlei Fälle sei. Es ward also einstimmig dem Kanzler der Auftrag gegeben, einen vollständigen Bericht von dem dermaligen Stande der Seiner Magnificenz anheimzustellenden Sache abzufassen, und sobald dies geschehen war, am nämlichen Tage noch schickte man das Schreiben an ihn fort. Die Gefangenen wurden vorgeführt und empfingen

den Bescheid, bei Strafe des Galgens nicht auf hundert Schritte der Grabenstraße nahe zu kommen, noch mit Brigida zu sprechen, bis der Rechtshandel geschlichtet sei, welchen sie an den Erlauchten verwiesen haben und der bald in die Stadt zurückkehren werde. Darauf gab man ihnen ihre Freiheit wieder, und sie gingen ein jedes mit der Hoffnung von dannen, die Entscheidung zu ihren Gunsten ausfallen zu sehen. Ganz Florenz war indessen voll von dieser erstaunlichen Begebenheit, Brigida war aber besonders verstimmt und bekümmert und sie meinte den Ausgang gar nicht erleben zu können. Meister Manente zog fürs Erste zu Burchiello und fing wieder an Kranke zu besuchen, die Goldschmiede aber arbeiteten in ihrer Werkstätte. — Als der Erlauchte die Zuschrift der Achte empfing, mußte er so erstaunlich darüber lachen, daß er sich gar nicht zu fassen wußte; denn es kam ihm vor, der ganze Spaß habe eine tausend mal schönere und lustigere Wendung genommen, als man sich nur immer hätte voraus denken können. Acht bis zehn Tage darauf kehrte er nach Florenz zurück und noch an demselben Tage ging Meister Manente zu ihm, wurde jedoch nicht vorgelassen; das Gleiche war den Goldschmieden begegnet. Am folgenden Tage kam Meister Manente wieder und fand ihn gerade bei Tisch, soeben war das Frühmahl vollendet. Das Herz hüpfte dem Erlauchten vor Freude, als er kam, dennoch gab er äußerlich Erstaunen und Mistrauen kund.

Meister Manente, rief er laut, ich glaubte nicht, dich je wiederzusehen, denn man hatte mich für gewiß berichtet, du seiest todt; und freilich bin ich noch immer nicht vollkommen überzeugt, ob du es selber bist oder ein anderer oder ob du ein phantastisches Zauberbild vor dir hast.

Der Arzt versicherte ihn, er sei niemals gestorben, sondern immer noch derselbige, der er vormals gewesen, und wollte näher treten, um sich auf die Knie niederzu=

lassen und ihm die Hand zu küssen. Der Erlauchte aber sprach: Halt dich fern! Es genüge dir für jetzt, daß, wenn du wieder der echte, lebendige Meister Manente bist, du mir willkommen bist, aber wo nicht, keineswegs!

Der Arzt wollte nun anfangen seine Geschichte vorzutragen, Lorenzo aber sagte ihm, es sei dazu gegenwärtig nicht Zeit.

Diesen Abend, fügte er hinzu, nach vierundzwanzig Uhr erwarte ich dich in meinem Gemache, um deine Gründe zu hören.

Zugleich that er ihm kund, daß auch seine Gegner sich dort einfinden werden. — Meister Manente dankte ihm für seine Gnade, zog sich ehrerbietig zurück und ging nach Hause, wo er dem Burchiello den ganzen Vorfall berichtete. Dieser mußte im Stillen lachen und dachte: Ich weiß es ja wohl, daß die Sache an den rechten Mann gekommen ist. Dem Erlauchten glückt alles nach seinem Wunsch, er hat jeden Sonntag Ostern.

Doch konnte er keineswegs voraussehen, welche Wendung die Sache noch nehmen werde. — Inzwischen war es Abend geworden und die Goldschmiede hatten sich erhaltener Weisung zufolge bereits eingestellt und ergingen sich in der Galerie, in Erwartung, gerufen zu werden, als Meister Manente ebenfalls erschien. Seine Ankunft ward sogleich Lorenzo gemeldet und er begab sich in Gesellschaft mehrerer Bürger und Edeln von Florenz, die allesammt Bekannte und Freunde des Arztes waren, in seinen Saal, wo er zuerst den Niccolajo und dann den Michelagnolo und später beide zusammen vorführen ließ, ihre Auseinandersetzungen anhörte, die Urkunden einsah und sich im höchsten Grade verwundert äußerte. Zuletzt traten sie ab und es erschien Meister Manente, welcher von Anfang an in schönster Ordnung ihnen ganz der Wahrheit gemäß erzählte, was ihm begegnet war, ohne etwas ab- oder zuzuthun. Darüber waren alle, die es mit dem Erlauchten anhörten, äußerst verwundert

und mußten entsetzlich lachen, und konnten mit Gelächter und Erstaunen gar nicht zu Ende kommen; sondern nachdem Lorenzo den Meister Manente die Sache mehrmals hatte wiederholen lassen, befahl er die Goldschmiede hereinzurufen, und das gab für eine Weile die allerschönste und ergötzlichste Kurzweil, die er Zeit seines Lebens gehabt hatte, denn nun sagten sich die Erhitzten im Ausbruche ihrer Leidenschaft die derbsten Grobheiten. Darüber kam auch der Vicarius herbei, welchen der Erlauchte hatte rufen lassen, und nachdem ihm alle Anwesenden ihre Ehrfurcht bezeugt hatten, nahm er seinen Platz an der Seite Lorenzo's ein und dieser fuhr also fort: Mein Herr Vicar, da ich weiß, daß ihr von den Streitigkeiten, welche diese ehrenwerthen Männer miteinander führen, bereits durch eigenes Verhör in Kenntniß gesetzt worden seid, so will ich auf nichts anderem als darauf gegen euch beruhen, wie mir als dem von den hochansehnlichen Herren Achten in dieser Sache erwählten Richter zunächst obliegt, zu erforschen, ob der echte Meister Manente jemals gestorben und also dieser hier vor uns stehende nicht etwa ein bezaubertes Trugbild oder gar ein höllisches Wesen ist, welche Entscheidung denn unzweifelhaft von eurem Amte zu erwarten steht.

Auf welche Art und Weise das? antwortete der Vicar.

Ich werde es euch eröffnen, fuhr Lorenzo fort und sagte: Indem ihr ihn von einigen frommen Brüdern, welche Teufel austreiben, beschwören lasset, indem man ihm Reliquien gegen die Behexung auflegt.

Ihr habt wohl gesprochen, antwortete der Herr Vicar; gebt mir sechs bis acht Tage Zeit, meine Vorbereitungen zu treffen, und wenn er alsdann den Hammer aushält, so wird man mit Sicherheit annehmen können, daß er lebt und der rechte ist.

Meister Manente gab sich Mühe zum Worte zu kommen, allein der Erlauchte bekräftigte die Ansichten des Vicars, erklärte, daß er sein Urtheil von dem Erfolge

der Beschwörung abhängig machen werde, stand auf und entließ die Sitzung, indem er sich mit den ihn begleitenden Edelleuten zum Nachtessen entfernte, wobei über diesen seltsamen Vorfall ungemein viel gelacht und gescherzt wurde. — Des andern Tages machte der Vicar, ein guter und frommer Christ und eine ehrliche geistliche Haut, im ganzen Erzbisthum bekannt, daß alle Priester und Mönche, welche Reliquien besitzen, die sich zum Austreiben von Teufeln und Beschwörung von Gespenstern eignen, selbige bei Strafe seines Unwillens binnen sechs Tagen nach Florenz in die Kirche Santa Maria maggiore bringen sollen. Im ganzen Lande sprach man nun von nichts anderem, als von dieser Neuigkeit und den Goldschmieden wie Meister Manente däuchte es eine Ewigkeit, bis sie aus der Sache loskämen. Lorenzo hatte unterdessen den alten Nepo von Galatrona, einen berühmten Hexenmeister und Zauberer jener Zeit, nach Florenz kommen lassen, unterrichtete ihn von dem, was er zu thun habe, und behielt ihn im Palaste, um sich seiner bei schicklicher Zeit und Gelegenheit zu bedienen. Von Stadt und Land war in Santa Maria maggiore eine ganz erstaunliche Menge von Reliquien zusammengebracht worden. Am festgesetzten Tage erschien Meister Manente, man erwartete nur noch den Vicar, welcher auch nach der Vesper, begleitet von vielleicht dreißig der angesehensten Geistlichen von Florenz, erschien, mitten in der Kirche auf dem für ihn zubereiteten Sitze Platz nahm, Meister Manente vortreten und niederknien ließ. Zwei Mönche von San Marco sangen über ihm Evangelien, Psalmen, Hymnen, Gebete, besprengten ihn mit Weihwasser, beräucherten ihn mit Weihrauch. Priester und Mönche ließen ihn ihre Reliquien berühren, aber Alles war umsonst, der Arzt veränderte sich nicht im Mindesten, sondern bewies vielmehr allen seine Ehrfurcht, dankte Gott und flehte den Vicar um seine Erlösung an. — Die Kirche war voll und gedrängt in allen Ecken, denn alle erwar-

teten Wunderdinge, als ein feister Mönch, von Valombrosa kommend, jung, rüstig und ein erklärter Teufelsbanner, sich vordrängte und rief: Laßt mich ein wenig schaffen! Ich will euch bald sagen, ob er besessen ist oder nicht.

Er band ihm die Hände fest, hängte ihm nochmals Sanct Philipps Mäntelchen um die Schultern und fing an ihn zu befragen und zu beschwören. Der Arzt antwortete zwar immerfort ganz wie sichs gehörte, da indessen bei dieser Beschwörung der Bruder Dinge sagte, welche Steine hätten zum Lachen bewegen müssen, so wollte Meister Manente's Unglück, daß er den Mund zu einem halben Lächeln verzog. Da brach urplötzlich der Mönch gegen ihn los: Jetzt hab' ich ihn.

Er gab ihm zwei Maulschellen aus dem Salz und rief: Ja, ja, du bist ein Feind Gottes und du sollst mir auf alle Weise weichen.

Schien auch dem Meister Manente der Spaß hier ein wenig zu weit zu gehen, so sprach er doch seinerseits gefaßt: Beschwöre du so viel du willst!

Der dicke Mönch aber stieß ihm unablässig mit der Faust auf die Brust und in die Seiten und schrie fortwährend: Ei du böser Geist, dir zum Trotze sollst du heraus.

Der Arzt konnte sich blos mit der Zunge wehren und schrie daher: Wie, du verrätherischer Pfaffe, ist das eine Art mit ehrlichen Leuten umzugehen? Schämst du dich nicht, du Faullenzer, du Saufaus, meines Gleichen so zu schlagen? Beim Leib des Herrn! ich räche mich noch dafür.

Als der Mönch ihn so lästern hörte, machte er sich erst recht über ihn her, warf ihn zu Boden, setzte ihm die Füße auf den Leib, packte ihn an der Kehle und würde ihn sicherlich erwürgt haben, hätte ihn Meister Manente nicht um Gottes willen gebeten. Darauf ließ denn der Herr Bruder von ihm ab, weil er glaubte, der böse

Geist wolle heraus, und fing an, ihn zu fragen: Welches Zeichen gibst du mir?

Jetzt gab Monaco, welcher auf Anordnung des Erlauchten mit Nepo in die Kirche gekommen war und sich unter das Volk gemischt hatte, diesem zu verstehen, der rechte Augenblick sei da. Da schrie Nepo plötzlich mit lauter Stimme: Aus dem Weg, aus dem Weg, ihr ehrlichen Leute, laßt mich hindurch! Ich komme mit dem Vicar zu reden und ihm die Wahrheit zu enthüllen.

Bei diesem Geschrei und solchen Reden richtete jeder seinen Blick auf den Sprechenden, es war eine große Gestalt, schön, schlank, mit olivenfarbiger, fast brauner Hautfarbe, kahlem Kopf, feinem magern Gesicht, braunem und bis auf die Brust herabhängendem Barte und groben seltsamen Kleidern, sodaß alle in Verwunderung geriethen und aus Angst ihm gerne Bahn machten; so drang er bis zum Vicar vor und forderte die Entfernung des Mönches vom Meister Manente, welcher ihn als seinen Erwecker vom Tode betrachtete. Dann fuhr er also fort: Damit nach Gottes Willen die Wahrheit Allen kund werde, so wißt, daß Meister Manente allerdings niemals gestorben ist, sondern daß Alles, was ihm begegnet ist, durch Zauberei und Teufelskünste auf mein Anstiften geschah. Ich bin Nepo von Galatrona und kann durch meine Teufelskünste Alles vollbringen, was mir gefällt und gutdünkt. Ich war es, der ihn, während er in San Martino schlief, von Teufeln in ein Zauberschloß bringen ließ und genau in der Weise, wie ihr von ihm gehört habt, daselbst so lange gefangen hielt, bis ich ihn endlich eines Morgens in der Dämmerung im Walde von Vernia wieder in Freiheit setzte. Ich steckte einen Kobold in eine aus Luft geschaffene, ihm ähnliche Gestalt, ließ ihn darin als Meister Manente scheinbar an der Pest erkranken und am Ende sterben und veranlaßte seine Beerdigung, woraus denn alles

Übrige entstanden ist, wie ihr wisset. Und dieses alles habe ich vollbracht, um durch solche Verhöhnung an Meister Manente eine Beleidigung zu rächen, die mir dereinst im Kirchsprengel von Sanct Stephan sein Vater anthat, dem ich sie selbst nicht wieder vergelten konnte, weil er jederzeit ein Amulet bei sich trug, auf dem das Gebet des heiligen Cyprianus geschrieben stand. Und damit ihr euch von der Wahrhaftigkeit dieser meiner Worte überzeugt, so geht jetzt hin und öffnet die Gruft, worin der vorgebliche Arzt bestattet wurde. Findet ihr darin nicht die offenbarste Bestätigung meiner Aussagen, so mögt ihr mich für einen Lügner und Betrüger halten und mir den Kopf abschlagen.

Der Vicar und alle andern hatten mit gespannter Aufmerksamkeit den Reden des Mannes zugehört. Meister Manente glühte vor Grimm, schaute ihn aber doch ganz ängstlich und wie trunken und schlafbetäubt an und alles Volk gaffte ihn mit offenem Munde an. Um nun diese Sache völlig aufzuklären und zu sehen, wie es mit dieser verwickelten Geschichte sich verhalte, befahl der Vicar zweien Mönchen von San Marco und zweien vom heiligen Kreuz, schnell hinzugehen und die geweihte Grabstätte zu untersuchen. Sie setzten sich sogleich in Bewegung und viele andere Mönche und Priester und Laien in großer Zahl liefen hinter ihnen her. Nepo blieb in der Kirche bei dem Vicar und Meister Manente zurück, welche sich halb vor ihm fürchteten, sodaß sie nicht wagten, ihm fest ins Gesicht zu sehen, denn sie besorgten, wie überhaupt die Mehrzahl der Anwesenden, es sei ein zweiter Simon Magus oder ein neuer Malagigi. Indessen waren die Mönche mit ihrem Gefolge auf dem Kirchhofe von Santa Maria novella angelangt und hatten den Sacristan herbeigerufen und sich von ihm das Grabmal zeigen lassen, worin man glaubte, daß der Leichnam des Arztes beigesetzt worden sei. — Am nämlichen Morgen eine Stunde vor Tag hatte Monaco im Auftrag des Erlauchten eine

pechschwarze Taube, die ganz ausgezeichnet rasch flog, von Careggi gebracht. Sie wußte ihren Schlag so gut wiederzufinden, daß sie schon von Arezzo und von Pisa zurückgekommen war. Diese hatte er mit großer Vorsicht, daß er von niemand bemerkt werde, in das Grab verschlossen, welches er genau kannte und nachher wieder so gut zumachte, daß es in zehn Jahren nicht geöffnet worden zu sein schien. Der oben gesagte Sacristan setzte nun den Haken an, hob die Platte auf und öffnete in Gegenwart vieler Hundert Menschen den Deckel. Da schoß nun die Taube, welche man Kohle hieß, nachdem sie mehrere Stunden im Dunkel zugebracht, nichts aufgepickt und das Tageslicht nicht erblickt hatte, in pfeilschnellem Fluge aufwärts aus der Gruft hervor und stieg sichtlich himmelan und so hoch, bis sie Careggi erblickte. Dann wandte sie sich seitwärts in dieser Richtung hin und langte in weniger als einer halben Viertelstunde daselbst an. Alle Umstehenden waren darüber so sehr mit Verwunderung und Schrecken erfüllt, daß sie auf- und davonliefen und schrien: Jesus, erbarme dich!

Der Sacristan fiel aus Angst rücklings zu Boden und der Stein stülpte über ihn hin, sodaß er sich den Schenkel zerquetschte und viele Tage und Wochen krank daran darniederlag. Die Mönche und ein großer Theil des Volkes liefen wieder nach Santa Maria maggiore und riefen: Ein Wunder, ein Wunder!

Der eine sagte, es sei ein Geist herausgefahren in Form eines Eichhörnchens, es habe aber Flügel gehabt; der andere, es sei eine Schlange gewesen, welche Feuer gespieen; ein dritter wollte, es sei ein Teufel gewesen in Gestalt einer Fledermaus; die meisten aber behaupteten, den Anblick eines Teufelchens gehabt zu haben; ja, einer sagte, er habe ganz genau die Hörnchen und die Gänsefüße wahrgenommen. In Santa Maria maggiore, wo der Vicar und Meister Manente und eine ungeheuere Menge Volks wartete, kam nun fast in vollem Laufe

eine Schaar Geistliche und Laien an, welche alle einstimmig riefen: Ein Wunder, ein Wunder!

Alles stieß und drängte sich um sie herum, um das Wahre an der Sache zu vernehmen, und so benützte Nepo den entstandenen Tumult, um sich unbemerkt und von Monaco und den Stallknechten gedeckt einen Weg durch das Gedränge bis vor die Kirche zu bahnen, wo ein rascher Gaul seiner wartete, auf dem er, wie ihm befohlen war, eiligst nach Hause zurückritt. — Sobald sich der Vicar von den Brüdern den Hergang hatte ausführlich erzählen lassen, blickte er staunend und etwas bestürzt umher, ob er des Nepo nicht ansichtig würde; und als er ihn nicht mehr erblickte, begann er dann zu rufen, man solle ihn suchen und festnehmen, weil er diesen wahrhaftigen Hexenmeister, Zauberer und Teufelsbanner verbrennen zu lassen beabsichtige. Nepo ward indessen nirgends aufgefunden und man glaubte allgemein, er habe sich durch Zauberkünste unsichtbar gemacht; sodaß der Vicar aus diesem Grunde Priester und Mönche insgesammt mit dem Bedeuten entließ, ihre Reliquien wieder nach Hause zu tragen, und in Gesellschaft Meister Manente's nach dem Palaste ging, um den Erlauchten zu sprechen. Burchiello hatte mit einigen vertrauten Freunden aus einiger Entfernung Alles mit angesehen und beobachtet und so gelacht, daß ihm die Kinnladen schmerzten, zumal als der dicke Pfaffe den Meister Manente so gewaltig durchprügelte. Die beiden verbündeten Goldarbeiter waren zu ihrem großen Misbehagen und Erstaunen ebenfalls bei dem ganzen Hergang gegenwärtig gewesen und als sie den Vicar nach dem Palaste gehen sahen, machten sie sich hinter ihm drein auch dahin auf den Weg, um zu sehen, wie doch aus diesem Labyrinthe hervorzukommen möglich werden möchte. Der Erlauchte hatte von Zeit zu Zeit genau über alles Einzelne Bericht erhalten und konnte mit einigen Edelleuten und seinen nächsten Freunden nicht satt werden, zu lachen, als er hörte, der Vicar

komme mit ihm zu reden. Dieser trat sogleich mit dem Ausrufe herein, er nehme den Beistand der Häscher in Anspruch, um den Nepo von Galatrona einfangen zu lassen. Lorenzo stellte sich befremdet, ließ sich Alles noch einmal erzählen und sprach: Mein Herr Vicar, ich bitte, schreiten wir nur sacht voran in Allem, was den Nepo betrifft. Aber was sagt ihr zu Meister Manente?

Ich sage, antwortete der Vicar, es unterliegt gar keinem Zweifel mehr, daß er es leibhaftig ist und niemals den Tod geschmeckt hat.

Nun denn, sprach der Erlauchte, so will ich das Urtheil fällen, damit diese armen Menschen endlich einmal aus ihrer Bedrängniß erlöst werden.

Er ließ Niccolajo und Michelagnolo, welche er in der Menge bemerkt hatte, vor sich führen, vermochte sie in Gegenwart des Vicars und vieler ausgezeichneter und bedeutender Männer, den Meister Manente zu umarmen und zu küssen und Frieden mit ihm zu schließen. Als sie sich nun gegenseitig entschuldigten und den ganzen Handel Nepo in die Schuhe schoben, that endlich der Erlauchte folgenden Spruch: Michelagnolo solle am folgenden Tage alle Sachen, die er in Meister Manente's Haus gebracht, daraus fortschaffen, Brigida dagegen nur mit vier Hemden, einem Rocke und einem Mieder sich in die Wohnung ihres Bruders begeben und dort ihr Wochenbette abwarten; nach ihrer Niederkunft solle es Michelagnolo überlassen bleiben, ob er das Kind nehmen wolle oder nicht; wolle er es nicht, so könne es der Arzt zu sich nehmen; verschmähe es auch dieser, so möge man es in das Findelhaus geben; die Kosten des Wochenbettes trage Michelagnolo; Meister Manente könne in sein Haus zu seinem Söhnlein zurückkehren und müsse Brigida, sobald sie entbunden sei, wieder bei sich aufnehmen und so gut behandeln, wie zuvor. Dieser Urtheilsspruch gefiel allgemein und jeder, dem er zu Ohren kam, pries darob den Erlauchten. Die Goldarbeiter und der Arzt dankten

ihm höchlich und gingen wohlgemuth von dannen. An demselben Abend speisten sie einträchtiglich miteinander bei Brigida in Gesellschaft Burchiello's, in dessen Hause sodann der Arzt die Nacht zubrachte. — Der Herr Vicar war bei dem Erlauchten zurückgeblieben und drang von Neuem darauf, den Nepo einzufangen, um ihn verbrennen zu lassen. Lorenzo stellte ihm aber vor, es würde besser sein, sich ruhig zu verhalten, weil, wenn man auch den Versuch mache, es doch vielleicht nicht gelinge bei einem Manne, dem tausend Mittel und Wege zu Gebote stehen, zu entfliehen und seine Verfolger zu narren, indem er sich unsichtbar mache, als Vogel davonfliege, zur Schlange werde und dergleichen, da einmal unser Herrgott jenem Hause von Galatrona diese Gewalt zu einem von Menschen nicht gekannten Zwecke verliehen habe; dann laufe man aber auch die größte Gefahr, denn wenn Nepo die böse Absicht sehe oder bemerke, könnte er sie stumm machen, einem die Augen verdrehen, den Mund schief ziehen, die Glieder lähmen oder sonst ein bösartiges Übel anhängen. Der Vicar, der, wie schon gesagt, von gutherziger weicher Gemüthsart war, fiel auf solche Vorstellungen leicht der Meinung Lorenzo's bei, entschuldigte seinen Eifer damit, daß er der Sache nicht so reiflich nachgedacht habe, und erklärte endlich ein für allemal, daß er ferner nicht mehr davon zu reden entschlossen sei. Mit diesem Vorsatze verließ er den Erlauchten nicht ohne starke Besorgniß wegen eines etwaigen bösen Übels, ging nach seiner Wohnung zurück und erwähnte Nepo's in seinem ganzen Leben nicht mehr weder in Gutem noch in Bösem. Am folgenden Tage nahm Michelagnolo aus Meister Manente's Hause alle seine Habseligkeiten weg, Brigida begab sich in das Haus ihres Bruders, sodaß der Arzt sein voriges Besitzthum ungehindert antreten konnte und noch am nämlichen Tage wieder mit seinem Söhnchen zusammenwohnte, das ihm ein ganz unerwarteter Fund erschien. In dieser Zeit

ward in Florenz von nichts anderem gesprochen, als von diesem Ereigniß und vorzüglich Nepo erntete dabei große Ehre und unschätzbaren Ruf, zumal beim gemeinen Volke, und wurde für einen großen Schwarzkünstler gehalten. Meister Manente glaubte steif und fest, daß die Sache sich so verhalte, wie Nepo erzählt hatte, und pflegte in der Folge oft gesprächsweise zu sagen: Die Birne, die der Vater ißt, verschlägt manchmal noch dem Sohne die Zähne.

Dies wurde von da an zum Sprichwort, das noch jetzt üblich ist. Der ehrliche Mann ließ sich auch in seinem Glauben durch nichts irre machen, trotzdem, daß nicht nur Burchiello, sondern auch sogar der Erlauchte, Monaco und die Stallknechte im Verlaufe der Zeit den ganzen Scherz erzählten, wie er sich verhielt. Er war vielmehr so verschüchtert, daß er sich viele Gebete des heiligen Cyprian kaufte, die er beständig auf dem Leibe an sich trug und auch Frau Brigida tragen ließ. Brigida nun gebar, als ihre Zeit erfüllt war, ein Knäblein, das Michelagnolo zu sich nahm und bis in sein zehntes Jahr auferzog. Als dem Kinde in diesem Alter der Vater starb, machten es die Seinigen zu einem Mönchlein in Santa Maria novella, wo es in der Folge sehr gelehrt ward und zu einem großen Prediger erwuchs, den die Leute um seiner scharfsinnigen Einfälle und anmuthigen Scherze willen Bruder Grübler nannten. Meister Manente erfreute sich mit seiner Brigida eines steten Zuwachses an Wohlstand und Nachkommenschaft, und feierte, so lange er lebte, alljährlich das Fest des Sanct Cyprian, dem er immerdar mit besonderer Verehrung zugethan blieb.

# XVIII. Giovanni Battista Giraldi Cintio.

1504.

---

## 54. Persische Grausamkeit.

(2, 2.)

Sulmone König von Persien war der mächtigste der Könige und wie ich öfters sagen hörte, war er nicht minder grausam, als tapfer. Er hatte viele Söhne und Töchter von Selina seiner Gemahlin, einem Weibe vom besten Adel, aber von der verdorbensten Gesinnung. Sulmone hatte sie mit seinem ältesten Sohne umgebracht, weil er sie in unkeuschem Umgang überraschte. Von all seinen Kindern war ihm am Ende nur noch eine Tochter übrig, Orbecche mit Namen. Als sie in das heiraths=fähige Alter kam, ward sie wegen ihrer ausnehmenden Schönheit von vielen geliebt. Dem Vater selbst war sie theurer, als sein Leben, und es schien, er habe alle seine Hoffnungen auf sie vereinigt. Dem Mädchen gefiel nichts, so bedeutend es war, worin ihr nicht ihr Vater vollständig nachgegeben hätte. Dies ward häufig Veranlassung, die Grausamkeit des Vaters beträchtlich zu mildern, sodaß oftmals der Geängstigte Sicherheit, der Beleidigte Genug=thuung erhielt. Nun begab es sich, daß ein junger Mann aus Armenien, Namens Oronte, an den Hof dieses Kö=nigs kam, welcher zwar von einem König und einer Königin abstammte, aber von seiner Mutter, die ihn im Geheimen empfangen hatte, in einer Kiste ins Meer geworfen und, als er in die Hände des Königs von Armenien kam, in niedrigem Stande erzogen worden war. Der Jüngling war sehr schön, mit liebenswürdigem Betragen geschmückt

und voll so großer Tugenden, daß, wer ihn genauer betrachtete, den scheinbar aus niedrigstem Stamme herkommenden durchaus für würdig erklärte, der Sohn eines Königs zu sein. Dieser also kam an den Hof Sulmone's; die Landessprache war ihm aufs Genaueste bekannt, er befreundete sich mit vielen Baronen des Hofes und wies sich im Ritterwesen vor dem König so aus, daß er geruhte, ihn in seine Dienste zu nehmen, wo es ihm gelang in weniger als drei Jahren so sehr in Werthschätzung und Anerkennung bei dem König zu wachsen, wie nur irgend einer, der ihm theuer war. Dieses Verhältniß war vielen ältern und edlern Dienern lästig und unerträglich. Auch fehlte es nicht an solchen, die bei Orbecche sich beschwerten und sie zu bewegen suchten, sich bei ihrem Vater zu beschweren und ihm zu bedeuten, es sei seiner und ihres langen Dienstes nicht würdig, daß ihnen ein Mann vorgezogen werde, der nicht nur fremd sei, sondern, so viel man wisse, dem niedrigsten Stande angehöre. Die Tochter that, sobald sich Gelegenheit gab, dem Vater die Klagen seiner Hofleute zu wissen.

Liebe Tochter, sagte er zu ihr, nunmehr erkenne ich, wie ein Mensch mehr werth ist, als der andere, und weiß unter tausend einen auszuwählen, der diese tausend zusammen aufwiegt. Darum, wenn ich Oronte hochhalte (denn so heißt der junge Mann), so thue ichs, weil er es verdient. Mich kümmerts dabei nicht, daß er von niedriger Abkunft ist, denn sein Geist und seine Tugenden zeigen ihn nicht allein über sein Loos erhaben, sondern würdig, der Sohn des größten Königs zu sein. Darum mögen sich meine Leute beschweren, so viel sie wollen, sie sind im Unrecht.

Orbecche glaubte den Worten des Vaters mehr als nöthig war, sie lobte ihn darüber, daß er den Würdigen so gut zu belohnen wisse, und ging weg mit einer so heftigen Neigung im Herzen, wie nur je ein Weib für

einen jungen Mann fühlen konnte. Alle ihre Gedanken gingen auf ihn und sie achtete auf nichts anderes, als daß sie Oronte zu Gesicht bekomme, denn obwol er lange am Hofe ihres Vaters gewesen war, hatte ihn Orbecche doch noch nicht gesehen, da es in jenen Zeiten Sitte bei den Persern war, daß die Fremden nicht dahin kamen, wo ihre Frauen waren. Wenige Tage darauf rief Sulmone den Oronte zu sich und er gab ihm eine sehr schöne Perle von größtem Werthe mit den Worten: Bring dies meiner Tochter und sage ihr, daß ich ihr damit ein Geschenk mache.

Der König that dies aus keinem andern Grunde (er dachte freilich nicht an das, was daraus entstehen könnte), als damit die Tochter erkenne, mit welchem Rechte er ihn hochschätze und ihr angepriesen habe. Oronte, bereit, dem Befehle des Königs zu gehorchen, begab sich nach den Gemächern Orbecche's und übergab ihr mit passenden Worten und größter Anmuth das Geschenk ihres Vaters. Die Jungfrau nahm es mit Anstand hin und sprach zu ihm, das Geschenk sei sehr schön und ihr sehr angenehm, da es von dem König ihrem Vater komme; daß er es ihr aber durch einen Mann, wie er sei, geschickt habe, mache ihr dasselbe noch viel werthvoller, denn schon seit langer Zeit habe sie den Wunsch gehabt, ihn zu sehen und zu hören. So kamen sie denn von einem auf das andere, und wie wir es bei vertraulichen Gesprächen gehen sehen, hielten sie sich lange beisammen auf; endlich nahm der Jüngling Abschied und kehrte zu seinem Gebieter zurück. Aber wiewol er wegging, blieb doch sein Bild so fest in Orbecche's Herzen, daß sie auch den Entfernten so gegenwärtig hatte, als wenn er Tag und Nacht vor ihr gestanden wäre. Sie erwog die Eigenschaften des Jünglings in ihrem Gemüthe und ihr däuchte, so viel auch ihr Vater zu seinem Lobe vorgebracht hatte, sei er doch allzukarg gewesen in seinem Preise, so viel mehr ergab sich ihr schon aus dem ersten Gespräche, das sie

mit ihm hatte. Während ihr daher anfangs der Name Oronte zuwider war wegen des Neides, den die Hofleute auch bei ihr erweckt hatten, war ihr nunmehr nur das Gespräch theuer, in welchem Oronte's gedacht wurde. Indem sie nun diesen Gedanken nachhing, kam ihr Vater zu ihr, auf geheimem Wege, wie gewöhnlich. Orbecche hieß ihn ehrerbietig willkommen und dankte ihm für das Geschenk, das er ihr übersandt hatte. Nachdem sie einige Zeit mit einander gesprochen hatten, fragte der König Orbecche: Und wie gefiel dir Oronte, meine Tochter? Meinst du, er verdiene, von mir geschätzt zu werden?

Er scheint mir, antwortete sie, jeder Ehre würdig, aber es scheint mir auch, wenn ich das ehrerbietig bemerken darf, daß ihr um seinetwillen die andern nicht geringschätzen dürft.

Sie sagte dies, damit der Vater nicht merke, daß sie ihren Sinn auf ihn gelenkt habe, und er ihr nicht den Weg abschneide, ihre Wünsche zu erfüllen, für den Fall, daß er etwas merkte. Nach einigen andern Gesprächen kehrte der König in seine Gemächer zurück. Auch bei andern Gelegenheiten unterließ er nicht, Oronte manchmal an seine Tochter zu schicken; es schien, wie er ihm alle Reichsangelegenheiten überließ, habe er ihm auch seine Tochter anvertraut. Als nun Oronte häufiger zu der Jungfrau kam, als sonst, faßte er sie allmälig genauer ins Auge und entbrannte so in Liebe für sie, daß er sich ganz von ihr verzehrt fühlte. Und wie er Orbecchen der erste Ritter der Welt däuchte, so war Orbecche ihm als das wunderbarste Geschöpf erschienen, das ein sterbliches Auge sehen konnte. Der Arme verliebte sich in sein Unglück und wünschte nichts anderes, als fortwährend ihre wunderbare Schönheit betrachten zu können. Oft schalt er auf sein Schicksal, das ihn nicht in einen Stand gesetzt habe, wo er hätte hoffen dürfen, in den Besitz einer so seltenen Frau zu kommen. Aber bei alle dem gab er niemals ein Zeichen, woraus die

Frau oder sonst jemand seine Wünsche erkennen konnte. Nun begab es sich, als er eines Tages bei der Jungfrau in ihrem Gemache war und sie aufmerksam betrachtete, daß er in ihr einige Merkmale eines liebentbrannten Herzens gewahrte. Daher suchte er ihr auf geschickte Weise zu verstehen zu geben, wenn sie für ihn glühe, so brenne er für sie. Diese Liebe dauerte auf beiden Seiten ganz stille fort und quälte sie um so mehr, je brennender ein verborgenes Feuer ist, als ein offenes. Als nun die Sachen zwischen den beiden Liebenden auf diesem Punkte angelangt waren, fühlte sich die Jungfrau, die bei der Schwäche der weiblichen Natur weniger über sich Meister ward, in der Lage, daß sie nothwendig Oronte ihr Verlangen offenbaren oder sterben mußte. Als sie einst mit ihm zusammen war, fing sie, hoch erröthend von edlem Schamgefühl, mit leiser Stimme also zu sprechen an: Oronte, wenn das Schicksal dir karg gewesen ist mit seinen Gaben, so hat die Tugend, um die Schmach Fortunas gut zu machen, dich mit so großen und ausgezeichneten Zierden überschüttet, daß, wenn dir die eine Armuth und niedrigen Stand beschieden, die andere dich durch ihre Geschenke zum ersten Ritter dieses Hofes erhoben hat, der wol unter den jetzt in der Welt bestehenden nicht der am mindesten würdige ist. Dies ist der Grund, warum du den Augen meines königlichen Vaters, obwol ein Fremdling und einem feindlichen Volke angehörig, würdig geschienen hast, allen Baronen und Herren dieses Hofes und mit vollem Rechte vorgezogen zu werden, und ebenso muß auch ich dich mehr als alle andere Menschen lieben, weil du allein mir würdig scheinst (und ich glaube, nicht ohne den Willen der unsterblichen Götter), daß du der Herr und Meister meines Lebens werdest. Darum, wenn mir schon nicht passend erschien, daß ich als junges unerfahrenes Mädchen aus so hohem Geschlechte, wie das meinige ist, dir Bitten vortragen soll, habe ich doch, überwältigt von unermeßlicher Liebe, wie

ich sie für dich fühle, und da ich anderswie meine Gesinnung dir nicht mittheilen kann, für besser gehalten, einen meiner weniger würdigen Weg zur Kundthuung meiner Sehnsucht zu versuchen, um rechtmäßig die deinige zu werden, als mich von dir getrennt schmachtend zu verzehren. Wisse also, seit mein Vater dich zu mir sandte mit dieser Perle (sie hing nämlich an ihrem Halse), bis zu diesem Augenblick habe ich dich so innig geliebt, daß ich nicht weiß, wie meine Kräfte hinreichen, um bis auf diese Stunde einer solchen Glut zu widerstehen. Wenn nun das aufrichtige Bekenntniß meiner Liebe gegen dich so viel bei dir vermag, als bei mir deine ausgezeichneten Vorzüge vermochten, so zweifle ich nicht, daß du dich nicht geneigt finden lassest, zuzustimmen, daß wir beide, durch das Band der Ehe verknüpft, unser Leben gemeinsam hinbringen mögen. Ich sehe wohl ein, daß dies meinem Vater nicht erwünscht sein wird, da er nicht auf das achtet, worauf er achten sollte, sondern geleitet vom Geiz und der eiteln Meinung des Pöbels sich dahin neigen wird, wohin ihn Habsucht und Ehrgeiz blindlings führen. Bei alle dem aber scheint mir muß diese Sache niemand angelegener sein, als mir selbst, und ich will lieber, daß mein Vater sich über mich beschwere, wenn ich mir einen tugendhaften Ritter erwählt habe, als daß ich mich über ihn beschweren muß, wenn er mich einem gäbe, der mir nicht angenehm wäre, wie das ohne allen Zweifel der Fall sein würde. Und ich hoffe, mit der Zeit, wenn er sieht, daß ich meinen Gemahl doch nicht ganz ungeschickt gewählt habe, und wenn die Sache nicht mehr ungeschehen gemacht werden kann, wird er auch zufrieden sein, dich zum Eidam und mich zur Tochter zu bekommen. Und wenn auch das Schicksal mir so sehr entgegen wäre, was ich nicht glaube, daß eines von beiden geschehen müßte, entweder die Gnade des Vaters sammt dem Throne verlieren oder dich verlieren, so will ich lieber mit dir, der du jedes Kaiserthums werth bist, ohne Thron leben, als

mit einem andern noch so großen König, der vielleicht würdiger wäre beherrscht zu werden, als zu herrschen. Ich wünsche nur, daß dieser mein Gedanke auch in dir so mächtig sei, als deine Trefflichkeit mir verspricht, daß er sein werde.

Nach diesen Worten harrte sie auf die Antwort Oronte's. Sobald Orbecche nur zu sprechen angefangen hatte, zogen tausend Gedanken durch Oronte's Seele. Einerseits zog ihn die Treue, die er seinem Herrn zu halten schuldig war, und die Liebe des Herrn zu ihm, von dieser Sache ab. Andererseits aber war die Liebe der Jungfrau ein so heiß eindringender Sporn für sein Herz, der ihn alles andere vergessen und das Werthvollste geringer schätzen machte, als sie. Daran hielt er fest, er sammelte sich und sprach: Königliche Jungfrau, nachdem ihr mehr vermöge eurer unendlichen Huld, als wegen irgend welches Verdienstes von meiner Seite, wiewol ihr anderer Meinung seid, mich so hoch erhoben habt, daß ihr mich zu eurem Gemahl erwählet, so kann ich nicht anders, als euren Wünschen entsprechen. Allerdings würde es mir zu großer Befriedigung gereichen, wenn die Beistimmung des Königs eures Vaters und meines Gebieters dazu zu erlangen wäre. Allein da ich die Möglichkeit davon nicht einsehe und ihr ebenso wenig, so soll doch meinerseits, komme auch, was mag, der Erfüllung eures Verlangens kein Hinderniß im Wege stehen. Ich hoffe auf die Gnade der unsterblichen Götter, daß unsere Liebe, wie sie durch die Vermittelung eures Vaters einen glücklichen Anfang genommen hat, so auch ein glückliches Ende nehmen werde.

Die Jungfrau war hocherfreut über diese Worte und dachte nun die Sache nicht weiter zu verzögern. Sie rief daher ihre Amme Tamaile und eine nicht minder liebevolle als vertraute Kammerfrau herein, wandte sich an die Götter, welche nach persischem Glauben die Obhut über die Ehe haben, übergab Oronte einen sehr kostbaren

Ring und verlobte sich so mit ihm in Gegenwart der zwei Frauen. Sodann schickte sie dieselben aus dem Gemache und nach tausend zärtlichen Küssen stiegen sie zu Bette und pflückten die Frucht ihrer heißen Liebe. Es dauerte aber nicht lange, so mischte das auf das Glück der Menschen neidische Schicksal so viel Bitterkeit unter den Honig ihrer Wonne, daß in Vergleich mit dem Schmerz, der darauf folgte, die Freude und Zufriedenheit gar nichts war. Denn Selino der einzige Sohn des Königs der Parther ließ Sulmone um die Hand seiner Tochter bitten. Er beschloß, sie ihm ohne weiteres zu geben, rief daher Orbecche zu sich und sagte zu ihr, nach vielen Zärtlichkeiten, mit frohem Angesicht: Es ist nunmehr Zeit, meine Tochter, die ich über Alles liebe, daß ich den Trost von dir empfange, den ich so lange schon gewünscht habe. Ich bin um deine Hand gebeten worden von Selino dem einzigen Sohne des Partherkönigs, einem schönen und anmuthigen Jüngling vom höchsten Stande, und habe beschlossen, ihn dir zum Gemahl zu geben. Ich war versichert, daß du meinem Willen nicht widerstreben, vielmehr mit dem Manne zufrieden sein werdest, der mir zu deinem Besten der geeignetste scheint, und habe ihm dich zugesagt in voller Überzeugung, daß du mit ihm äußerst glücklich wirst leben können.

Der jungen Frau war es bei diesen Worten zu Muthe, als steche man ihr ein spitziges Messer durch das Herz. Sie verhehlte jedoch, so gut sie konnte, ihre Bedrängniß und sagte zu ihrem Vater, die Liebe, die sie für ihn empfinde und die stets ihren Willen nach dem seinigen gelenkt habe, gebe ihr nun so viel Muth, daß sie diesem seinem Begehren nicht willfahren könne, nicht als wollte sie ihm in irgend etwas widerstreben, was ihm gefalle, oder als wollte sie ihm die Macht und Gewalt abstreiten, die er als der liebevolle Vater, der er ihr stets gewesen, über sie zu üben berechtigt sei, sondern weil sie ganz sicher, sobald sie von ihm sich trennen würde, sterben müßte.

Ihre letzten Worte waren von so vielen heißen Thränen begleitet (welche freilich nicht aus kindlicher Liebe entstanden, wiewol sie sie mit diesem Vorwande fließen ließ, sondern aus der Betrachtung ihres Unglücks), daß sie nicht weiter reden konnte. Sulmone war der Meinung, dies sei lauter Liebe zu ihm, und lobte daher im Stillen sehr ihre freundliche Gesinnung. Er küßte sie zärtlich auf die Stirne und tröstete sie, so gut er konnte. Er sagte zu ihr, sie sei nicht geboren, um immer bei ihm zu sein. Er gebe ihr vier bis sechs Tage Zeit, um die Sache zu bedenken, denn wenn sie reiflich überlege, was zu ihrem Frommen diene, sei er versichert, sie werde den besten Entschluß fassen. Mit diesen Worten schickte er sie in ihre Zimmer zurück. Sie war nicht so bald daselbst angelangt, als sie ihre theure Amme zu sich rufen ließ und ihr unter tausend Thränen und Seufzern mittheilte, was ihr Vater zu ihr gesagt hatte, worauf sie sie bat, ihr treulich zu rathen. Die Amme tröstete sie so gut sie konnte. Oronte kam dazu und als er den Grund davon hörte, that er, obwol er den bittersten Schmerz fühlte, als sei sein Gesicht heiter. Er gab ihr einen Kuß, nahm sie in den Arm und sprach: Trocknet die Augen von diesen Thränen! Die sind des königlichen Herzens nicht würdig, das ihr mir zeigtet, als ihr die meine wurdet. Nehmt wieder eure Seelengröße an und fürchtet nicht, daß es uns hier mehr an Rath gebrechen werde, als sonst der Fall war. Wir werden, liebes Herz, wie wir es sonst gewesen sind, so auch jetzt über das feindliche Geschick die Oberhand behalten.

Nachdem er so die junge Frau getröstet hatte, begab sich Oronte zu Sulmone, getrieben von den scharfen Pfeilen des bittersten Schmerzes. Sobald Sulmone Oronte ansichtig wurde, erzählte er ihm das, was er auch seiner Tochter gesagt hatte, sowie die von ihr gegebene Antwort. Er wußte, daß Oronte nicht nur schön, sondern auch ein gewandter Redner war, und befahl ihm daher, zu seiner

Tochter zu gehen und ihr diese kindischen Ansichten aus dem Kopfe treiben zu helfen. Er solle ihr auseinandersetzen, daß die Mädchen nicht geboren sind, um bei ihren Vätern zu bleiben, sondern um Männer zu nehmen. Oronte zeigte sich ganz bereitwillig, es auszuführen. Er kehrte zu Orbecche zurück und sagte ihr, was ihr Vater ihm aufgetragen habe. Sie verabredeten unter sich die Antwort, Oronte begab sich wieder zu dem König und sagte, er habe seinen Auftrag an Orbecche bestellt; sie habe sich sehr verwundert, daß ihr Vater meine, fremde Worte müssen bei ihr mehr Gewicht haben, als seine eigenen; nach langer Unterredung habe sie ihn aber beauftragt, ihm zu sagen, wenn die kindliche Liebe, die sie für ihren Vater fühle, sich dem nicht widersetze, so wolle sie suchen, sich seinem Wunsche zu bequemen; er glaube ganz gewiß, sie werde am Ende thun, was ihm recht sei. Unterdessen begab es sich, daß mehrere Tumulte, welche in einigen Städten des Reichs entstanden waren, Sulmone nöthigten, sich von der Königsstadt Susa, wo er sich aufhielt, auf acht bis zehn Tage zu entfernen. Beim Abschied übertrug er Oronte die Zügel des Regiments und des Hofes. So hatten Oronte und Orbecche Zeit, in ihrer unglücklichen Lage die gehörige Vorsorge zu treffen, und sie entschlossen sich beide nach Armenien zu gehen. Nachdem sie mit der größtmöglichen Gewandtheit alle Bedürfnisse für die Reise in Ordnung gebracht und von den Kleinodien des Königs, was ihnen am besten gefiel und den höchsten Werth hatte, zu sich genommen, thaten sie, als wollten sie zu ihrer Unterhaltung auf ein sehr liebliches und heiteres, funfzehn Meilen von der Stadt entferntes Landgut gehen, wo die Prinzessin oft mit ihrer Amme, einigen ihrer Frauen und dem ihr von ihrem Vater zugewiesenen Hofgefolge sich zu vergnügen pflegte. Dort angelangt nahmen sie eines Abends sechs der besten Pferde, wie sie sie für ihren Plan am passendsten glaubten. Oronte und seine Frau nebst zweien ihrer vertraute-

sten Diener, welche gleichfalls aus Armenien waren und denen die Obhut über die Pferde übertragen wurde, setzten sich darauf, ferner die Amme und die Zofe, welche bei der Vermählung anwesend gewesen waren, und machten sich auf einsamen Wegen schnellstens auf nach Armenien. Am Meere angelangt, wo schon ein leichter Schnellsegler für sie in Bereitschaft gesetzt war, gingen sie unter Segel, stachen in die hohe See und ruhten nicht eher, als bis sie in Armenien waren. Die Nacht ihrer Abreise und mehr als die Hälfte des andern Tages ging hin, ohne daß jemand merkte, daß sie nicht mehr dort waren. Beide Gemächer waren verschlossen und so wagte niemand, sich zu rühren. Als man endlich hineinging und niemand fand, als man in den Stall kam und sah, daß keine Pferde, keine Stallknechte dort waren, kam man auf die Vermuthung, in Folge einer vom König angelangten geheimen Weisung haben sie sich, ohne jemand eine Andeutung zu geben, in der Nacht nach der Stadt zurückverfügt. Die zurückgelassenen machten sich daher schnell auf den Weg und langten Abends in der Hauptstadt an. Als sie sie auch nicht hier fanden, merkten sie Oronte's Teuschung. Alle waren der Ansicht, es geschehe dem König ganz Recht, da er sich viel eher einem Fremden, dem Feindesland Angehörigen, als seinen eigenen Leuten habe anvertrauen wollen. Sie sandten sogleich einige Pferde ab, um in eiligem Marsche den Fliehenden zu folgen, die Nachsetzenden wurden beauftragt, jene gefangen nach der Stadt zu führen, wenn sie sie wiederfinden würden, und sogleich wurde dem König von dem Vorfalle Meldung erstattet. Die Nachricht schmerzte ihn so tief, daß er nahe daran war, todt zu Boden zu sinken; bald schalt er auf Oronte's Treubruch, bald auf den Leichtsinn und die heuchlerische Anhänglichkeit seiner Tochter; nachdem er sich lange geärgert hatte, faßte er sich endlich und ergab sich gänzlich den Rachegedanken, und in dieser zornigen Stimmung kehrte

er nach Susa zurück. Sobald er erfuhr, daß die Pferde, die ihnen nachgesandt waren, sie nicht haben erreichen können, beschloß er, trotz der zwischen ihm und dem König von Armenien bestehenden grausamen Feindschaft, Gesandte an ihn zu schicken, um sie ausgeliefert zu erhalten. Er ließ ihm sagen, er bitte ihn, eine solche empörende Unbill nicht zu begünstigen; die Könige stehen zwar in feindlichen Verhältnissen, aber doch schicke es sich nicht, daß sie in Dingen, welche die Ehre und den Nutzen der Krone und des königlichen Blutes betreffen, zumal wenn ihnen kein Vortheil daraus erwachse, die Verräther begünstigen; denn geschähe das, so würde man die Könige nicht höher achten, als irgend sonst einen gemeinen Mann, und das gäbe Hinterlistigen reichlichen Stoff, unter dem Schein der Treue bald diesen bald jenen nach Belieben zu beleidigen; so wären die Könige in ihren Schlössern weniger sicher unter ihren Dienern, als die Reisenden im Walde unter Räubern; und da er überzeugt sei, daß bei ihm Gerechtigkeit weit mehr vermöge, als jede andere Rücksicht, so bitte er ihn um Oronte und die Tochter, damit er an der Thorheit und Bosheit dieser und an dem Verrathe des erstern die ihrer Schuld angemessene Rache nehme. Endlich ließ er ihm sagen, er solle nicht vergessen, daß durch ein verbrecherisches Weib und einen Verräther einst ganz Asien in Verwirrung gebracht und Troja zerstört worden sei. Settin (so hieß der König von Armenien) war ein kluger Mann und fühlte im Stillen große Freude, daß von einem seiner Leute seinem Hauptfeinde ein solcher Spuk gespielt worden war. Daher gab er den Gesandten zur Antwort: Wenn ich die Sache, die ihr mir vortragt, als sie mir zuerst zu Ohren kam, so angesehen hätte, wie sie nach der Beschwerde eures Königs erscheint, so würde ich Oronte nicht, wie jetzt geschehen ist, meinen Schutz zugesichert haben, sondern entweder hätte ich ihn aus meinem Reiche vertrieben oder in Rücksichtsnahme auf seine

Ehre und meine Pflicht, woran er mich erinnert, ihm die Flüchtigen nach Susa geschickt haben, um dort die gebührende Strafe zu empfangen. Ich beurtheilte aber die Sache anders, als euer König sie jetzt ansieht, und bin daher genöthigt, ihm das Wort zu halten, das ich ihm damals zur Sicherung seines Lebens und seiner Frau gegeben habe, und kann euch somit auch die Personen nicht ausliefern, die ihr im Namen eures Königs von mir verlangt. Und daß ich recht geurtheilt habe, zeigt die Sache selbst; denn wer, der bei gesundem Bewußtsein ist, wird eine solche von einem jungen Manne aus Übermaß der Liebe begangene, und eines andern Ehre nicht verletzende Handlung Verrath nennen, und meinen, sie verdiene blutigen grausamen Tod? Gewiß, glaube ich, niemand. Verrath wäre es gewesen, wenn Oronte das Mädchen genothzüchtigt und schwanger am Hofe zurückgelassen hätte, ohne sie zur Frau zu nehmen, und das hätte die schwerste Strafe verdient. Allein da er sie geheirathet hat, sehe ich in der Sache blos einen Fehler der Liebe, der mir eher Verzeihung, als Strafe zu verdienen scheint. Wenn vielleicht euer König einwendete, die Weise, in welcher er sie zur Frau genommen, mache alles Anständige unanständig, so sage ich, das ist ein schwacher unhaltbarer Grund, denn weiß er nicht, daß die Kraft der Liebe größer ist, als alle menschliche Gewalt, und daß man beim Besitz der Dinge, zu welchen sie das Herz eines andern nicht nur einlädt, sondern zwingt, wenn es ihr beliebt, die Mittel ergreifen muß, die einem die Liebe selbst anbietet? Es darf ihm nicht verwunderlich scheinen (äußerlich betrachtet wenigstens, denn vielleicht könnte es wol anders sein), daß ein Mann von gemeinem Stande eine Tochter von ihm zum Weibe genommen, denn alte und neue Zeiten können ihm reichlich Zeugniß dafür ablegen, daß viele Jungfrauen von königlichem Geblüte mit Männern geringeren Standes weit glücklicher gelebt haben, als andere mit Söhnen der

mächtigsten Könige. Außerdem sind erhabene Gesinnungen und wahrhaft königliche Tugenden dasjenige, was einen Menschen der Herrschaft würdig erscheinen lassen muß, nicht Reichthum oder Stand. Und wenn auch Sulmone denkt, Macht und Königreiche machen einen zum König, so sagt ihm in meinem Namen, er solle sich nicht über dasjenige beschweren, was er, wenn er nur will, leicht abstellen kann. Er hat nur ein einziges Kind, diese Tochter, die billigerweise nach ihm den Thron erbt; sein Schwiegersohn wird also so mächtig, als er ihn machen will. Ob aber Oronte des Thrones würdig und fähig ist oder nicht, darüber brauche ich kein weiteres Zeugniß, als sein eigenes, das er ihm, so lang er bei ihm lebte ertheilt hat, indem er ihn in der Verwaltung des Staates immer allen andern vorzog. Und ich halte es für besser, er nimmt einen Schwiegersohn, der die Herrschaft von ihm bekommen zu haben sich bewußt ist, als wenn er einen andern gewählt hätte, der (wie ihm vielleicht hätte begegnen können, wenn er sein Kind dem König der Parther zur Schwiegertochter gegeben hätte) der ihm seinen Thron genommen hätte. Ich schätze darum seine Tochter um so mehr, die er so heftig tadelt, daß sie lieber einen Mann zum Gatten nehmen wollte, der durch sie König würde, als einen, der sie aus einer Königin zur Sklavin machte, wenn sie seine Frau geworden wäre. Mögen es die unsterblichen Götter fügen, daß meiner Tochter kein schlimmeres Loos zufalle, denn ich würde mich, wenn mir dieser Fall begegnete, nicht nur nicht beklagen, sondern sie eben so sehr loben, als ich jetzt die seinige lobe. Ich sage euch, wenn ich einen Mann wie Oronte in meinem Hause hätte, welchem Volke und welchem Stande er auch angehören möchte, ich würde nicht warten, bis meine Tochter ihn heimlich zum Manne nähme, sondern würde ihr ihn bereitwillig offen zur Ehe geben und es für eine besondere mir vom Himmel zugewiesene Gnade erachten, wenn er ihr einen solchen Gemahl

beschert hätte. Aber wie es mir scheint, daß Sulmone sich Glück zu wünschen habe zu einem solchen Ereigniß, so habe ich mich zu beklagen, daß nicht an allen Höfen Männer wie Oronte sich finden. Um also mit meiner Erklärung zum Schlusse zu kommen, mögt ihr eurem König sagen, daß er den Zorn fahren lasse und die Angelegenheit ruhig betrachte; denn wenn er sie mit der Gesinnung ansieht, wie es sich gehört, so wird er sich nicht über mich beschweren, daß ich seinen Schwiegersohn und seine Tochter so freundlich aufgenommen habe, wie es geschehen ist, sondern wird mich viel mehr loben, als sich selbst, der aus einem so geringfügigen Anlaß der Mörder seines Schwiegersohnes und seiner Tochter werden will, die mit ihren Tugenden jeden auch noch so großen Fehltritt als unzureichend für die geringste Strafe hinstellen würden. Und wenn er auch die Vernunft bei ihm keine Stätte finden lassen und darum sein Reich in seinem Zorn und Aufwallung in Verwirrung bringen will, so muß ich das ihm anheimgeben, da ich nicht fürchte, daß er mich aus dem Hause treiben wird, denn meine Macht ist Gott sei Dank so groß, daß sie leicht seine Angriffe, wie die jedes andern Königs aushalten kann, wie er durch lange Erfahrung sich überzeugt haben mag. Und wenn das Schicksal mir bestimmt haben sollte, daß ich für ein so löbliches Werk aus dem Hause gejagt würde, so halte ich es für weit weniger schlimm, meinen Thron zu verlieren, als mein Wort zu brechen.

Hier schwieg er und die Gesandten wurden entlassen. Als sie vor ihren König kamen, setzten sie ihm auseinander, was Settin zu ihnen gesagt hatte, und daß namentlich das Wort, das er dem Oronte gegeben, ihn abhalte, die Flüchtigen auszuliefern. Dies erhöhte noch gar sehr den Zorn Sulmone's und zuletzt sprach er: Weiß dieser Settin nicht, daß die Treue zum Verbrechen wird, wenn sie die Schlechtigkeit der Leute schützt und hegt? Sei dem aber, wie ihm wolle, es wird mir nicht

an Mitteln fehlen, mich trotz Settin über dieser Unbill zu rächen.

Er ließ sogleich Oronte und seine Tochter und alle Kinder, die aus ihrer Ehe entspringen würden, in den Bann thun und versprach denen nicht nur Geschenke, sondern ganze Herrschaften, die sie ihm lebendig oder todt in die Hände liefern würden. So groß aber auch die Hoffnung des Lohnes war, so wollte doch niemand dabei sein Glück versuchen, theils weil Oronte es in persönlicher Tapferkeit mit jedem andern Ritter aufnehmen konnte und für sich und seine Gattin wohl auf der Hut war, theils auch, weil sie den König Settin fürchteten, welcher die empfindlichsten Strafen jedem androhte, welcher einen Gedanken daran zu haben die Frechheit hätte. In Zeit von neun Jahren wurden Oronte von Orbecche zwei Söhne geboren, welche Oronte gerne mit ihrem Großvater ausgesöhnt hätte; er ließ daher keinen Weg unversucht, um Sulmone's Herz zum Erbarmen zu bewegen, aber alles war umsonst. Am Hofe war ein hochbetagter Greis von ehrwürdigem Ansehen, Namens Maleche, dessen Rathe als dem eines weisen Mannes und geliebten Vetters (er war der Sohn von Sulmone's Vatersbruder) der König sehr viel vertraute. Dieser hegte großes Mitleid mit Orbecche und war sehr unangenehm berührt von dem Hasse, womit ihr Vater sie verfolgte; deswegen versäumte er nicht, jedes Mittel ins Werk zu setzen, um jenen Haß in die frühere Liebe zu verwandeln. Er bat daher eines Tages den König so eindringlich und brachte so gewichtige Gründe vor, daß es schien, als lasse er sich überreden. Und es dauerte nicht lange, so schickte er eben diesen Maleche als Überbringer des Friedens an Orbecche und Oronte; außer den Beglaubigungs- und Versicherungsschreiben, die mit seiner eigenen Hand geschrieben und mit dem geheimsten königlichen Siegel bekräftigt waren, übersandte er Orbecche einen sehr kostbaren Ring, mit dem er einst sich seiner Gattin anverlobt hatte, und

Oronte als seinem Nachfolger auf dem Throne überschickte er einen königlichen Scepter vom feinsten Golde, geschmückt mit den kostbarsten Steinen. Maleche begab sich mit den Briefen und Geschenken an Settin's Hof und wurde dort mit Freuden bewillkommt nicht nur von beiden Gatten, sondern vom König selbst. Maleche suchte die Gatten zu überreden, beide mit ihren Kindern zu Sulmone zurückzukehren, wie er sie eingeladen hatte. Aber Settin war klug und sah das Unglück vorher, das daraus entstehen konnte. Er sagte zu Oronte: Ich möchte nicht, daß du auf diese Worte hin von hier weggingest, denn Könige, zumal grausame, wie Sulmone, vergeben nicht so leicht Beleidigungen und du könntest davon ein glänzendes Beispiel für jeden abgeben.

Oronte meinte aber, Sulmone könne ihm nicht untreu werden. Er nahm daher mit Maleche Urlaub vom König, ließ Gemahlin und Kinder in Armenien und begab sich nach Persien. Sulmone empfing ihn daselbst mit dem geschminkten Ansehen einer erheuchelten Höflichkeit, unter welcher er aber dennoch das Herz eines Tiegers barg. Er zeigte sich eine Zeit lang sehr freundlich und verbrachte immer einen großen Theil des Tages mit ihm unter heitern Gesprächen. In dieser Zeit starb einer, der die Herrschaft über einige einträgliche Städte des Reiches hatte; Sulmone sagte daher zu Oronte, er wolle ihm diese Würde übertragen; und als er sich dazu bereit erklärte, sagte der König, er thäte ihm einen großen Gefallen, wenn er vor seinem Abgang eigenhändig an seine Frau schreiben wollte, sie solle mit ihren Kindern in Maleche's Geleite, den er ihr entgegensenden wollte, und mit ehrenvollem Gefolge zurückkommen, denn die Sehnsucht verzehre ihn, seine geliebte Tochter wiederzusehen und seine Enkel zu umarmen. Und als spräche der Verräther aufrichtig, ließ er bei den letzten Worten seinen Augen einige Thränen entströmen. Oronte schrieb den Brief, übergab ihn Sulmone und schickte sich an,

am folgenden Morgen seine Reise anzutreten. Der König aber ließ ihn in der Nacht noch zu sich rufen unter dem Vorwand, mit ihm über einige wichtige Angelegenheiten sprechen zu wollen, da ihm plötzlich unerwartete Nachrichten zugekommen seien. Als Oronte das Begehren des Königs vernahm, begab er sich unverweilt zu ihm. Kaum aber hatte er den Fuß über die Schwelle des königlichen Gemaches gesetzt, als er von zwei Burschen, die der grausame König wie zwei Schäferhunde auf die Lauer gestellt hatte, unbarmherzig ergriffen wurde mit den Worten: Verräther, du bist des Todes!

Sogleich kam auch Sulmone herbei. Sobald Oronte ihn erblickte, wandte er sich zu ihm mit strengem Blicke und sprach: So halten Könige Wort in deinem Lande, Sulmone? Doch ich hoffe, die Rache, die ich nicht üben kann, wird der oberste Gott an meiner Stelle in einem Maße übernehmen, daß man die Kunde bis zu den Tiefen der Unterwelt vernehmen wird. Da bin ich, Verräther, beendige dein Unternehmen!

Sulmone antwortete nichts, als: So halten Persiens Könige Wort den Schurken.

Bei diesen Worten warf er ihm ein Tuch um den Hals, die beiden andern hielten ihn fest, er erdrosselte ihn mit eigenen Händen, schlug ihm sodann den Kopf vom Rumpfe und ließ den Leib durch die beiden Banditen dahin werfen, wo die Leichname vieler andern von ihm auf gleiche Weise Ermordeter geworfen worden waren. Am Morgen früh sagte er, um keinen Verdacht über das Vorgefallene zu erwecken, er habe in der Nacht Oronte eilig in einem sehr wichtigen Geschäfte weggesandt. Gleich nachher schickte der verruchte Vater Maleche an seine Tochter mit den Briefen ihres Gatten und fügte noch eigene hinzu, voll von zärtlicher, wiewol erheuchelter Liebe. Die Tochter glaubte Maleche ihrem Oheim, sowie den Briefen ihres Gatten und denen des Vaters und die Unglückliche machte sich auf den Weg. Kurz nach dem

schauderhaften Untergang Oronte's kam sie zugleich mit ihren kleinen Söhnen zu dem rohen Vater. Alle drei wurden von ihm anscheinend aufs Liebevollste aufgenommen; nach einigen Tagen aber, als ihm der Augenblick geeignet schien, sagte er zu seiner Tochter, es sei jetzt nicht mehr an der Zeit, daß die Knaben bei den Frauen bleiben, er wolle sie in seine Gemächer nehmen, damit sie, unter Baronen erwachsend, sich an das königliche Leben gewöhnen. Orbecche zeigte sich damit ganz einverstanden und übergab sie ihm willig. Als Sulmone die Jungen bei sich hatte, schloß er sich mit ihnen in das nämliche Zimmer ein, in welchem er einige Tage zuvor ihren Vater umgebracht hatte. Dort schlachtete der Verruchte sie wie unschuldige Lämmer mit scharfen Messern hin. Dann nahm er drei silberne Becken, die er zu diesem Zwecke hatte bereiten lassen, und legte in eines den blutigen Kopf Oronte's, den er aufgehoben, in die andern die zwei Kinder mit den Messern in der Kehle. Die drei Becken stellte er auf einen Tisch, bedeckte sie mit carmosinrothem Zendel, reinigte sich vom Blute, von dem er ganz gebadet war, und ließ sodann seine Tochter zu sich rufen. Als sie in das königliche Gemach getreten war, verschloß er, als wollte er insgeheim mit ihr reden, die Thüre, wie er auch sonst gethan hatte, damit niemand hereinkommen könne.

Meine Tochter, hub er darauf an, seit du Oronte's Gattin geworden bist, was nun, wenn ich mich nicht täusche, nicht viel weniger als zehn Jahre sein mögen, habe ich außer dem Ringe, den Maleche dir brachte, dir gar kein Geschenk gemacht, das, soviel mir scheint, meiner Gesinnung gegen dich entsprochen hätte. Wenn es dir also genehm ist, will ich dir jetzt ein Geschenk machen, an dem du leicht erkennen magst, wie sehr mir jetzt das gefällt, was mir bisher so sehr misfallen hat.

Die arme Frau, welche die Worte des gottlosen Vaters nicht verstand, antwortete ihm, sie brauche keine

größeren Zeichen seiner väterlichen Zärtlichkeit abzuwarten, als die, die sie schon bekommen habe, und sie sei immer mit ihm zufrieden gewesen, doch nehme sie Alles freudig an, was ihm gefällig sei, ihr zu geben. Nachdem sie diese Reden gewechselt hatten, nahm Sulmone seine Tochter bei der Hand und führte sie in das Zimmer, wo ihre Lieblinge lagen. Er hob die Decke von Oronte's Haupt und den Leichen der Kinder und zeigte ihr das schauderhafte Schauspiel, das hinter diesem Vorhange lag, mit den Worten: Dies ist das Geschenk, das ich dir anbiete, wie du es verdient hast.

Wie glaubt ihr wol, theure Frauen, daß es hier der unglücklichen Orbecche ums Herz sein mochte? Welche Bedrängniß, welcher Grimm mußte sie befallen? Die Unglückliche fühlte sich bei einem so entsetzlichen Anblick alle Sinne vergehen, sie erblaßte und war auf dem Punkte todt niederzusinken. Doch faßte sie sich, die Verzweiflung gab ihr Kraft, sie wandte die Augen zu ihren Söhnen, welche noch nicht ganz gestorben waren, sondern sich noch etwas krümmten und deren Blut noch aus den Wunden strömte, von dort schweifte ihr thränender Blick auf das geschändete Haupt ihres theuren Gatten, sie drängte die Thränen nach dem Herzen zurück und verschloß den Wehschrei in der Brust. Dann wandte sie sich mit strengem Blicke gegen den harten Vater und sprach zu ihm: Hart über alles Maß ist es für mich, meine Söhne in diesem Zustande zu sehen, der nicht nur andere, sondern euch selbst zum Erbarmen bewegen könnte. Was aber mehr als Alles meinen Schmerz erhöhen würde, wäre das, daß sie von euch, von dem sie nicht dieses, sondern Ehre und Größe hoffen durften, in den Zustand geführt wurden, in dem ihr mir sie jetzt zeigt, wenn das Unrechte meiner Handlungsweise, für welche ich keinen andern Lohn, als diesen, erwarten durfte, mich nicht dazu brächte, mit geduldigem Gemüthe zu ertragen, was euch beliebt hat, meinen Söhnen und meinem Gatten anzuthun. Aber

da ich, wenn ich die Schwere meines Vergehens betrachte, nicht verdient habe, daß ihr mich schonender behandelt, als meinen Mann und meine Kinder, da ich ja den ersten Anlaß zu eurem Misfallen gegeben habe, so bitte ich euch, daß ihr mit meinem Blute die Mackel gänzlich abwaschet, die ich dem königlichen Blute und dem ehrwürdigen Namen meines Vaters zugefügt habe, indem ich ohne eure Einwilligung den Mann zum Gatten nahm, dessen Haupt jetzt so schauderhaft sich meinen Blicken darbietet.

Nach diesen Worten zog sie das Messer aus der Kehle ihres ältesten Sohnes, der noch nicht ganz gestorben war und nun den letzten Jammerlaut ausstöhnte. Dieser klägliche Ton entflammte noch mehr die traurige Frau zur Ausführung ihres Vorhabens. Sie that, als wolle sie ihm das Messer in die Hand geben, damit er sie umbringe, und näherte sich Sulmone. Zu spät fühlte er Rührung, als er sie um nichts anderes bitten sah, als um den Tod, und vermuthete, die Angst vor ihm, da sie sich hier allein mit ihm sehe, gebe ihr diese Worte in den Mund.

Sei ruhig, meine Tochter, sprach er mit heiterem Gesicht, ich will nicht, daß du sterbest, vielmehr wünsche ich dein Leben, um dich mit einem deiner würdigen Gatten verbinden zu können.

Er trat zu ihr und wollte ihr seine Arme um den Hals schlingen, die Tochter benutzte den Augenblick, Zorn und Schmerz verlieh ihr Muth, Verzweiflung gab ihr Festigkeit, und mit aller ihr zu Gebot stehenden Kraft stach sie ihm das Messer unter der linken Brust in den Leib. Sie wühlte damit hin und her und zog es nicht eher wieder heraus, bis der Grausame todt niederfiel. Als sie ihn daliegen sah, zog sie ihm das Messer aus der Brust, nahm es in die Hand und rief, zu ihm gewandt: Genieß, genieß nun, Verräther, die Frucht deiner Schandthaten und deiner Wortbrüchigkeit! Es wäre in der That sehr schlimm gewesen, wenn du nicht

durch die Hand derer hättest umkommen müssen, die du mit dem Tode der Söhne und des Gatten, in denen sie lebte, umgebracht hast. Du hast in ihrem Blute den grausamen Durst, den du darnach hattest, gesättigt und ich habe mich gleichfalls gesättigt in dem deinigen, aber mit gerechterer Ursache. Doch was hält mich ab, daß ich mit dem andern Messer ...

Bei diesen Worten zog sie dem andern Sohne das Messer aus der Kehle.

Daß ich dich mit dem andern Messer nochmals ersteche, obschon du todt bist, da du mir meinen lieben Sohn erdolcht hast? Soll ich nicht, für beide Rache nehmend, dich gleichsam mit doppeltem Tode umbringen?

Bei diesen Worten stach sie das Eisen bis an das Heft in Sulmone's Kehle. Sie wandte sich dann zu den ermordeten Söhnen und zu dem todten Haupte ihres Gatten; erhob ihre Stimme zur Klage, öffnete ihre Augen den Thränen und fing also an zu sprechen: Ach, ich Unglückliche, wie traurig und unheilvoll war der Tag, da du, Oronte, mein Gemahl geworden bist, und nicht minder unheilvoll diejenigen, an denen ich euch, meine Kinder, geboren habe. Der allerunglücklichste aber ist der, an dem ich euch in so jämmerlicher Gestalt sehe.

So warf sie sich weinend ganz über den abgeschlagenen Kopf hin, küßte ihn bald da bald dort auf das Zärtlichste und fuhr also fort: Ha, du vielgeliebtes Haupt, verwünscht sei der noch in seinem Tode, der mich dich so wiedersehen läßt, wie ich dich jetzt sehe. Warum kannst du, süßestes Haupt, nicht so viel Leben gewinnen, daß du jetzt deiner kummervollen unglücklichen Gattin, die dich mit so viel Sehnsucht anruft, ein Wort erwidern kannst? Warum finde ich dich nicht wenigstens in dem Zustande wieder, daß ich auf diesem Munde den letzten Hauch mit meinen Lippen erhasche?

Von dem Haupte wandte sie sich zu den Kindern, bald diesen, bald jenen der Knaben umarmend und küssend.

Ach, rief sie, ihr treuen Stützen meines Lebens, Herzen meines Herzens, ihr echte Abbilder meines theuern Gatten, was darf ich noch hoffen in diesem Leben, nachdem ihr mir genommen seid, von denen mein Leben und alle meine Hoffnungen abhingen? Weh mir Einfältigen, daß ich den Worten eures erbarmungslosen Oheims vertraut habe! Warum ließ ich mich nicht eher selbst erdolchen, ließ mir nicht den Busen öffnen, ehe ich mich den Händen des Grausamen überlieferte? Welcher wilde Löwe, welcher herzlose Tieger konnte ein größeres Blutbad anrichten, als ihr, als das, das er angerichtet hat? Aber freut euch, unschuldige Seelen, freut euch, daß auch er durch einen seiner Grausamkeit gebührenden Tod darniederliegt, er durch den ihr so ungebührlich hingestreckt worden seid, von den Händen, die euch hätten schützen sollen, mit denselben Messern, womit er euch getödtet hat, nach Verdienst ermordet.

Dann wandte sie sich nochmals zu dem abgeschlagenen Haupte und sprach folgende Worte: Mir war nur das eine noch übrig, dir, mein Gemahl, wie meinen Söhnen das Todtenopfer zu bringen; mit dem Blute des Verräthers habe ich es gethan. Es wird mir Weiteres versagt, da er schon todt ist; aber bei all dem wird mir mein Unglück nicht versagen, so viel an mir liegt diesen Opferdienst zu Ende zu bringen.

Indem sie dies sagte, ging sie zu der Leiche ihres Vaters hin, schnitt ihr den Kopf ab, nahm ihn blutig wie er war, und trug ihn zu dem Kopfe Oronte's.

Hier, Oronte, sprach sie weinend, bietet dir deine Frau das Haupt dessen dar, der dir das deine genommen hat.

Nachdem sie das gesprochen, legte sie die beiden Söhne und das Haupt des Gatten zusammen, warf sich wie todt über sie und sprach: Meine Söhne und du, mein theurer Gemahl, nunmehr ist meine Pflicht gegen euch vollständig erfüllt. Weiter ist mir nicht übrig, als daß ich mich

an euch anschließe, damit, wenn ihr mir auch in diesem Leben entrissen werdet, ich euch im andern für immer wiederfinde. Darum, meine Söhne und du mein theurer Gemahl, deren Geister vielleicht auf mein Schreien herabgekommen durch diese Orte ziehen und der von mir geübten Rache sich erfreuen, empfangt diese Seele, die nun vollständig bereit ist, euch zu folgen.

Sie faßte mit starker Hand das Messer, mit welchem sie dem Vater den Kopf abgeschnitten hatte, stach sich dasselbe bis zum Heft in den Busen und fiel todt über das Haupt ihres Gemahls und über ihre ermordeten Kinder hin. Schon war die Stimme der jungen Frau zu den Ohren vieler im Palaste anwesender gedrungen. Da sie aber den König fürchteten, dessen große Grausamkeit jeder kannte, wagte niemand sich zu rühren. Alle waren zwar versichert, daß er die Tochter mishandeln werde; da aber das Geschrei des armen Weibes aufhörte und Alles stille wurde, beschlossen sie endlich am Abend zu sehen, was es sei. Als sie ein- und zweimal an die Thüre gepocht hatten und niemand antwortete, warfen sie sie ein; da sahen sie nun das jämmerliche Schauspiel, von dem wir sprachen, und waren erfüllt von unsäglichem Schauder. Nachdem Alle viele Thränen vergossen hatten, namentlich die Amme und die Zofe, die mit Orbecche in der Hoffnung, glücklich mit ihr leben zu dürfen, zurückgekehrt waren, legten sie die Leichen der Söhne und der Mutter nebst dem Haupte des Oronte unter allgemeiner Trauer des ganzen Volkes zusammen in Ein Grab. Den Leib Sulmone's ließen sie begraben, wo die andern Könige begraben waren, indem ihm alle einstimmig seine unglaubliche Grausamkeit vorwarfen. So nahm die Liebe der beiden ein unglückliches Ende, der rohe König aber fand für seine Grausamkeit und seinen Treubruch verdiente Züchtigung.

---

## 55. Rinieri und Cicilia.

(2, 5.)

Imola ward einst von eigenen Herren regiert, jetzt gehört es zum Gebiete der Kirche. Dort lebte vor Zeiten ein Edelmann Namens Horatio, der mit Glücksgütern reichlich versehen und durch seine Artigkeit in der ganzen Stadt beliebt war. Wiewol er nun im Äußern milde schien, so zeigte er sich doch, sobald ihm eine Unbill widerfuhr, so entsetzlich, daß er seinen Zorn den Beleidiger schwer fühlen ließ. Dieser hatte nur eine einzige Tochter, Namens Cicilia, und diese war zu solcher Schönheit erwachsen, daß die Imolesen glaubten, sie sei die schönste Jungfrau des Landes. Der Ruf ihrer wunderbaren Schönheit verbreitete sich über alle Gauen der Romagna und kam auch einem Jünglinge in Forlì Namens Rinieri zu Ohren, der nicht weniger schön war unter den Jünglingen, als Cicilia unter den Jungfrauen. Wie sehr ihn aber auch die Natur mit Körpergaben ausgestattet hatte, so karg war das Glück gegen ihn gewesen im Vergleich mit dem Vermögen Messere Horatio's. Der Jüngling nahm sich so sehr die Schönheit des Mädchens zu Herzen, obwol er sie nie gesehen hatte, daß er fühlte, es koste ihn das Leben. Alle, die von dort kamen, fragte er, ob sie Cicilia gesehen haben und ob sie wirklich so schön sei. Jeder, der so glücklich gewesen war, sie zu sehen (denn nur selten ließ sie der Vater irgendwo sich zeigen), berichtete ihm, sie sei zum Verwundern schön; darum beschloß er, nach Imola zu gehen, um sie zu sehen. Als er in die Stadt kam, fragte er nach dem Hause Messere Horatio's, ging dahin und fing an sich auf die Lauer zu stellen, ob er die Jungfrau zu sehen bekomme. Da aber bei der Geburt des Mädchens die Mutter gestorben war, hielt, wie gesagt, Messere Horatio sie unter

so strenger Obhut, daß sie nie einen Fuß vor das Haus setzte außer zur Messe und unter dem Geleite der ehrbarsten Frauen aus ihrer Verwandtschaft, weshalb er Tage lang sich umsonst bemühte, bis es ihm gelang, sie zu Gesicht zu bekommen. Der Jüngling unterließ aber darum nicht, durch die Straße zu gehen, und begnügte sich damit, da er nicht weiter konnte, wenigstens die Mauern zu betrachten, welche eine so große Schönheit in sich schlossen. Dem Hause ihres Vaters gegenüber wohnte ein Duftkrämer, der eine alte Frau hatte, die gewöhnlich in der Bude stand. Rinieri trat hinein und that, als wollte er etwas kaufen, und als dies auch wirklich geschehen war, ließ er sich mit der Alten, welche Nastagia hieß, in ein Gespräch ein und fragte sie freundlich, was für Frauen in dieser Straße wohnen. Nastagia antwortete ihm sogleich, es seien viele daselbst, und unter andern eine, die ihrer Bude gegenüber wohne, die sei wie ein Engel des Himmels.

Aber, fügte sie hinzu, der Vater hat sie so streng unter der Hut, daß man sie nur höchst selten sieht.

Während sie nun so miteinander sprachen, begab es sich, daß Cicilia, indem sie von einem Zimmer ins andere ging, sich ein wenig am Fenster zeigte. Sie sah die Duftkrämerin, grüßte sie und diese erwiderte den Gruß. Bei diesem Gruße erblickte Rinieri, welcher schon aufgestanden war, die Jungfrau. Er zog das Barett ab und machte ihr eine Verbeugung. Bei dieser Geberde gefiel er dem Mädchen, sodaß auch sein Bild sich ihrem Herzen so wirksam einprägte, daß sie, begierig ihn zu sehen, nicht aufhören konnte, mit Nastagia zu reden. Es kam aber ihre alte Muhme dazu, welche sie ins Haus zurückrief und ihr drohte, wenn sie sie wieder am Fenster finde, werde sie es ihrem Vater sagen und sie dafür züchtigen lassen. Beim Anblick der Jungfrau meinte Rinieri, Alles, was er von ihr gehört hatte, sei nur ein Traum gewesen neben der Wahrheit, und das

Feuer wuchs in ihm so an, daß er ganz zur Flamme wurde. Nie war es ihm so leid, arm geboren zu sein, wie jetzt, denn er meinte, wenn er an Vermögen dem Messere Horatio gleich wäre, wäre Cicilia seine Gemahlin geworden. Die Duftkrämerin stand auf sehr vertrautem Fuße mit jenen Frauen und sie mit ihr, denn es verging keine Woche, wo nicht Nastagia in ihr Haus kam oder sie in das Haus Nastagia's, wohin sie auch manchmal Cicilia mitbrachten. So kam die Alte in Messere Horatio's Haus und fing an, mit der Jungfrau zutraulich zu plaudern. Diese fragte sie alsbald, wer der Jüngling sei, den sie in ihrem Laden gesehen habe. Sie antwortete, sie wisse nicht, wer es sei, doch komme er ihr sehr artig und gebildet vor.

Es ist unmöglich, antwortete Cicilia, daß mit so großer Schönheit nicht jeder Vorzug verbunden sein sollte.

Nastagia verwunderte sich über diese ihre Rede und fragte sie: Wie hat er euch gefallen?

So sehr, entgegnete sie, wie nur irgend einer, den ich jemals gesehen habe, und es wird mir sehr lieb sein, wenn er öfters wieder hinkommt. Erkundigt euch, wer er ist, und thut es mir zu wissen.

Die gute Alte versprach es ihr und ging nach Hause. Gleich als hätte sie ihr ins Herz gesehen, erkannte sie deutlich, daß sie in den jungen Mann verliebt war, und sah daraus, daß manchmal ein Blick beim ersten Begegnen, verbunden mit einem entsprechenden Wesen, mehr Kraft hat, als sonst eine lange anhaltende Dienstbarkeit. Als Rinieri zu Mittag gegessen hatte, kehrte er in die Bude zurück und Nastagia brachte nun ihre Fragen an, wer er sei und woher er komme. Der Jüngling antwortete, er sei Rinieri Chelini aus Forlì. Um die Ursache seines Hierherkommens befragt, sagte er: Madonna, ich will und kann die Wahrheit nicht verbergen. Das Gerücht hat mir den Ruf der großen Schönheit dieser eurer Nachbarin bis nach Forlì getragen, sodaß ich mich

gedrungen fühlte, meine Heimat und all das Meinige zu verlassen und hierher zu eilen, um mit Augen jene Schönheit zu sehen, die ich schon lange Zeit nach den Reden anderer im Geiste angeschaut habe. Ich habe sie auch bei ihrem ersten Erscheinen so gefunden, daß, wenn ich sie früher liebte, ich jetzt sie anbete.

In der That, entgegnete Nastagia, ich glaube, ihr habt eure Liebe nicht schlecht angebracht, denn ich bin der Ansicht, wenn ihr für Cicilia glühet, so steht sie für euch in voller Lohe.

Rinieri war dies sehr angenehm und er bat sie, ihm zu sagen, wie sie das wisse. Nastagia erzählte ihm nun, was die Jungfrau gesagt und wie dringend sie sie gebeten hatte, sie möge ihr ausführlichen Bericht über ihn verschaffen. Rinieri bat sie hierauf dringend, sie möge diese seine Liebe begünstigen, er werde sich gegen sie so halten, daß sie nicht bereuen solle, daß sie sich für ihn bemüht habe; eine Schande könne ihr daraus nicht erwachsen, denn er liebe das Mädchen nur, um sie zur Frau zu nehmen. Bei diesen Worten gab er ihr einen gar zierlichen Ring mit zwei ineinander verschlungenen Händen mit dem Auftrag, ihn der Jungfrau als Geschenk anzubieten und ihr zu sagen, mit diesem Ringe schicke er ihr sein Herz. Dabei schenkte er der Botin einige Kleinigkeiten und versprach ihr reichliche Geschenke, wenn es ihm etwa gelinge, die Jungfrau zur Gattin zu bekommen, worin sein höchster Wunsch läge. Die gute Frau versprach ihm ihre ganze Mitwirkung, sagte ihm übrigens, da jene einst das ganze Vermögen ihres Vaters erbe, so verlangen viele sie zur Frau, dennoch habe er noch bei keinem seine Einwilligung gegeben, denn seine Absicht sei, sie nur mit einem Manne zu verbinden, der ihm an Vermögen gleichkomme; aus diesem Grunde scheine es ihr fast unmöglich, daß er jemals seinen Zweck erreiche.

Nichts ist der Liebe unmöglich, antwortete Rinieri; ich bitte euch nur, daß ihr bei eurer Mitwirkung nichts

versäumet, so werdet ihr sehen, daß Amor sie für mich aufgehoben hat.

Nastagia wartete eine schickliche Zeit ab, um ihren Plan auszuführen, und ging nun zu Cicilia. Und sie erblickte sie nicht so bald, als sie fragte, ob sie den jungen Mann gesehen habe. Sie antwortete ihr, sie habe ihn gesehen und sogar mit ihm gesprochen. Sie habe gefunden, daß, wenn er ihr gefalle, sie nicht minder ihm gefalle, und er sei, vom Rufe ihrer Schönheit angezogen, von Forli nach Imola gekommen, um sie zu sehen und ihr zu beweisen, wie sehr er sie liebe.

Und bin ich denn, fragte sie, bin ich denn so schön, Nastagia, daß die Männer auf den Ruf meiner Schönheit hin sich in mich verlieben?

Freilich, antwortete Nastagia, und ich kann euch noch weiter sagen, daß er mit mir von eurer Schönheit und von der großen Liebe gesprochen, die er zu euch hegt, und mich ersucht hat, ihn euch zu empfehlen und euch zu bitten, ihn so herzlich zu lieben, als er euch liebt. Auch hat er mir ein Geschenk gegeben, das ich euch in seinem Namen überreichen soll.

Und was denn? fragte das Mädchen.

Es ist das holdeste Ringchen, antwortete jene, das ihr je gesehen habt.

Wie, ein Ring? entgegnete Cicilia. Was soll ich denn damit anfangen?

Nichts anderes, antwortete Nastagia, als daß ihr ihn als Pfand des Zieles ansehet, um dessen willen er euch liebt.

Und was ist dieses Ziel? fragte sie.

Euch zur Frau zu bekommen, war die Antwort, wenn es euch nicht unlieb wäre.

Keineswegs, antwortete Cicilia, vielmehr äußerst lieb; wenn es aber auch wahr ist, daß er mich liebt, wie du sagst, so kann ich ihm doch nicht versprechen, um was er mich bittet. Aber wo ist der Ring, von dem du sagst, daß er so hold anzuschauen sei?

Hier habt ihr ihn, antwortete Nastagia, und er hat mir gesagt, daß er euch damit sein Herz schicke.

Bei diesen Worten lächelte das Mädchen, nahm den Ring in die Hand und lobte ihn sehr, indem er ein Zeichen der Treue an sich trug.

Wie mache ichs nun aber, fragte sie, indem sie ihn an den Finger steckte, um ihn tragen zu können?

Ihr müßt, antwortete Nastagia, den, der ihn euch schickt, zum Manne nehmen.

Wäre nur, entgegnete sie, mein Vater damit so zufrieden, wie ich es wäre.

Sie behielt den Ring und übergab ihr ein hübsches Paar Handschuhe, um sie dem Jüngling zu überbringen als Gegengabe für das ihr geschickte Geschenk und zum Zeichen, daß sie ihn so aufrichtig liebe, als er sie. Nastagia brachte dem jungen Manne diese Kunde und gab ihm zugleich die Handschuhe, welches Geschenk ihm große Freude machte. Er meinte nun, es fehle jetzt nichts mehr zur Erfüllung seiner Wünsche, als daß er Cicilia's Vater bestimme, sie ihm zur Frau zu geben. Er versuchte dazu alle möglichen Wege, aber Alles war umsonst wegen seines im Vergleich zu Messere Horatio's Reichthum geringen Vermögens. Während nun die Liebe zwischen den beiden jungen Leuten auf diese Weise fortging, fand Rinieri Gelegenheit, ein Fest zu besuchen, bei welchem auch Cicilia anwesend war. Er tanzte mit und am Ende des Fackeltanzes fügte es sich so glücklich, daß beim Wechsel der Orte und Personen, wie das bei einem solchen Tanze gewöhnlich ist, Rinieri Cicilia bei der Hand faßte; er drückte sie fest und sie die seinige.

Mein Leben, flüsterte ihr der Jüngling zu, ich brenne.

Und sie gab ihm zur Antwort: Und ich bin schon verbrannt, Rinieri, und fast nichts mehr, als Asche.

Als der Tanz aus war, nahm der Jüngling Urlaub und sprach zu ihr: Ich lasse mein Herz in euren Händen.

Und sie zu ihm: Und ich meine Seele.

Weiter konnten sie sich nichts sagen und schieden von einander, beider Herzen aber waren voll der glühendsten Flammen. — Als Rinieri sah, daß Cicilia's Vater ihren beiderseitigen Wünschen entgegenstand, gedachte er durch Vermittelung Nastagia's seinen Zweck zu erreichen. Als er eines Tages mit ihr sprach, sagte er zu ihr: Nastagia, ich sehe, wie genau ihr mit Cicilia bekannt seid und wie sie sich mit ihren Frauen in diesem euren Garten ergeht.

Bei dem Hause des Duftkrämers war nämlich ein zwar kleiner, aber doch wol der schönste Garten in ganz Imola.

Ich weiß, fuhr Rinieri fort, daß wenn ihr wollt, ihr mir leicht Gelegenheit verschaffen könnt, Cicilia zu heirathen und mich ihrer Liebe zu freuen. Darum bitte ich euch, habt doch Erbarmen mit mir, und wenn alles Andere mir widerstrebt, laßt ihr mich nicht ganz zu Grunde gehen, da ihr so geschickt und ohne Nachtheil helfen könnt.

Nastagia war nicht von Stahl, sie wünschte die Liebschaft, wie sie sie eingeleitet hatte, auch zu Ende zu führen, und sagte, sie wolle es gerne thun, wenn die Jungfrau damit einverstanden sei.

Daran zweifle ich nicht, sagte Rinieri, da sie mich so feurig liebt, wie ich weiß, und wenn ihr die Mittlerin macht, daß sie sich auf eine so ehrenhaft bezweckte Sache einlassen wird.

Die gute Alte versprach ihm wiederholt ihre Dienste, ging zu der Jungfrau und sagte ihr, was ihr Rinieri aufgetragen hatte. Cicilia war schon völlig mit ihrem Liebhaber ein Wesen geworden, sie antwortete daher, wofern sie nur ihre Ehre dabei unverletzt bewahren wolle, sei sie bereit, zu thun, was ihr gefalle. Nastagia kehrte also zu Rinieri zurück und bewies ihm, daß Cicilia ganz bereit sei, ihn zum Manne zu nehmen, weshalb sie unter sich sorgfältig verabredeten, was zu thun sei. Nach einigen Tagen ließ die Muhme, welche das Mädchen unter ihrer

Obhut hatte, der Duftkrämerin sagen, sie wolle morgen mit ihrem Mädchen in ihren Garten kommen. Daher ordnete Nastagia mit den Liebenden die Feier der Vermählung an. Die Frauen kamen in das Haus der guten Alten und traten in den Garten; während nun Cicilia Blumen pflückte, an welchen der Ort sehr reich war, ließen sich die beiden Alten in ein Gespräch ein über ihre Einkäufe, über Leinwand und Spinnerei. Unter anderem sagte Nastagia zu der andern, sie wolle ihr eine bewundernswürdige Weberei zeigen, welche eine ihrer Töchter außer dem Hause mache, wenn sie jemand hätte, der sie ihr holte. Die Frau sagte: Wir wollen meine Magd darnach schicken.

Cicilia, schon von Allem zum voraus unterrichtet, sagte: Ach nein, Muhme, schickt nicht hin! Wenn es euch recht ist, möchte ich lieber, wir gingen nach Hause, denn es überfällt mich ein solcher Schlaf, daß ich die Augen kaum offen halten kann.

Ei, sagte Nastagia, Gott sei Dank, ich habe auch Plätze zum Schlafen in meinem Hause.

Dann wandte sie sich zu der Magd und sagte: Geh, wohin dich die Frau sendet! Cicilia wird schon eine Ruhestätte finden.

Die Magd ging hin, Nastagia aber nahm die Jungfrau bei der Hand und führte sie sammt der Muhme in ein Zimmer, legte sie aufs Bette, schloß die Fenster und endlich auch die Thüre und gab der Muhme des Mädchens den Schlüssel. Sodann gingen beide in den Garten und erwarteten die Magd, welche das Gewebe holen sollte. Die gute Alte hatte kurz, ehe die Frauen kamen, Rinieri in jener Kammer verborgen. Sobald er nun seine Cicilia hineingeschlossen hörte, kam er aus seinem Versteck hervor, ging an das Bette, nahm die Geliebte in den Arm, preßte sie fest an seine Brust und gab ihr Tausende von Küssen und ebenso sie ihm. Nach vielen gegenseitigen Liebkosungen vermählte sich

Rinieri mit ihr und auf die Versicherung des ehelichen Bundes pflückte er zu großer Wonne beider die ersehnte Frucht ihrer Liebe, ja sie hatten so viel Muße, daß sie sich mehrmals von neuem ihrer Wonne hingeben konnten. Unterdessen war nämlich die Magd eingetroffen und durch Nastagia's Geschicklichkeit kamen beide Frauen in ein langes Gespräch über die Weberei. Schon war es mehr als Abend geworden, da schien es Cicilia's Muhme, es sei nun Zeit, sich nach Hause zurückzuziehen. Sie ging mit Nastagia an das Zimmer, wo Rinieri sich in sein Versteck zurückgezogen hatte, und sie öffneten Thüre und Fenster. Das Mädchen schlief, denn nach der ausgestandenen Ermüdung hatte sie wol Grund dazu, die Muhme weckte sie und sprach: Willst du, Schlafhaube, den ganzen Tag verschlafen? Es ist Zeit, daß wir nach Hause gehen.

Cicilia rieb sich die Augen, stand auf und kehrte, viel heiterer, als sie gekommen war, nach Hause. Unterdessen war Messere Horatio zu Ohren gekommen, was auf dem zuvor erwähnten Balle zwischen den beiden Liebenden vorgefallen war. Daher faßte er den festen Entschluß, daß seine Tochter nirgends hin mehr weder allein noch in Begleitung gehen dürfe, und befahl, freilich zu spät, daß sie in seinem Zimmer schlafe. Nur allein vor Nastagia hütete er sich nicht, durch deren Vermittelung Cicilia von einer Jungfrau zur Frau geworden war; denn das Schicksal scheint zu wollen, daß man sich in solchen Fällen vor jedermann in Acht nimmt, nur vor denen nicht, wo es am nöthigsten wäre. Die beiden Liebenden waren über die neuen Beschränkungen unsäglich betrübt und da sie sich den Weg abgeschnitten sahen, zusammenzukommen, brachte den Bekümmerten nur das noch einigen Trost, daß Nastagia Botschaften hin- und hertrug. Kaum aber war ein Monat verflossen, seit Rinieri die Zusammenkunft mit Cicilia gehabt hatte, da fing ihr an die Eßlust zu vergehen und sie fühlte Übelkeiten, was sie Nastagia mittheilte.

Meine Tochter, sagte diese, ihr werdet wol schwanger sein.

Das fürchte ich auch, antwortete sie; und so bin ich das unglücklichste Geschöpf, das je mit einem Manne zu thun hatte, denn wenn das mein Vater merkt, so wird er mich ganz gewiß ums Leben bringen; auch wäre es leicht möglich, daß er Rinieri ermordete, denn ich weiß, wie weit sein Zorn geht, wenn er beleidigt ist.

Nastagia tröstete das Mädchen, ging weg und berichtete Alles Rinieri, welcher sich schnell besann, seine Frau in seine Heimat fortzunehmen. Bis er aber verschiedene Vorkehrungen getroffen hatte, welche ihm nöthig schienen, um sie sicher dahin zu bringen, gingen einige Monate vorüber und ihr Vater merkte untermittels, daß Cicilia schwanger war. Er war darüber so betrübt, als man nur über ein heftiges Unglück sein kann. Doch verschloß er sein Leid in sich, wollte auch nicht wissen, von wem sie schwanger war, und sein ganzes Trachten ging darauf, sie ums Leben zu bringen. Doch beschloß er, nicht selbst sich mit ihrem Blute die Hände beflecken zu wollen. Er rief einen gewissen Maltrova, seinen alten Diener, dessen er sich bediente, um denjenigen den Tod zu geben, die ihn beleidigt hatten. Er entdeckte ihm seinen Plan und brachte ihn mit leichter Mühe dazu, Cicilia zu ermorden; dann aber solle er so weit weggehen, daß man in Imola nichts mehr von ihm erfahre. Er versprach ihm dafür so viel Geld, daß er genug hätte, um überall davon leben zu können. Nachdem die Sache unter ihnen abgeschlossen und die Art der Ausführung verabredet war, führte Horatio Cicilia aufs Land unter dem Vorwand, einen Ausflug zur Erholung zu machen. Nachdem er einige Tage mit erheuchelter Heiterkeit dort gewesen war, kam eines Abends der verruchte Maltrova mit seiner Gattin, die nicht minder gottlos war, als er. Sie kamen in Messer Horatio's Haus und thaten, als kommen sie ganz unversehens an und wollen ihre Pferde

etwas ausruhen lassen, welche den Wagen zogen, auf dem seine Frau mit einigen Habseligkeiten saß. Der Verräther ward sammt seinem Weibe von Cicilia mit dem heitersten Gesichte empfangen; Messere Horatio war nämlich gerade abwesend, da er, um den Unmuth zu zerstreuen, der ihm das Herz beklemmte, mit einem Sperber auf die Wachteljagd gegangen war. Als er nach Hause kam und den Henker ansichtig wurde, hieß er ihn willkommen, es war schon spät, man setzte sich zu Tische und über dem Essen fragte Messere Horatio, wo ihre Reise hingehe. Die Alte antwortete, sie wollen ein Paar Hochzeiten von Verwandten mitmachen, welche in Massa gefeiert werden. Cicilia wich gerne den Blicken ihres Vaters aus in Besorgniß, er möchte merken, was er schon längst gemerkt hatte. Daher sagte sie bei dieser Mittheilung: Wie gerne ginge ich mit dahin, wenn es mein Vater erlaubte.

Und warum sollte er es nicht zugeben? sagte die Alte.

Weil, antwortete Messere Horatio, vorsätzlich seinen eigentlichen höchsten Wunsch verbergend, weil meine Tochter gar nicht gewohnt ist, umherzureisen.

Ei, sagte die gottlose Alte, die in den ganzen Plan eingeweiht war, wollt ihr, Messere, daß das Mädchen wie eine Nonne immer im Hause sich vergrabe? Vergönnt ihr doch auch je und je eine anständige Zerstreuung! Der Ort, wohin wir gehen, ist nicht weit, der Weg gut und ungefährlich, die Jahreszeit lädt zu Vergnügungen ein, bei den Hochzeiten werden viele adelige Fräulein sein, wie Cicilia, und ich will schon über sie wachen und ihr Gesellschaft leisten, als wäre es mein eigen Kind. Daher bitte ich euch, mir zu erlauben, daß sie mit mir kommt und mit meinem Manne, wir haben sie ja von Kindheit auf schon gepflegt und gewartet.

Messere Horatio that noch immer, als sei er nicht einverstanden, und die unglückliche Cicilia, welche nicht wußte, was das für Folgen haben werde, um was sie

so einfältig bat, bestürmte ihren Vater unablässig, ihr die Erlaubniß zu ertheilen. So bat also einerseits die Tochter, andererseits die böse Alte, und die andern, die im Hause waren, und am Ende stellte er sich zufrieden. Am Morgen ließ Messere Horatio Cicilia ein carmosinrothes Zendelkleid anziehen und übergab sie Maltrova und dem gottlosen Weibe auf ihren Wagen. Messere Horatio that, als wollte er seiner Tochter noch eine alte Frau zur Gesellschaft mitgeben; die andere aber sprach: Ihr habt wenig Zutrauen zu mir, Messere, daß ihr meint, sie brauche noch ein anderes Geleite, wenn ich bei ihr bin. Sollte ich etwa nicht verstehen, sie zu bedienen?

Der Vater schien sich auf diese Worte der Gottlosen zu beruhigen, das unglückliche Fräulein meinte eine Lustreise anzutreten und machte sich auf den Weg mit solchen, die sie zum Tode führten. Maltrova schlug den Weg gegen Ravenna ein und als sie in einen dichten Wald kamen, that er, als sei ein Holz am Wagen gebrochen, und sagte zu seinem Weibe und der jungen Frau, sie sollen aussteigen, damit er die zerbrochene Stange wieder in Ordnung bringe. Die zwei Frauen stiegen ab und als Cicilia auf dem Boden stand, nahm sie Maltrova beim Arme und sprach: Empfiehl deine Seele Gott, denn hier mußt du durch meine Hand sterben.

Die junge Frau war bei diesen Worten halb todt und fing an laut zu weinen und zu schreien.

Ach, Maltrova, sagte sie, sind das die Hochzeiten, zu denen du mich führen willst? Behandelt man so Frauen meines Gleichen?

Ja, antwortete der Verruchte, so behandelt man Weiber, die ohne Rücksicht auf die Ehre ihrer Familien thun, was du gethan hast, schnödes Weib! Hier soll deine Hochzeit gefeiert werden, wie es sich für dich gehört.

Aus diesen Worten erkannte die Unglückliche, daß der Vater ihren Fehltritt bemerkt und sie deshalb diesem

Manne übergeben habe, daß er sie umbringe. Dessenungeachtet warf sich die Unglückliche vor Maltrova auf die Knie und sprach weinend zu ihm: Ich leugne nicht, gefehlt zu haben; aber nichts desto weniger habe ich ja dich niemals beleidigt und dir keine Schmach angethan, wofür du dich rächen müßtest. Ach, wenn du nicht mit mir Erbarmen haben willst, so habe wenigstens Mitleid mit dem unglücklichen Geschöpfe, das ich unter dem Herzen trage. Gib nicht außer mir auch ihm den Tod, das noch nichts verbrochen hat, ja noch gar nicht geboren ist.

Dann stand sie auf und wandte sich an die grausame Alte.

Ach, meine Mutter, sprach sie, ich bitte euch, erlaubt doch nicht, daß ich von eurem Gatten, dem ich immer, wie ihr wißt, nur Freude machte, so grausam hingemordet werde!

Die mitleidslose Alte sagte nichts anderes zu ihr, als: Wenn dein Vater sich deiner nicht erbarmt hat, wie willst du, daß wir es sollen? Sterben mußt du, darum hab Acht, nicht mit dem Leib auch die Seele zu verlieren!

Da nahm sie Maltrova bei den Haaren und hob das Schwert auf, um ihr den Kopf abzuschlagen. Während er aber ausholte, faßte die Alte, in der in das Erbarmen Platz gegriffen hatte, doch das Mitleid mit dem jungen Weibe, sie hielt den Arm des Gatten auf und sprach zu der unglücklichen Cicilia: Wenn du uns versprichst, so weit wegzugehen, daß dich niemand kennt und nie jemand sagt, daß du noch am Leben bist, so will ich dir das Leben schenken.

Cicilia meinte, es sei eine Stimme vom Himmel in ihre Ohren gedrungen, sie versprach es ihr und schwur ihr bei Gott, es so zu machen. Da bewog die Alte ihren Gatten, wiewol mit Mühe, sie nicht umzubringen. Man nahm ihr nun den Rock von Zendel und alle Zieraten ab, welche ihre edle Abkunft andeuten konnten, und ließ sie im bloßen Hemde. Da schenkte ihr die Alte

einen schlechten sehr vertragenen Unterrock von ihr, welchen sie anlegte. Maltrova ließ sie im Walde allein, stieg auf seinen Wagen und fuhr weiter sammt den Kleidern der unglücklichen jungen Frau und Allem, was Messere Horatio ihm zu seinem Zwecke gegeben hatte. Aber kaum hatte er sich von Cicilia zehn Meilen weit entfernt, als eine Räuberbande sie überfiel und ihm und seiner Frau den verdienten Tod gaben; und mit Cicilia's Kleid nahmen sie ihnen Alles, was sie von Messere Horatio bekommen hatten und was sich auf mehr als vier Tausend Gulden in Gold belief. Aber die göttliche Gerechtigkeit fügte es, daß auch sie bald hernach den Lohn für ihre verbrecherischen Thaten bekamen, denn sie begegneten dem Polizeimeister von Ravenna, der mit einer starken Schaar ausgezogen war, sie gefangen nahm und vor den Richter führte, wo sie nach geleistetem Geständniß ihrer Mordthaten die gebührende Strafe fanden. Die unglückliche Cicilia hatte eingenäht in einen Gürtel, den sie unter dem Hemde auf dem bloßen Leibe trug, ein Paar hundert Goldgulden und einige Kleinode, denn da sie mit Rinieri von ihrem Vaterhause fliehen wollte, hatte sie schon angefangen, werthvolle Sachen zusammenzusuchen, um sie mit sich zu nehmen. Sie zog daher zwei Paar Goldgulden heraus und ging so lange durch den Wald weiter, bis sie den Weg nach dem Meere fand. Sie stieg in eine Barke, welche gegen Loretto ging und ließ sich nach dem Hafen von Ricanati führen. Dort fand sie ein frommes und ehrbares altes Weiblein, mit der sie ihre armselige Lebensweise theilte; sie hieß Isabella von Narne. Zwei Tage darauf fing Messere Horatio an, sich zu verwundern, daß Cicilia nicht zurückkehre. Er schickte einen seiner Leute nach Massa, wohin Maltrova gesagt hatte, daß sie auf die Hochzeit gehen wollen. Der Diener kehrte zurück und meldete, er sei nicht nur nicht dorthin gegangen, sondern es sei dort gar keine große Hochzeit gefeiert worden. Als Messere Horatio dies hörte,

fing er an zu schreien und zu wehklagen und den größten Schmerz zu heucheln und sich und sein Unglück zu verfluchen, das ihn verleitet habe, seine Tochter einem solchen Manne und Weibe anzuvertrauen. Er schickte Reitende nach allen Seiten, um zu sehen, ob man nicht eine Spur von Maltrova finden könne. Alle Leute in der Stadt bejammerten mit ihm einen so unerklärlichen Vorfall, wunderten sich aber unter sich, daß Messer Horatio sich diesem Manne in einer Sache von solcher Wichtigkeit anvertraut habe. Man wußte darüber nichts anderes zu sagen, als, nachdem Messere Horatio mit Hilfe dieses Menschen andern tausendfach Schmach angethan, habe Gott endlich diesen Vorfall gestattet, um zu zeigen, daß aus böser Handlungsweise und aus dem Umgang mit Bösen weiter nichts zu ernten ist, als Böses. Die Leute, die ausgegangen waren, um Maltrova zu suchen, kehrten zurück und sagten, er sei gar nirgends zu finden, sie haben aber gehört, im Hafen von Ravenna sei ein Schiff von Kaufleuten, die nach Otronto gesegelt seien, um von dort nach Constantinopel zu fahren; sie halten es für sicher, daß er mit diesem Schiffe entflohen sei und Cicilia dem Großtürken bringe, indem er denke, da sie so schön sei, einen großen Gewinn daraus zu ziehen. Messere Horatio schickte nach Otronto und erfuhr, das Schiff sei schon über acht Tage weggefahren. Nun stellte er sich als den unglücklichsten Vater, der da lebe (obwol ich glaube, daß sein Schmerz nicht ganz nur Verstellung war), und trauerte tief. Während dies in Imola vorfiel, gebar Cicilia im Hause der guten Alten einen wunderschönen Knaben, dem sie den Namen Rinieri beilegte, um durch den Namen ihres Kindes die Sehnsucht um ihren Gemahl zu lindern, welche sie verzehrte und dem sie sich doch nicht zu entdecken wagte theils wegen des Eides, den sie Maltrova hatte schwören müssen, um nicht wider Gott zu sündigen, theils weil sie fürchtete, es könnte ihrem Vater zu Ohren kommen, und er würde

dann sie beide umbringen lassen, nachdem sie schon einmal seine Grausamkeit erprobt hatte. Cicilia's Schicksal ward in der ganzen Romagna bekannt und kam auch zu Rinieri's Ohren, welcher höchst betrübt darüber nach Imola ging und von Nastagia zu erfahren suchte, was an der Sache sei. Als er nun kein Mittel sah, Cicilia wiederzufinden, nahm er den Dolch, den er an der Seite trug, und wollte sich erstechen. Nastagia aber gab es nicht zu und überredete ihn, seine Frau aufzusuchen, denn sie sei versichert, wenn er eifrig suche, werde er sie finden und einst noch glücklich mit ihr zusammen leben. Rinieri ergriff diesen Rath und ging, ohne weiteres Merkmal anzugeben, nachdem er erkundet hatte, welchen Weg Maltrova eingeschlagen habe, nach dieser Richtung hin. Nachdem er lange gesucht, fand er einen Schäferknaben, welcher sagte, er habe gesehen, wie einer eine junge Frau umbringen wollte, die er auf dem Wagen gehabt, und er glaube auch, er habe sie umgebracht, denn er habe sie später nicht mehr gesehen. Auf diese Kunde war Rinieri so betrübt, daß es nicht zu sagen ist. Als er weiter ging, fand er einen andern, der ihm sagte, der Mann auf dem Wagen sei nebst einem alten Weibe von Räubern umgebracht worden, eine junge Frau habe er aber nicht bei sich gehabt. Rinieri dachte, nun brauche er nicht weiter zu gehen, denn er war nun überzeugt, daß nach der Aussage des Hirtenknaben seine Geliebte todt sei. Er wollte daher nach Imola zurückkehren und sich auf demselben Bette den Tod geben, auf welchem sie ihre Vereinigung gefeiert hatten. Aber siehe da, während er diesen Gedanken nachhing, sah er einen Mann kommen, welcher das Kleid anhatte, das Cicilia trug, als Maltrova sie umbringen wollte. Rinieri erkannte es sogleich für dasselbe, welches das Fräulein auch an dem Tage trug, wo er und sie ein Paar wurden. Er fragte ihn freundlich, wo er es herhabe, und erhielt zur Antwort, er habe es in Ravenna in einem Juden-

laden gekauft. Rinieri bat ihn, mit ihm nach Ravenna zurückzukommen, und er war es zufrieden. Sie gingen beide nach der Stadt, der Fremde führte ihn dahin, wo er das Kleid gekauft hatte, und Rinieri erfuhr von dem Juden, es habe einigen Räubern gehört, die in Ravenna gehenkt worden seien. Rinieri begab sich zu den Richtern und den Notaren des Amtes, erforschte, was sie bei den Räubern gefunden und von ihnen erfahren haben, und diese zeigten ihm denn unter Anderem einen Brief, welchen sie Maltrova nebst einer Geldsumme abgenommen. Er hatte denselben gleich, nachdem er Cicilia verlassen, geschrieben, um ihn dem ersten vertrauten Boten zu übergeben, den er fände; er benachrichtigte darin Messere Horatio, daß er seinem Auftrage gemäß seine Tochter umgebracht habe. Rinieri nahm den Brief und kaufte das Kleid zurück, mit dem festen Entschluß Rache zu nehmen für die Frau, die er wie sein Leben liebte. Er begab sich daher zu dem Präsidenten der Romagna, welcher gerade in Cervia war, überreichte ihm den Brief und bat, ihm Gerechtigkeit nicht zu versagen. Dem Präsidenten war der Vorfall mit Cicilia bereits gemeldet worden und er hegte bei sich die Überzeugung, daß der Vater um das ihr zugestoßene Schicksal sicher wissen müsse. Als er daher den Brief sah, verfügte er sich alsbald nach Imola und ließ in der folgenden Nacht Messere Horatio verhaften und ins Gefängniß setzen. Am Morgen ließ er ihn vorführen und fragte ihn, was aus seiner Tochter geworden sei. Bei dieser Frage ging ihm ein Stich durchs Herz. Doch machte er, so gut er konnte, ein heiteres Gesicht und sagte, er wisse nicht mehr davon, als die ganze Stadt. In diesem Augenblicke trat Rinieri unvermuthet hinter einem Bette hervor, wo ihn der Präsident hatte verbergen lassen, trat Messere Horatio entgegen und zeigte ihm Cicilia's Kleid mit den Worten: Ha, alter Schurke, kennst du dieses Kleid? Übergabst du nicht dem Maltrova deine Tochter in diesem

Aufzuge, damit er sie umbringe? Gabst du ihm nicht so und so viel Goldgulden und Kleinodien?

Er war nämlich vom Amte in Ravenna vollständig unterrichtet, weil die Räuber bekannt hatten, welche Habseligkeiten dem Maltrova abgenommen worden waren.

Gabst du sie ihm nicht, damit er dies ausführe? Kennst du diesen Brief, gottloser Mensch!

Bei diesen Worten zeigte er ihm Maltrova's Brief.

Lies ihn und du wirst sehen, grausamer Mann, daß der verruchte Henker dein Verlangen erfüllt hat.

Der arme Alte las den Brief, sah das Kleid und da er sich so bis ins Einzelne den Hergang vorerzählen hörte, wußte er nicht, was er antworten sollte, und stand wie versteinert, denn er konnte sich gar nicht erklären, wie dieser Mensch das alles wisse. Da nun der Präsident sah, daß er in diesem Grade allen Muth verloren hatte, hielt er ihn mit Überzeugung für schuldig und sprach zu ihm: Behandeln Väter ihre Töchter so, Messere Horatio? Aber ihr sollt so dafür gestraft werden, daß es euch jammern soll.

Der arme Schelm antwortete: Ja, so machen es die Väter, wenn sie die Schmach nicht ertragen können, die ihre Töchter der Familie anthun, indem sie sich Männern hingeben, die nicht ihre Gatten sind.

Darauf erwiderte Rinieri: Nur ihrem Gatten hatte sich Cicilia hingegeben, Verruchter, von ihm war sie schwanger, sonst von keinem; und dieser bin ich. Aber ich danke Gott, daß deine Züchtigung dich erwartet; und nicht mit einem Tode allein solltest du gestraft werden, sondern mit zweien, wenn du zweimal sterben könntest, da du mit einem Male die Tochter und den unschuldigen Enkel ums Leben gebracht hast.

Da sprach Messere Horatio zu Rinieri: Hätte ich dich nur früher, als jetzt gekannt, so hättest du nicht Zeit gefunden, mich anzuklagen; jetzt aber sterbe ich nur darum ungerne, weil du am Leben bleibst; dir aber ge-

bührte eine weit größere Strafe, als mir, weil du die erste Ursache des ganzen Unheils bist. Und der Herr Präsident handelt unrecht, wenn er dich nicht züchtigt und dich lehrt, den Vätern freie Hand zu lassen in Verheirathung ihrer Töchter.

Die Ehen sind frei, Messere Horatio, antwortete der Präsident, und wenn die Töchter sich nach ihrem Wunsche verheirathen, darf man sie deshalb nicht umbringen.

Nach diesen Worten ließ er Messere Horatio wieder ins Gefängniß bringen unter sorgfältige Bewachung und zeigte dem Papste an, wie die Sache stehe. Dieser schrieb ihm zurück, er solle ihm ihn nach Rom schicken. Der Präsident schickte ihn hin, der Papst ließ ihn sogleich verhören und fand ihn zweier Tode schuldig, darum wurde er verurtheilt, geköpft zu werden, nicht sowol, um ihn für die Ausführung des Todes zu bestrafen, als weil er jenen Mörder mit Geld zu einer so verbrecherischen That bewogen hatte; damit er ein abschreckend Beispiel würde für die Welt und zeigte, welche Strafe diejenigen verdienen, die solche Bösewichte zum Morde anderer, namentlich der eigenen Angehörigen mit klingender Münze dingen. Messere Horatio war, wie wir gesagt haben, in seiner Heimat ein Mann von edlem Hause und großem Vermögen; deshalb hatte er auch einen weiten Ruf, und er war nicht so bald zum Tode verurtheilt, als sich das Gerücht davon da- und dorthin verbreitete. So kam es auch nach Recanati zu Cicilia's Ohren. Diese Nachricht berührte sie schmerzlich, und so sehr sie Rinieri liebte, so hörte sie doch mit großem Misfallen, daß er es gewesen sei, der ihren Vater zum Tode gebracht habe. Sie beschloß daher, ihn zu retten, und meinte, den Eid, den sie dem Maltrova habe leisten müssen, sich nicht zu offenbaren, dürfe sie unter solchen Umständen wol brechen und sie könne das thun, ohne Gott zu verletzen. Daher nahm sie Abschied von der guten Alten, machte sich mit ihrem Söhnchen auf den Weg und langte gerade an

dem Tage in Rom an, wo Messere Horatio zur Richtstätte geführt wurde. Als Cicilia auf den Platz kam, wo das Todesurtheil vollzogen werden sollte, und den Henker sah mit dem Schwert in der Hand, bereit ihm den Kopf abzuschlagen, da drängte sie sich gewaltig durch das Volk und fing an zu schreien, was sie konnte: Halt ein mit deinem Schwert, halt ein mit deinem Schwert, Scherge! Der wackere Mann hat den Tod nicht verdient, denn sie lebt sammt ihrem Kinde, um derenwillen er zu diesem grausamen Tode verurtheilt wurde.

Alles anwesende Volk wandte seine Blicke nach diesem Schreien und sah die junge Frau mit dem Knäblein im Arme, das war das schönste Kind, das je ein sterbliches Auge erblickte, und wegen des Mitleids, das alle mit Messere Horatio hatten, ließ man die Hinrichtung nicht vollziehen, denn man dachte, es könne die Tochter des Edelmanns sein. Cicilia kam mit ihrem Söhnchen im Arme auf das Schafott, wo der Unglückliche kniete mit auf den Rücken gebundenen Händen, den tödtlichen Schlag erwartend. Sie fiel ihrem Vater um den Hals und rief: Ach, liebster Vater, seht hier eure unglückliche Tochter, die Gott sei Dank noch lebt und die euch in so großer Noth auch das Leben bringt, gänzlich vergessend, daß ihr sie dem verruchten Maltrova übergeben habt, um sie zu ermorden. Seht hier bei ihr euren Enkel, um dessenwillen euch auch mit ein so schlimmes Loos getroffen hat. Verzeiht mir, lieber Vater, wenn ich euch beleidigt habe, und nehmt von mir euer Leben an!

Bei diesen Worten fühlte sich ihr Vater seine Empfindungen so das Herz beklemmen, daß er keine Sylbe hervorbrachte. Er weinte vor Rührung und hätte seine Tochter gerne umarmt und ihr das liebe Kind abgenommen, wenn dem Armen nicht die Hände gebunden gewesen wären. Rinieri, welcher dabei war, um dem Schwiegervater den Kopf abschlagen zu sehen, und seine Frau lebendig und mit dem wunderschönen Söhnlein auf den Armen erblickte,

erkannte sie sogleich. Wie närrisch lief er auf sie zu, umarmte sie vor allem Volk nebst dem Kinde und auch sie umarmte ihn. Daraus erkannte denn jedermann, daß es die Tochter des Messere Horatio und daß der Jüngling ihr Gatte war. So kamen aus Freude und Mitgefühl allen die Thränen in die Augen. Der Gerichtshauptmann that dem Papste den Vorfall zu wissen, der denn höchlich verwundert Messere Horatio und die andern vor sich führen, sich alles Einzelne genau erzählen ließ und Gott lobte, daß die junge Frau so zeitig eingetroffen sei. Er tadelte die Tochter, daß sie ohne Wissen ihres Vaters sich vermählt habe, und Messere Horatio, daß er darum sie hatte ans Messer liefern wollen. Am folgenden Tag aber ließ er ein kostbares Mahl bereiten und die unter den zwei Liebenden heimlich geschlossene Ehe von neuem in seiner Anwesenheit feierlich einsegnen nach vorgängiger Zustimmung des Vaters. Dieser ließ seiner Tochter und seinem Enkel all sein Vermögen als Erbgut und ging, der Welt satt, in ein Mönchskloster, wo er sein Leben fromm beschloß. Rinieri aber lebte mit Cicilia fortwährend in glücklicher Eintracht und beide dankten Gott, daß er sie nach solcher Bekümmerniß für so große Wonne aufgespart.

---

## 56. Delio und Dafne.

(2, 7.)

In der Stadt Ferrara, die zwar vielen andern Städten Italiens an Alter, keiner einzigen aber an innerem Werthe und Berühmtheit nachsteht, theils wegen der Milde und Gerechtigkeit ihrer Beherrscher, theils wegen der Schönheit ihrer Lage, der Pracht ihrer Paläste,

der Fruchtbarkeit des Landes, der Tugenden und Fähigkeiten der ausgezeichneten Geister, die in ihr blühten, lebte ein Jüngling Namens Delio, von edler Familie und von guter Erziehung, der, als er kaum sieben Jahre alt war, anfing, in dem Hause eines Messer Gianni Mazzo, das der Wohnung seines Vaters schräg gegenüber lag, vertraut aus- und einzugehen. Es hatte dieser Edelmann eine reizende anmuthige Tochter, von vierzehn Jahren, die, ich weiß nicht, ob wegen ihres eigentlichen Namens, oder wegen der besondern Reize, die man an ihr wahrnahm, von ihren Hausgenossen und der ganzen Nachbarschaft Dafne genannt wurde. So oft nun Delio mit dieser Jungfrau sprach, scherzte sie mit ihm, angesehen, daß er ein sehr artiger Knabe war, liebkoste ihn nach Mädchenweise und fragte ihn um dies und das. Delio, der noch in zu frühem Alter stand, um das Feuer der Liebe in seiner Brust aufzunehmen, blieb aber doch immer gern bei ihr, scherzte gerne mit ihr, und wenn es einmal vorkam, daß die Jungfrau ihn in die Arme nahm, so meinte er eines Vorschmacks der Himmelsfreuden theilhaftig zu sein. Während solchergestalt dieser Liebeshandel seinen Fortgang hatte, wuchs Delio zu dem Alter von vierzehn Jahren heran, und ward aus dem kindischen Wohlgefallen, das er an Dafne und ihrer Gegenwart empfand, in seinem Herzen allmälig eine so starke Leidenschaft, daß es vor krankhafter Sehnsucht nirgends mehr Ruhe fand, als bei ihr. Er liebte und besuchte sie häufiger und heftiger, als zuvor, und Dafne ging es ebenso, denn sie war für ihn entbrannt, so gut als er für sie. Die beiden jungen Leute hielten nun zwar das Feuer in ihrer Brust verschlossen, aber doch merkten es die beiderseitigen Eltern. Deshalb wurde das Mädchen von den Ihrigen sorgfältiger, als bisher, gehütet, Delio aber fortan verboten, sie zu besuchen; und dies geschah nicht allein von Seiten des Mädchens, sondern auch von Seiten Delio's. Denn so wie Delio's Eltern fürch-

teten, die Liebe zu Dafne, die sie an ihm verspürten, möchte ihn von den philosophischen Studien abziehen, die sie ihn bereits hatten beginnen lassen, so begaben sie sich mit ihm auf einen zwölf Meilen von der Stadt entfernten Landbesitz und nahmen einen sehr geschickten Lehrer mit sich, damit er ihn auf dem bereits eingeschlagenen Pfade der Wissenschaft zu einem löblichen Ziele führe. Sie hielten dafür, durch Delio's Entfernung von der Ursache seiner Liebe die ihn verzehrende Flamme erlöschen zu sehen. Wie sich nun aber die Liebenden nicht nur der süßen Gewohnheit des Zwiesprachs, sondern auch der Möglichkeit, sich zu sehen, beraubt fanden, geriethen sie beide wie außer sich selbst und kannten keinen Augenblick der Ruhe mehr, als den ihnen die Kunde gab, die eins vom andern vernahm. Ja, Delio der jüngere, und der vielleicht minder fähig war, der geheimen Macht der Liebe Widerstand zu leisten, erkrankte so gefährlich, daß er nach Ferrara gebracht und ärztlichen Händen übergeben werden mußte, die sich mit größtem Eifer um seine Wiederherstellung bemühten. Aber weil das Heilmittel für seine Krankheit nicht im Bereiche der ärztlichen Kunst lag, schlugen auch die Arzeneien nicht an. Zu dieser Zeit ersah Dafne, die um der Krankheit des Jünglings willen vielleicht ebenso großen Schmerz empfand, als der Leidende selbst, eines Tages von ungefähr einen zehnjährigen Bruder Delio's, von dem sie hörte, daß weder sein Vater noch seine Mutter eben zu Hause sei, und dem sie deshalb ein Sträußchen Damascenerrosen gab mit der Bitte, es seinem kranken Bruder von ihr zu bringen und ihm ihre herzlichen Grüße zu sagen. So einfältig der Knabe die Blumen von der Jungfrau nahm, so dienstfertig und liebreich trug er sie seinem Bruder hin. Als Delio das Geschenk sah, das ihm von derjenigen kam, von der sein Leben abhing, als er den Gruß hörte, den sie ihm sandte, fühlte er so innige Freude, daß der Geruch der Blumen und die Vorstellung dieser Liebesbezeugung seines Mädchens

sein Befinden merklich besserten. Er ließ sich von seinem kleinen Bruder Schreibzeug reichen, und dankte so gut er konnte in einem zärtlichen Briefe, den er mit zitternder Hand schrieb, dem Mädchen aufrichtig dafür, daß sie durch ihren Gruß und das Geschenk dieser schönen Blumen ihn wieder zum Leben geweckt habe; und in Ermangelung eines zuverlässigeren Boten gab er den Brief eben wieder dem Kinde zur Bestellung an das Mädchen. Er hatte dem Kleinen allerdings eingeschärft, den Brief niemanden zu übergeben, als ihr. Das Schicksal wollte aber Delio auch in diesen geringen Trost sein Gift mischen, denn das unbefangene Kind trat zu dem Mädchen in das Zimmer, worin sie mit ihrer Mutter saß, hielt ihr den kleinen Zettel hin und sagte: Nehmt, das sendet euch mein Bruder.

Die Jungfrau ward an der Seite ihrer Mutter feuerroth im Gesicht und wollte den Brief nicht nehmen. Als die Mutter dies sah, nahm sie ihn, las ihn, und da sie sah, woher er kam und was sein Inhalt war, erhob sie einen großen Lärm gegen ihre Tochter, zerriß ihn in deren Gegenwart, schalt den Knaben, der ihn ihr gebracht hatte, heftig aus und hätte ihn beinahe mit Schlägen fortgejagt. Der kleine Knabe lief zu seinem Bruder zurück, sagte ihm indessen kein Wort von dem erlittenen Ungemach, weil ihn seine erste Unachtsamkeit behutsam gemacht hatte, keine zweite zu begehen, und hinterbrachte ihm im Gegentheile, Dafne habe den Brief mit Freuden empfangen und empfehle sich seinem Andenken. Über diese Nachricht war Delio so sehr erfreut, daß er in kurzem seine Gesundheit wiedergewann. Und von dem Verlangen getrieben, die Jungfrau, in der seine Seele lebte, wiederzusehen, ließ er sich seine völlige Herstellung selbst so angelegen sein, daß er in wenigen Tagen im Stande war, auszugehen und zu spähen, ob er seine Geliebte erblicke. Indem er nun nach diesem Troste strebte, siehe da kam von Dafne abgesandt ihre Amme auf ihn zu

und erzählte ihm, was durch die Unbedachtsamkeit des Knaben vorgefallen sei und wie Dafne aus diesem Grunde in so strengem Gewahrsam gehalten werde, daß sie noch nicht einmal so viele Freiheit gehabt habe, die Feder zu ergreifen, um ihm ihre Betrübniß schriftlich zu schildern. Es läßt sich nicht sagen, wie empfindlich den Jüngling diese Botschaft traf. Da ihm jeder persönliche Umgang mit seiner Geliebten benommen blieb, so verabredete er mit der Amme, ihr zu schreiben und sich brieflich das mitzutheilen, was sie bei der Hut, unter welcher die Jungfrau stand, einander nicht erzählen konnten. Indem sie nun so in geheimem brieflichen Verkehr ihre Liebesgluthen hegten, ging eine geraume Zeit hin; und bei so großem Misgeschick schien es ihnen eine große Erquickung in ihrer Qual, wenn sie Briefe von einander lesen durften. Unterdessen hatte Messer Gianni die vollständige Gewißheit erlangt, Delio's Vater hege durchaus nicht die Absicht, Dafne mit seinem Sohne zu verheirathen. Da diese nun bereits einundzwanzig Jahre alt geworden war, beschloß er, sie sogleich einem andern zur Frau zu geben. Er sprach daher hierüber mit seiner Tochter und setzte ihr mit vielen Gründen auseinander, sie könne unmöglich länger so bleiben, wie sie sei; er habe ihr schon einen ihrer würdigen Gatten ausersehen. Vater und Tochter hatten über diesen Gegenstand ein langes Zwiegespräch, bei dessen Ende das Mädchen dem Vater die Bitte vortrug, er möge ihr gestatten, noch eine Zeit lang bei ihm zu bleiben. Er erwiderte ihr aber, sie sei nicht dazu geboren, ihr ganzes Leben im elterlichen Hause zuzubringen, und bei reiflichem Nachdenken, werde sie gewiß einsehen, daß er blos auf ihr eigenes Beste Bedacht nehme. So verließ ihn Dafne, das Herz mit bitterem Leidwesen erfüllt, und suchte ihre Amme auf, bei der sie sich heftig über die Äußerungen ihres Vaters beklagte. Die Amme tröstete sie so gut sie vermochte, indem sie ihr den Rath gab, in einem warmen und liebevollen Briefe Delio alles

mitzutheilen, was ihr Vater gesagt hatte. Und so schrieb sie ihm denn und bat ihn inständig, da sie all ihr Glück auf ihn setze, möge er nicht zugeben, daß sie, um auf immer alle Freude zu verlieren, in die Hände eines andern komme, was, wenn er sie liebe, wie er ihr immer versichert habe, ihm nur zum größten Leidwesen gereichen müßte. Die Amme überbrachte dem Jüngling den Brief und fügte zu Dafne's feurigen Worten noch selbst alles Dasjenige hinzu, was ihr geeignet schien, das Gemüth des Jünglings zu bewegen, auf die ehrbaren Wünsche Dafne's, die sie gesäugt und auferzogen hatte, einzugehen. Doch bedurfte es dazu nicht vieler Worte, denn Delio war nur allzusehr eben dazu geneigt. Er las den Brief der Geliebten, hörte die Worte der Amme an und erwiderte, Dafne sei seine Seele, ohne sie gebe es für ihn kein Gut auf Erden, und er hätte wol gewünscht, daß es dem Himmel gefallen haben möge, daß auch sein Vater so gesinnt sei, denn er würde dann nicht gewartet haben, bis ihm von ihr Briefe und Botschaften zugekommen wären, die ihn dazu ermunterten, wornach über Alles in der Welt seine Sehnsucht stehe. Da die Dinge nun aber gegenwärtig so weit gekommen seien, wie er sie erblicke, so werde er nicht unterlassen, alles Mögliche zur Erfüllung ihrer beiderseitigen Wünsche zu thun. Die Amme hatte ihn auch kaum verlassen, als der tief niedergeschlagene Delio einen seiner Verwandten, der bei seinem Vater in großem Ansehen stand, in sein Vertrauen zog und ihn bat, allen seinen Einfluß bei seinem Vater aufzubieten, daß, nachdem er sich Dafne zur Ruhe seines Lebens erwählt, derselbe ihn nicht ihrer beraube, denn er würde sein Leben lang dadurch unglücklich werden. Der wackere Mann empfand Mitleid mit dem Jüngling und ging zu dem Vater, dem er mit aller möglichen Eindringlichkeit auseinandersetzte, was ihm Delio selbst vorgestellt hatte, und alle Gründe zu bedenken gab, die er für dienlich erachtete, um die Wünsche des Sohnes

durchzusetzen. Messer Christofano, so hieß Delio's Vater, war ein gemäßigter, weiser und verständiger Mann, wie kein anderer in seiner Stadt. So liebreich er auch gegen seinen Sohn gesinnt war, meinte er doch nichts desto weniger, in dem, was sein wahres Wohl betreffe, weiter, als er selbst zu sehen, und hatte fest beschlossen, das Mädchen nimmermehr als seine Schwiegertochter aufzunehmen. Er äußerte sich also, er liebe Delio über alles Maaß, und wenn er mit ihm sprechen wolle, so werde er ihm in keinem Punkte entstehen, wo er einsehe, daß es sich um seinen Nutzen oder um seine Ehre handle. Der ehrliche Fürsprecher berichtete dem Jüngling von dieser Unterredung Wort für Wort. Wiewol er die Äußerungen des Vaters als sehr liebevoll erkannte, so hoffte er dennoch nicht mehr, als zuvor. Die Überzeugung jedoch, daß es mit ihm nicht schlimmer werden konnte, als es war, bestimmte Delio, die Unterredung zu versuchen. Er suchte sich daher die rechte Zeit und Gelegenheit aus, eröffnete mit der schuldigen Ehrerbietung dem Vater seine Absicht und verband damit die eindringlichsten Bitten, die er wußte, um seine Wünsche durchzusetzen. Der Vater hörte ihm ganz freundlich zu und nachdem jener fertig war, begann er mit halb finsterem halb heiterem Gesichte also: Lieber Sohn, ich habe sehr wohl deine Wünsche verstanden; sie würden dir aber nicht so verständig vorkommen, wie du jetzt meinst, wäre dir erst eine weitere Einsicht in die Folgen gegönnt, welche diese deine jugendliche Lüsternheit zuletzt nach sich ziehen muß, und die gerade das Gegentheil dessen sind, was dir als dein höchstes Wohl erscheinen mag. Denn abgesehen davon, daß dein gegenwärtiges Alter vielmehr ein kindisches, als ein zur Ehe taugliches zu nennen ist, und daß deine bereits aufs Beste eingeleiteten Studien, zu einem glücklichen Ausgange gefördert, dir einen guten Ruf verschaffen und eine Frau von ganz anderem Stande verdienen können, als du jetzt verlangst, gehe ich zu

deiner Äußerung über, diese Jungfrau sei deine Ruhe und Zufriedenheit, so muß ich dir sagen, wofern dem also wäre, solltest du gewiß und wahrhaftig nicht nöthig haben, mich mit Bitten zu bestürmen, daß ich sie dir zur Frau gebe. Aber eben weil ich klar sehe, was deine thörichte Begierde dich nicht sehen läßt, weil sie dir das Auge des Geistes geblendet hat, erkläre ich dir, erkörest du Dafne zu deinem Weibe, so wäre es eben nichts anderes, als trautest du dir eine ewige Plage an. Denn betrachten wir zuvörderst die Beschaffenheit dieser Jungfrau, so ist es ein höchst unnatürlicher und ungewöhnlicher Fall, daß du dich in Liebe zu ihr entzünden mochtest, während du kaum dein funfzehntes Jahr erreicht hast, sie aber eins weniger als zweiundzwanzig alt ist; sodaß bei dem ersten Sohne, den sie dir gebären würde, ganz unzweifelhaft der Umstand einträte, daß sie vielmehr deiner Mutter, als deiner Gattin ähnlich sähe; und wenn sie gar erst mehr als Ein Kind von dir hätte, würde sie so welk werden, daß sie dir selbst unkenntlich würde und mit der nächsten Zeit nach der Sättigung deiner jugendlichen Lüste dir fürwahr so lästig fiele, daß du sie ungern dir entgegenkommen sähest. Ich selbst, mein lieber Sohn, nahm in meinem fünfundvierzigsten Jahre deine Mutter zur Frau, die damals noch nicht in ihrem achtzehnten Jahre stand, und mir will es scheinen, ich habe dies zur rechten Zeit gethan und als wäre sie eben alt genug für mich. Nun bedenke du wohl, was aus dir werden würde, wenn du in diesem deinem zarten Alter dieses Mädchen nähmest. Nächstdem nimmt man eine Frau zur Ruhe und Bequemlichkeit des Hauswesens; du weißt nun, wie wenig Dafne deiner Mutter behagt und wohlgefällt, und begreifst leicht, daß von zwei unvermeidlichen Dingen nothwendig eines geschehen müßte, wäre sie deine Frau: entweder gäbe es zwischen Schnur und Schwiegermutter stets Mishelligkeiten und Zwist, eine Sache, die in dem zwischen deiner Mutter und mir obwaltenden Frieden

eine Störung machen könnte, oder du trenntest dich mit deiner Frau von uns. Die Liebe aber, mit der ich dich erzogen und vor allen meinen andern Kindern bevorzugt habe, verdient meines Bedünkens nicht, daß du jetzt in diesem meinem Alter mich verläßst, da du ganz besonders derjenige bist, auf den ich als auf meine festeste Stütze meine Ruhe gebaut habe, daß du mich verläßst, sage ich, um eines solchen Frauenbildes willen, das weder für das schönste noch für das edelste dieser Stadt gelten kann.

Mit Thränen in den Augen endete hier der Greis seine Rede. Von der Ehrfurcht überwunden, die Delio gegen seinen Vater hegte, und gerührt von seinen letzten Worten, konnte er nicht anders, als sagen, daß er zwar mit der geliebten Jungfrau sein höchstes Gut in diesem Leben verlieren werde, daß er sich aber den väterlichen Geboten eher als gehorsamer Sohn fügen werde, als Gründe anführen, welche den von ihm gegebenen entgegenstehen könnten. Hier brachen sie die Unterredung ab. Indessen hatten Vater und Sohn noch viele ähnliche Gespräche über denselben Gegenstand, doch Delio versuchte sein Glück jedesmal ohne bessern Erfolg. Messere Gianni versprach seine Tochter einem andern Jüngling und so wurde beiden Liebenden jede Hoffnung benommen, sich durch das Band der Ehe vereinigen zu können, was ihnen den bittersten Schmerz verursachte. Als nun Dafne bereits verheirathet war, trug es sich zu, daß sie mit Delio auf einer Hochzeit zusammenkam, wo ihnen die Gelegenheit ward, lange miteinander zu sprechen. Daselbst sagte Delio: Ich danke dem Glücke, Dafne, das mir heute nach so viel Widerwärtigkeiten, die es mir hat zustoßen lassen, die Gunst gestattet, euch zu sehen und zu hören und mit euch sprechen zu dürfen. Wenn auch mein Unglück und die Härte anderer bewirken konnten, daß ich euch jetzt an eines andern Mannes Hand sehen muß, so wird es ihnen doch nimmermehr gelingen, weder

mein Herz von euch abzuwenden, noch euer Bildniß, das in meine Brust eingegraben ist, zu verlöschen, noch mein eifrigstes Verlangen zu erkälten, euch immer wohlgefällig zu sein; und es gereicht mir zum höchsten Troste, einzusehen, daß mein Andenken bei euch ebenso lebt, wie das eurige in mir lebt und immer dauern wird, so lang ich selbst lebe.

Mit einem schweren Seufzer antwortete ihm Dafne: Delio, du kannst aus freiem Willen erkennen, wie sehr es mich schmerzen muß, daß es zwischen uns zu einem solchen Gespräche kommen mußte. Da mich aber unser hartes und ungerechtes Geschick weder die deinige sein noch dich besitzen läßt, so werde ich zwar zeitlebens elend bleiben; da aber die Pflicht der Keuschheit mich nöthigt, dem anzugehören, der mir aufgezwungen worden, beschwöre ich dich bei aller Liebe, die ich immer für dich hegen werde, und bei dem Eifer für meine Ehre, den ich bei all deiner Liebe zu mir immer in dir wahrgenommen habe, daß es dir gefallen möge, weder meinem Gatten noch einem andern Menschen Veranlassung zum Argwohn zu geben, denn du würdest nur meinen Ruf beflecken und Zeit und Mühe vergeuden. Ich werde dich immerdar lieben, aber fernerhin dir mit anderem Verlangen und für ein anderes Ziel, als zuvor, zugethan sein; denn damals liebte ich dich, weil ich dich zum Manne bekommen konnte; von nun an will ich dich lieben, als wärest du mein Bruder. Laß uns der Nothwendigkeit uns fügen, Delio, und nichts anderes wollen und wünschen, als was mit meiner Ehre sich verträgt.

Delio lobte Dafne's ehrbare Vorsätze, dankte ihr für ihre Zuneigung und so endete ihre Unterredung. Die junge Frau lebte noch einige Monate mit ihrem Gatten, der sie viel schlechter behandelte, als er bei ihrer Güte und Sanftmuth hätte verantworten können, ließ aber dessen ungeachtet keinen Gedanken in sich aufkommen, der der Sittsamkeit zuwider gewesen wäre. Um diese

Zeit suchte eine schwere grausame Pest nicht nur die Stadt Ferrara, sondern ganz Italien heim, und es erfolgte aus ihr an allen Orten unter den Menschen eine so große Sterblichkeit, daß es ein Graus und Entsetzen war, in den von Kranken und unseligen Leichen ganz überfüllten Städten zu sein. Auch Messere Christofano's Haus blieb damals von der verderblichen Seuche nicht unverschont, und obgleich er sich auf das Land begab und alle Vorkehrungen und Arzeneien anwandte zur Heilung der Kranken und Bewahrung der Gesunden, vermochte er doch weder sich noch seine Frau noch alle seine Kinder vom Tode zu erretten. Auch Delio wurde von der Krankheit ergriffen, aber kam durch Gottes Gnade glücklich davon. Wie er nun eben nach Ferrara zurückkehrte und an das Thor der Stadt gekommen war, erblickte er Dafne's Amme, die er sogleich befragte, wie es um ihre Herrin stehe.

O weh, Delio, rief sie, es geht so gar schlimm mit ihr, daß es mir das Herz zerbricht. Die Pestilenz ist in ihrem Hause ausgebrochen, ihr Mann ist entflohen und hat sie ganz allein und hilflos zurückgelassen.

Auf diese Worte warf der von Mitleid mit der Frau tief ergriffene Jüngling alle Rücksicht auf Todesgefahr beiseit, die er selbst mit seiner Familie jüngst erst überstanden hatte, und ebenso den Schauder vor den Todesfällen der Seinigen, die er mit angesehen, Dafne's Errettung ging ihm seiner eigenen und allem Andern vor und er eilte an ihr Haus. Nachdem er an die Thüre geklopft, erschien Dafne, welche allein im Hause war, am Fenster und meinte, wie sie Delio wahrnahm, einen Engel des Himmels zu sehen, der gesandt sei, ihr in ihrem Elende hilfreich beizustehen. Vom Fenster aus sprach sie weinend zu ihm: Es ist so gekommen, Delio, wie ich immer meinte, daß es kommen müsse, wenn ich nicht dich zum Mann erhielte, daß ich nämlich die elendeste unglücklichste Frau geworden bin, die auf Erden lebt.

Denn ich Arme erfahre jetzt zu meinem unsäglichen Schmerz, daß es noch anderer Dinge bedarf, als Ringe und goldener Ketten, um die Gattin dem Gatten in Liebe zu verbinden. Sobald mein Mann die Gewißheit ersehen hatte, daß sein Haus von der Krankheit angesteckt war, floh er von dannen, und ließ mich hier ohne Hoffnung auf Unterstützung unter Tod und Graus allein.

Hierauf erwiderte ihr Delio, von unsäglichem Mitleid ergriffen: So lange ich lebe, Dafne, soll man nicht sagen, daß ihr verlassen gewesen seid; denn das Schicksal hat mich mehr, als mir lieb ist, gelehrt, Mitleid mit den Bedrängten zu haben, und so sollt ihr denn auch von mir Alles erhalten, was ihr braucht.

Dafne dankte ihm und legte ihm vor Allem ihre Ehre ans Herz. Er gab ihr darauf sein Wort, das er noch mit einem Eide bekräftigte, und bat sie, ihm ihre Thüre zu öffnen, damit er zu ihr hinaufkommen könne.

Ich will nicht, sagte Dafne, daß du heraufkommst, ich komme vielmehr zu dir hinab.

Bei diesen Worten zog sie das Seil und machte die Thüre auf. Delio trat in die Hausflur und die Unglückliche fing an die Treppen herunterzusteigen. Doch welch ein Unfall, der auch das härteste Herz rühren könnte, begab sich da! Die unglückliche Dafne hatte fast schon die unterste Treppenstufe erreicht, als eine Ohnmacht sie anwandelte. Ob ihr die plötzliche Freude über den Anblick Delio's, der in ihrer größten Noth zu ihrer Hilfe herbeieilte, die Adern erweitert und alles Blut nach ihrem Herzen gedrängt, oder ob ein Funke der Pest ihre edleren Lebenstheile in der Aufregung ihres Blutes mit größerer Gewalt ergriffen haben mochte, bleibt ungewiß: wie todt sank sie hin und konnte sich nicht bewegen. Als Delio dies bemerkte, ging er ihr mit offenen Armen entgegen und sagte zu ihr: O weh, meine theuerste Seele, was ist mit euch?

Dafne, deren Geist fast schon ihren Körper verlassen

hatte, antwortete nichts; aber sie wendete ihre vom Tode gebrochenen Augen nach ihm, als flehte sie mit jammervollem Blicke um Hilfe. Delio legte sie auf ein Bett nieder, das in einer Stube im Erdgeschosse stand, löste ihr vorn das Kleid auf, jammerte und weinte bitterlich und versuchte die schon entflohenen Lebensgeister zu ihrem Dienste zurückzurufen. Als er sich aber am Ende überzeugen mußte, daß sie todt sei, sprengten Wehklagen gewaltsam seine Zunge und er rief aus, indem er ihren Körper fest mit seinen Armen umschloß: Welch übergrausames Geschick, Dafne, zwingt mich jetzt, da ich dem Tode dich zu entreißen hoffte, dich todt in meine Arme fallen zu sehen? Warum hat mich der Himmel für solche Unglückseligkeit erhalten? Warum hat er mich nicht lieber mit den Meinigen zugleich sterben lassen? Warum läßt er mich dich also vor mir sehen, wie ich dich jetzt sehe?

Er umarmte sie und drückte sie an sich und konnte nicht aufhören zu weinen und zu klagen. Zuletzt jedoch ermannte er sich aus seinem Schmerz und sprach: Da ich nun, mein süßes Herz, nichts mehr für dich zu thun fähig bin, so liegt mir in diesem Äußersten nur noch die letzte Pflicht gegen dich nach Kräften zu erfüllen ob; ich will sorgen, daß diese Glieder, einst die würdige Herberge deiner edeln Seele eine so würdige Bestattung finden, als die gegenwärtigen Zeitumstände irgend gestatten, eine angemessene Ehrenbezeugung aber behalte ich mir für bessere Verhältnisse vor.

Nach diesen Worten kleidete er die Geliebte in ein schneeweißes Gewand, und da er in einem Fenster einen Asch mit blühenden rothen Nelken hatte stehen sehen, brach er zwei der schönsten ab, und steckte sie der Gestorbenen an den Busen mit den Worten: Nimm diese Blumen, meine Freundin, an deine einst so schöne wie getreue Brust, zum Zeugniß des herben Andenkens, das mir, so lange ich lebe, von dir bleiben soll.

Hiernach ließ er sie vorläufig in einem ganz ausgepichten Sarge beerdigen, bis die Verhältnisse ihm gestatten würden, sie wieder ausgraben zu lassen. Nach Verlauf eines Jahres aber ließ er sie dem Kasten entnehmen und in die Gruft seiner Ahnen beisetzen, wohin auch er dereinst seinen Leib bestattet haben wollte, damit bis zum jüngsten Tage seine Gebeine mit den ihrigen vereinigt blieben und auf den Posaunenruf des Engels neues Fleisch annähmen und in unauflöslicher Gemeinschaft der Seligkeit des Himmels sich erfreuten. Wunderbar genug waren die beiden Nelken, die Delio an den Busen Dafne's gesteckt hatte, unter dem Staube und unter dem Gebeine, das er aus dem Sarge hob, so frisch und blühend geblieben, wie damals, als er sie dahin brachte. Als Delio dies bemerkte, nahm er sie hinweg und erhielt ihnen ihr Ansehen so lange es möglich war; darnach legte er sie zu seinen theuersten Sachen, und darunter verwahrt er sie noch jetzt, sowie das unverlöschliche Bild seiner innig geliebten Dafne ewig frisch in seinem Herzen lebt.

---

## 57. Der Mohr von Venedig.

(3, 7.)

In Venedig lebte vor Zeiten ein sehr tapferer Mohr, dessen streitbarer Arm sowol, als die große Klugheit und Geistesgegenwart, die er in Kriegssachen bewiesen hatte, ihn den Herren jener Stadt sehr werth machten, die immer in Belohnung vorzüglicher Handlungen alle Republiken der Welt übertroffen hat. Nun begab es sich, daß ein tugendreiches Fräulein von wunderbarer Schönheit, Disdemona genannt, nicht von weiblichen Begierden,

sondern von den Tugenden dieses Mohren angezogen ward, sich in ihn zu verlieben, während er, von der Schönheit und der edeln Gesinnung der Dame besiegt, gleichfalls für sie entbrannte. Die Liebe war ihnen so günstig, daß sie sich beide durch die Ehe verbanden, obgleich die Eltern des Fräuleins alle ihre Kräfte aufboten, um sie zu vermögen, einen andern Mann zu nehmen; und so lange sie in Venedig blieben, lebten sie beide in solcher Eintracht und Zufriedenheit zusammen, daß nie auch nur ein unzärtliches Wort unter ihnen vorfiel. Unterdessen geschah es, daß die Herren von Venedig ihre Kriegsmannschaft ablösten, die sie in Cypern zu halten pflegen, und den Mohren zum Anführer des Heeres wählten, welches sie dahin schickten. So vergnügt dieser auch über die ihm gewordene Ehre war, denn eine Ehrenstelle dieser Art wird gewöhnlich nur Männern übertragen, die sich durch Adel, Tapferkeit, Treue und ausgezeichnete Verdienste empfehlen, so verminderte doch der Gedanke an die Länge und Beschwerlichkeit der Reise, welche seine Disdemona scheuen möchte, diese Freude um kein Geringes. Sie aber, die außer dem Mohren kein Glück auf der Welt kannte und über die Achtung, die eine so mächtige und edle Republik ihrem Mann bezeugte, sehr erfreut war, konnte die Stunde kaum erwarten, in der ihr Gemahl mit seinen Leuten die Reise antreten und sie ihn auf einen so ehrenvollen Posten begleiten würde; aber es betrübte sie sehr, ihren Gatten missstimmt zu sehen. Da ihr die Ursache unbekannt war, sprach sie eines Tages bei Tische zu ihm: Wie kommt es, daß ihr so schwermüthig seid, da euch doch der Staat ein so ehrenvolles Amt übertragen hat?

Der Mohr antwortete Disdemonen: Die Liebe zu dir trübt die Freude über die Ehre, die mir geschieht, denn ich sehe, daß nothwendig eins von zwei Dingen geschehen muß, entweder daß ich dich mit mir den Gefahren des Meeres aussetze, oder daß ich dich in Venedig

zurücklasse, um dir diese Unannehmlichkeit zu ersparen. Das erste würde mir sehr schwer ankommen, weil jedes Leiden, das dir widerführe, und jede Gefahr, die wir zu überstehen hätten, mir den äußersten Kummer verursachen würde; das andere, dich hier zu lassen, würde mich mir selbst unerträglich machen, weil ich von dir scheidend zugleich von meinem Leben schiede.

Als Disdemona ihn so reden hörte, sprach sie: Ei, lieber Mann, was sind das für Gedanken, die euch durch den Sinn gehen? Wie könnt ihr euch solcher Dinge halb beunruhigen? Ich folge euch gern aller Wege, wohin ihr geht, und müßte ich im Hemd durchs Feuer gehen, sowie ich jetzt mit euch in einem sichern wohl bewahrten Schiffe durchs Wasser gehen soll. Gibt es dabei auch Gefahren und Leiden, so werde ich sie freudig mit euch theilen und ich würde mich für sehr wenig von euch geliebt halten, wolltet ihr mich nicht mit euch über das Meer führen und mich in Venedig lassen, als ob ich mich hier sicherer glaubte, als wenn ich mit euch dieselbe Gefahr bestehe. Darum schickt euch von meinetwegen nur mit all der Heiterkeit zur Reise an, welche euer jetziger hoher Rang verdient!

Hierauf schlang der hocherfreute Mohr die Arme um den Hals der Gattin und sagte zu ihr mit einem zärtlichen Kusse: Gott erhalte uns lange in so liebevollem Einverständniß, meine theure Gattin!

Bald darauf vollendete er seine Zurüstungen, brachte alles zur Reise in Ordnung, und bestieg mit seiner Gemahlin und seinen Leuten die Galeere, die die Segel aufzog und in See stach, worauf sie denn bei vollkommen ruhigem Wasser nach Cypern gelangten. In seinem Gefolge hatte er einen Fähndrich von sehr schönem Äußern, wenn auch von der ruchlosesten Sinnesart, die je ein Mensch auf der Welt haben konnte. Er war bei dem Mohren sehr beliebt, weil dieser nichts von seiner Bosheit ahnte; denn so niederträchtig sein Herz war, so wußte

er doch die Niederträchtigkeit, die sein Inneres beherbergte, so hinter hochtrabenden gleisnerischen Worten und seiner Schönheit zu verbergen, daß er von außen einem Hektor oder Achilles gleichsah. Dieser Nichtswürdige hatte auch seine schöne und sittsame junge Frau mit sich nach Cypern gebracht, die als Italiänerin von der Gemahlin des Mohren sehr geliebt wurde und die meiste Zeit des Tages bei ihr zubrachte. Ferner war in dem Gefolge des Mohren ein Rottenführer, welchen derselbe sehr werth hielt. Er kam sehr häufig in das Haus des Mohren und aß mit ihm und seiner Gemahlin, welche, da sie ihn bei ihrem Gemahl so sehr in Gunst sah, ihm gleichfalls Beweise des größten Wohlwollens gab, und dies war dem Mohren sehr erwünscht. Der verruchte Fähndrich nun, aller Treue gegen seine Gattin und aller Freundschaft, Treue und Pflicht gegen den Mohren vergessend, verliebte sich leidenschaftlich in Disdemona, und richtete all sein Sinnen und Trachten darauf, sich ihrer Reize zu erfreuen, wiewol er nicht den Muth hatte, sich gegen sie zu erklären, weil er besorgte, der Mohr werde ihn auf der Stelle tödten, sobald er die Sache merke. Er bestrebte sich daher vielfach, so heimlich er konnte, der Dame seine Liebe zu verstehen zu geben; ihr Gemüth war aber einzig nur dem Mohren zugewandt und wußte weder etwas von dem Fähndrich, noch von einem andern, und alle seine Versuche, sie in ihn verliebt zu machen, blieben wirkungslos. Er bildete sich daher ein, die Schuld davon sei, daß sie für den Rottenführer entbrannt sei, und nahm sich vor, ihn aus ihren Augen zu entfernen; aber er blieb dabei nicht stehen, sondern verwandelte seine Liebe zu der Dame in den bittersten Haß und gab sich alle Mühe, ein Mittel zu finden, wie er den Rottenführer umbringen und, wenn er selbst die Dame nicht genießen solle, auch den Mohren verhindern könne, sie zu genießen. Nachdem er zu diesem Ende mehrere Bubenstücke und Schurkenstreiche überlegt, beschloß er endlich,

sie bei ihrem Gemahl des Ehebruches anzuklagen und den Rottenführer als den Ehebrecher zu bezeichnen. Da ihm aber die zärtliche Liebe des Mohren gegen Disdemona und seine Freundschaft gegen den Rottenführer bekannt war, so sah er wohl ein, es werde unmöglich sein, ihm das eine oder das andere einzureden, wenn er ihn nicht durch feine List betrüge. Er nahm sich daher vor, es abzuwarten, bis Zeit und Gelegenheit ihm den Weg zu einem so verbrecherischen Unternehmen eröffnen würde. Es währte nicht lange, so entsetzte der Mohr den Rottenführer seiner Stelle, weil er gegen einen Soldaten auf der Wache den Degen gezogen und ihn verwundet hatte. Disdemona, der dies sehr leid that, versuchte oft, ihren Gemahl mit dem Rottenführer auszusöhnen. Um diese Zeit sagte der Mohr zu dem verrätherischen Fähndrich, seine Gemahlin lasse ihm so keine Ruhe wegen des Rottenführers, daß er fürchte, er müsse ihn zuletzt wieder in seine Stelle einsetzen. Dies sah der Bösewicht sogleich als einen Wink an, seinen hinterlistigen Plan auszuführen und sagte: Disdemona hat vielleicht Ursache, dies gern zu sehen.

Und welche? fragte der Mohr.

Ich möchte nicht gern Mann und Frau entzweien, antwortete der Fähndrich; aber ihr dürft nur die Augen aufthun, um es selbst zu bemerken.

Weiter wollte der Fähndrich nicht gehen, so sehr der Mohr auch in ihn drang, sich näher zu erklären. Aber seine Worte ließen einen so scharfen Dorn in der Brust des Mohren zurück, daß er ganz trübsinnig wurde und an nichts dachte, als was die Worte des Fähndrichs wol zu bedeuten haben möchten. Als es daher seine Gattin eines Tages von neuem versuchte, seinen Zorn gegen den Rottenführer zu besänftigen, indem sie ihn bat, er möchte doch die treuen Dienste und die Freundschaft so vieler Jahre nicht um eines kleinen Versehens willen vergessen, zumal da der Rottenführer mit dem verwun-

deten Soldaten wieder ausgesöhnt sei, gerieth der Mohr in heftigen Zorn und sprach: Es ist doch auffallend, Disdemona, daß du so viel Antheil an dem Manne nimmst. Er ist doch weder dein Bruder noch dein Anverwandter, daß er dir so sehr am Herzen liegen sollte.

Ganz demüthig und liebreich antwortete die Dame: Ihr werdet mir hoffentlich deshalb nicht zürnen. Ich habe dazu keinen andern Beweggrund, als daß es mir leid thut, euch eines so theuren Freundes beraubt zu sehen, wie der Rottenführer nach eurem eigenen Zeugniß euch gewesen ist. Er hat doch keinen so schweren Fehler begangen, daß ihr ihm deshalb so sehr zürnen dürftet. Aber ihr Mohren seid so hitziger Natur, daß jede Kleinigkeit euch zu Zorn und Rache reizt.

Über diese Worte noch mehr erzürnt antwortete der Mohr: Das könnte wol noch mancher erfahren, der es nicht dächte. Ich will die Beleidigungen, die man mir zufügt, rächen, bis ich gesättigt bin mit Rache.

Die Dame erschrak heftig bei diesen Worten, und da sie ihren Gemahl gegen seine Gewohnheit wider sich erzürnt sah, sagte sie mit vieler Demuth: Nur die beste Absicht hat mich bewogen, mit euch hiervon zu sprechen; um euch aber nicht ferner wider mich zu erzürnen, will ich nie mehr ein Wort davon reden.

Da der Mohr sah, wie seine Gemahlin von neuem sich zu Gunsten des Rottenführers verwandt hatte, überzeugte er sich, die Worte, die er vom Fähndrich vernommen, können nichts anderes bedeutet haben, als daß Disdemona den Rottenführer liebe. Er begab sich also ganz trübsinnig zu jenem Schurken, und fing an, in ihn zu dringen, daß er sich deutlicher erklären möge. Der nach dem Verderben des unglücklichen Weibes trachtende Fähndrich stellte sich zuerst an, nichts sagen zu wollen, was ihm misfallen könnte, sprach aber am Ende, wie von seinen Bitten überwältigt, zu dem Mohren also: Ich kann nicht leugnen, daß ich, wie leid es mir auch

thut, euch etwas zu sagen habe, das euch überaus unangenehm sein muß; aber da ihr nun einmal verlangt, daß ich reden soll, und da mich die Sorge um eure als meines Gebieters Ehre selbst dazu antreibt, so will ich jetzt eurer Forderung und meiner Pflicht Genüge thun. Ihr müßt also wissen, daß eure Gemahlin aus keinem andern Grunde sich die Ungnade, in welcher der Rottenführer bei euch steht, so zu Herzen nimmt, als weil sie, so oft er in euer Haus kommt, sich mit ihm vergnügt, denn sie ist eurer Schwärze bereits überdrüßig.

Diese Worte schnitten dem Mohren bis in die Wurzel seines Herzens ein; aber um noch mehr zu erfahren, und wiewol er bei dem Argwohn, der schon vorher in seiner Seele erweckt war, den Worten des Fähndrichs durchaus Glauben beimaß, brach er doch finsterblickend in die Worte aus: Ich weiß nicht, was mich abhält, dir diese freche Zunge ausreißen zu lassen, die sich unterfängt, meine Gemahlin einer solchen Schmach zu bezichtigen.

Der Fähndrich entgegnete: Ich erwartete für meinen Liebesdienst keinen andern Lohn von euch, mein Hauptmann! Aber da mich meine Pflicht und der Eifer für eure Ehre einmal so weit geführt hat, so betheuere ich euch wiederholt, daß die Sache sich so verhält, wie ihr gehört habt, und wenn das schlaue Weib euch durch den Anschein ihrer Liebe zu euch die Augen so verkleibt hat, daß ihr bis jetzt nicht gesehen habt, was ihr doch hättet sehen sollen, so ist es darum nicht minder wahr, was ich euch sage; denn der Rottenführer selber hat es mir gesagt, weil es ihm scheinen mochte, daß seine Glückseligkeit keine vollkommene sei, wenn er nicht jemand in die Mitwissenschaft derselben ziehe.

Er fügte hinzu: Hätte ich nicht euren Zorn gefürchtet, so würde ich ihm, als er mir dies sagte, seinen verdienten Lohn gegeben und ihn getödtet haben. Da mir aber die Mittheilung einer Sache, die euch doch mehr als irgend jemand sonst angeht, einen so übeln Lohn eingetragen,

muß ich bereuen, nicht stillgeschwiegen zu haben, wo dann ich mir wenigstens nicht eure Ungnade zugezogen hätte.

Der Mohr versetzte ihm in voller Hitze: Überzeugst du mich nicht durch meinen eigenen Augenschein von der Wahrheit deiner Angaben, so sei versichert, daß du zu der Erkenntniß kommen sollst, du wärest besser stumm geboren.

Diese Überzeugung hätte ich euch leicht verschaffen können, fügte der Bösewicht hinzu, so lange er noch euer Hausfreund war; jetzt aber, da ihr ihn ohne Noth vielmehr aus einer ganz geringfügigen Ursache verjagt habt, geht das nicht so bequem; denn wenn ich auch der Ansicht bin, daß er fortwährend Disdemona genießt, so oft ihr ihm Gelegenheit dazu gebt, so fängt er es doch jetzt sicherlich feiner, als vorher an, da er weiß, daß ihr ihn jetzt haßt, was früher nicht der Fall war. Aber dessenungeachtet gebe ich die Hoffnung noch nicht auf, euch durch den Augenschein zu beweisen, was ihr mir nicht glauben wollt.

Nach diesen Worten schieden sie voneinander. Der unglückliche Mohr ging nach Hause, wie von dem schärfsten Pfeil getroffen, und erharrte den Tag, an welchem ihm der Fähndrich das zeigen sollte, was ihn für immer unglücklich machen mußte. Aber ebenso unruhig war der verwünschte Fähndrich über der Keuschheit, welche, wie er wohl wußte, Disdemona beobachtete, und bei der es ihm unmöglich schien, einen Weg zu finden, um dem Mohren seine falsche Angabe zu erhärten. In seinen Gedanken sich vielfältig damit beschäftigend verfiel der Verleumder auf eine ganz unerhörte Bosheit. Die Gattin des Mohren kam, wie schon gesagt, oft zu der Gattin des Fähndrichs ins Haus und brachte einen guten Theil des Tages bei ihr zu. Da nun der Fähndrich bemerkte, daß sie um diese Zeit ein Schnupftuch trug, das ihr, wie er wußte, der Mohr geschenkt hatte, das äußerst fein auf maurische Weise gearbeitet war und von der Dame

wie von dem Mohren sehr werth gehalten wurde, so bildete sich bei ihm der Vorsatz aus, ihr dieses Tuch heimlich zu entwenden und mittelst desselben sie ins Verderben zu stürzen. Er hatte ein Töchterchen von drei Jahren, das Disdemona sehr liebte. Dies nahm er, als die unglückliche Dame eines Tages in das Haus dieses Bösewichts kam, auf den Arm und setzte es ihr auf den Schooß. Disdemona nahm es und drückte es an ihre Brust. Indeß nahm ihr der Betrüger, der sich vortrefflich aufs Taschenspielen verstand, das Taschentuch so geschickt vom Gürtel, daß sie nicht das Geringste davon bemerkte, und ging voller Freuden von ihr hinweg. Disdemona, die davon nichts ahnte, ging nach Hause und vermißte, da sie mit andern Gedanken beschäftigt war, das Schnupftuch nicht. Einige Tage nachher aber, da sie es suchte und nicht fand, war sie sehr in Furcht, der Mohr möchte, wie er öfter that, darnach fragen. Der gottlose Fähndrich ersah sich indeß eine gelegene Zeit, ging zu dem Rottenführer und ließ mit verschmitzter Bosheit das Schnupftuch zu Häupten seines Bettes zurück, was der Rottenführer erst am folgenden Morgen bemerkte, denn als er vom Bett aufstand, trat er mit dem Fuß auf das Schnupftuch, das zur Erde gefallen war. Er erkannte es als das Eigenthum Disdemona's, ohne begreifen zu können, wie es in sein Haus gekommen sei, und beschloß es ihr zurückzugeben. Er wartete, bis der Mohr ausgegangen war, begab sich an die Hinterthüre des Hauses und klopfte an. Aber das Glück, das sich mit dem Fähndrich zum Verderben der Armen verschworen zu haben schien, wollte es, daß der Mohr in demselben Augenblicke wieder nach Haus kam. Da er nun an der Thüre klopfen hörte, trat er an das Fenster und rief heftig erzürnt: Wer klopft da?

Als der Rottenführer die Stimme des Mohren vernahm, fürchtete er, er möchte herabkommen, um ihn zu verderben, und ergriff die Flucht, ohne zu antworten.

Der Mohr stieg die Treppe hinab und öffnete die Thüre. Als er aber auf die Straße trat und ihn suchte, fand er ihn nicht mehr. Er ging also voller Wuth ins Haus zurück und fragte seine Gattin, wer unten geklopft habe. Sie antwortete, der Wahrheit gemäß, sie wisse es nicht.

Mich däuchte aber, sagte der Mohr, es war der Rottenführer.

Ich meines Theils, antwortete sie, weiß nicht, ob er es war oder wer sonst.

Der Mohr hielt seine Wuth zurück, obgleich er vor Zorn glühte, und wollte nicht eher etwas unternehmen, bis er mit dem Fähndrich gesprochen, zu dem er sich schleunigst begab, ihm den Vorfall erzählte und die Bitte hinzufügte, den Rottenführer so genau als möglich darüber auszuforschen. Über einen ihm so willkommenen Vorfall höchst erfreut, versprach ihm der Fähndrich, es auszuführen. Darauf sprach er eines Tages mit dem Rottenführer an einem Orte, wo der Mohr zugegen war und ihrer Unterredung zusehen konnte. Er sprach mit ihm über tausend Dinge, aber mit keiner Sylbe von Disdemona, schlug das hellste Gelächter auf, stellte sich sehr verwundert und geberdete sich mit Haupt und Händen wie einer, dem unerhörte Dinge erzählt werden. Sobald der Mohr sah, daß sie von einander gegangen waren, begab sich der Mohr zu dem Fähndrich, um zu hören, was ihm jener gesagt habe. Dieser ließ sich erst lange bitten und sprach dann endlich: Er hat mir nicht das Geringste verhehlt und gestanden, daß er eurer Gemahlin genossen habe, so oft ihr ihnen durch eure Abwesenheit dazu Gelegenheit gegeben habt. Das letzte mal, da er bei ihr war, hat sie ihm jenes Nastuch geschenkt, welches ihr bei eurer Vermählung ihr gegeben habt.

Der Mohr dankte dem Fähndrich und war nun überzeugt, wenn es sich finde, daß sie das Schnupftuch nicht mehr besitze, so sei kein Zweifel mehr, daß alles wahr sei, was der Fähndrich ihm gesagt habe. Er verlangte daher

eines Tages, da er sich nach Tische in mancherlei Gespräche mit seiner Gattin eingelassen hatte, das Schnupftuch zu sehen. Die Unglückliche, welche diese Frage längst gefürchtet hatte, wurde darüber feuerroth im Gesicht und lief um ihr Erröthen zu verbergen, das der Mohr jedoch wohl bemerkt hatte, an ihren Schrein, wo sie that als suche sie es. Nach langem Suchen sprach sie endlich: Ich weiß nicht, wie ich es heut nicht finden kann. Hättet ihr es vielleicht gehabt?

Wenn ich es gehabt hätte, sagte er, warum würde ich dich darüber befragen? Aber suche doch noch einmal genauer nach!

Indem er jetzt von ihr ging, war sein Sinnen nur darauf gerichtet, wie er seine Frau und zugleich den Rottenführer tödten könne, ohne ihres Mordes beschuldigt zu werden. Er dachte Tag und Nacht an nichts anderes und seine Frau konnte nicht umhin zu bemerken, daß er nicht mehr wie sonst gegen sie war. Sie sagte vielmals zu ihm: Was habt ihr nur, das euch so verstört? Ehemals waret ihr der aufgeweckteste und nunmehr seid ihr der schwermüthigste Mann von der Welt.

Der Mohr ersann darauf verschiedenartige Antworten, aber keine einzige genügte ihr; und wiewol sie wußte, daß kein Vergehen von ihrer Seite diese Stimmung des Mohren veranlaßt haben könne, so fürchtete sie doch, gerade durch ihre große Zärtlichkeit, ihm zur Last gefallen zu sein. Sie sagte einigemal zu der Gattin des Fähndrichs: Ich weiß nicht, was ich von dem Mohren denken soll. Er pflegte sonst ganz Liebe zu mir zu sein, und ist jetzt, ich weiß nicht, seit wie viel Tagen, ein ganz anderer geworden. Ich fürchte sehr, ich werde den Mädchen ein warnendes Beispiel werden, sich nicht gegen den Willen der Ihrigen zu vermählen, und die italiänischen Frauen werden von mir lernen können, daß man sich nicht zu Männern gesellen soll, welche Natur, Himmel und Lebensweise von uns absondern. Da ich nun aber weiß, daß

der Mohr ein vertrauter Freund eures Gatten ist und ihm seine Angelegenheiten mittheilt, so ersuche ich euch, wenn ihr irgend etwas von ihm hörtet, das mir zu wissen nützlich wäre, mir eure Hilfe damit nicht zu versagen.

Sie vergoß, während sie diese Worte sprach, die bittersten Thränen; die Gattin des Fähndrichs aber, welche alles wußte, da sie ihr Mann als Vermittlerin des Mordes der Dame hatte gebrauchen wollen, wiewol sie sich mit allen Kräften dagegen gesträubt, wagte aus Furcht vor ihrem Gatten ihr nichts von alle dem zu verrathen. Nur soviel sagte sie: Sorget ja, daß ihr eurem Gatten keinen Grund zum Argwohn gebt, und sucht ihm eure Liebe und Treue auf alle Weise zu bethätigen!

Das thue ich, sprach Disdemona, aber es hilft mir nichts.

Der Mohr strebte mittlerweile sich immermehr von dem zu überzeugen, was er doch so gar nicht zu finden wünschte, und bat den Fähndrich, es zu bewirken, daß er das Schnupftuch im Besitz des Rottenführers sehen könne. Dem Bösewicht war dies freilich eine schwierige Aufgabe, indessen versprach er sein Möglichstes zu thun, um ihn zu befriedigen. Der Rottenführer hatte ein Frauenzimmer bei sich im Hause, welches am Stickrahmen ungemein feine Stepparbeiten machte. Als diese das Tüchelchen sah und hörte, es gehöre der Gattin des Mohren an und solle ihr zurückgegeben werden, begann sie sich, ehe es fortkam, ein ähnliches darnach zu verfertigen. In dieser Arbeit begriffen sah sie einst der Fähndrich am Fenster sitzen und bemerkte zugleich, daß sie damit jedem Vorübergehenden auf der Straße sichtbar sei. Er zeigte dies daher dem Mohren, welcher sich nun vollkommen überzeugt hielt, daß seine durchaus keusche Frau wirklich eine Ehebrecherin sei. Er beschloß also mit dem Fähndrich, sie und den Rottenführer umzubringen, und indem sich beide beriethen, wie dies anzugehen sei, bat ihn der Mohr, den Mord des Rotten-

führers auf sich zu nehmen, wogegen er ihm auf ewige Zeiten verpflichtet zu bleiben versprach. Der Fähndrich weigerte sich zwar, diese That zu begehen, weil sie, wie er sagte, sehr schwierig und gefährlich wäre, da der Rottenführer nicht minder gewandt als tapfer sei. Nachdem ihn aber der Mohr lange gebeten und er ihm viel Geld gegeben hatte, brachte er ihn endlich zu der Zusage, er wolle sein Glück versuchen. Als sie diese Verabredung getroffen hatten, kam der Rottenführer eines Abends aus dem Hause einer Buhlerin, bei welcher er sich zu vergnügen pflegte, und der Fähndrich benützte die Dunkelheit, schlich sich mit gezogenem Schwerte an ihn heran und richtete ihm einen Hieb nach den Beinen, um ihn zu Fall zu bringen. Der Zufall fügte es, daß er ihm den rechten Schenkel entzwei schlug, sodaß der Unglückliche niederstürzte, worauf der Fähndrich herbeieilte, um ihm den Garaus zu machen. Aber der Rottenführer, der Herzhaftigkeit genug besaß, und an Blut und Tod gewöhnt war, zog das Schwert und suchte sich, so schwer verwundet er auch war, zu vertheidigen, wobei er mit lauter Stimme schrie: Man bringt mich um.

Als daher der Fähndrich Leute herzulaufen hörte und einige Soldaten, die in der Nähe ihr Quartier hatten, ergriff er, um nicht erwischt zu werden, die Flucht, drehte sich aber plötzlich um und stellte sich, als komme er auch auf den Lärm herbeigelaufen. Er mischte sich unter die übrigen und da er das Bein entzwei sah, so schloß er, daß der Rottenführer, ob er gleich noch nicht todt war, doch ganz gewiß an dem Schlage sterben werde, und obwol er darüber sehr froh war, so bezeugte er doch dem Rottenführer so viel Mitleid, als ob er sein leiblicher Bruder gewesen wäre. Den andern Morgen verbreitete sich die Sache durch die ganze Stadt und kam auch zu den Ohren Disdemona's, und sie, die sehr liebreich war und nicht ahnte, daß dies schlimme Folgen für sie haben könne, zeigte sich schmerzlich betrübt über diesen Vorfall.

Der Mohr legte ihr dies sehr übel aus, ging wieder zu dem Fähndrich und sagte zu ihm: Denke nur, die Närrin von meiner Frau ist über den Unfall des Rottenführers so betrübt, daß sie fast von Sinnen kommt.

Und wie konntet ihr euch das anders vorstellen, versetzte der Fähndrich, da er ihre Seele war?

Ihre Seele, ha! entgegnete der Mohr. Ich will ihr schon die Seele aus dem Leibe reißen. Ich würde mich für keinen Mann halten, wenn ich diese Schändliche nicht aus der Welt schaffte?

Sie berathschlagten hierauf, ob sie Disdemona mit Gift oder Dolch umbringen sollten, aber keines von beiden schien ihnen thunlich.

Da fällt mir ein, sagte der Fähndrich, wie ihr euch Genugthuung verschaffen könnt, ohne daß euch der geringste Verdacht trifft. Nämlich das Haus, worin ihr wohnt, ist alt und die Decke eurer Kammer voller Ritzen. Ich denke also, wir schlügen Disdemona mit einem mit Sand gefüllten Strumpfe so lange, bis sie stürbe, damit man keine Spur, daß sie geschlagen worden, an ihr wahrnimmt; und wenn sie dann todt ist, werfen wir einen Theil der Decke auf sie herab und zerschlagen ihr den Kopf, als hätte ein herabgefallener Balken sie zerschmettert und getödtet. Auf diese Weise wird niemand Verdacht auf euch werfen und jedermann ihren Tod einem bloßen Zufalle zuschreiben.

Dem Mohren gefiel der grausame Rath. Er paßte also die Zeit ab, die ihm am gelegensten schien, und da er eines Nachts mit ihr im Bette lag, machte der Fähndrich, den er vorher in ein Cabinet, das an die Kammer stieß, verborgen hatte, plötzlich der Verabredung gemäß in dem Cabinet ein Geräusch. Der Mohr hörte es sogleich und sagte zu seiner Gattin: Hast du das Geräusch gehört?

Ja wohl habe ichs gehört, entgegnete sie.

So steh auf, versetzte der Mohr, und sieh, was es sein mag!

Die unglückliche Disdemona stand auf und sobald sie sich dem Cabinete näherte, trat der Fähndrich heraus und gab ihr stark und kräftig, wie er war, einen so grausamen Schlag mit dem Sack voll Sand über den Rückgrat, daß sie plötzlich zur Erde fiel und kaum noch zu athmen vermochte. Doch mit der wenigen Stimme, die ihr noch blieb, rief sie den Mohren um Hilfe an. Dieser sprang aus dem Bette und sprach: Das ist der Lohn, du ruchloses Weib, für deine Untreue. So behandelt man die Weiber, die unter dem Schein der zärtlichsten Liebe gegen ihre Männer ihnen Hörner aufsetzen.

Wie die unglückliche Frau dies hörte und ihr Ende nahen fühlte, denn der Fähndrich hatte ihr noch einen Streich versetzt, so rief sie zum Zeugen ihrer Unschuld, da ihr auf Erden kein Recht widerfahren solle, die himmlische Gerechtigkeit an und flehte zu Gott, ihr beizustehen, indem der ruchlose Fähndrich sie mit dem dritten Streiche völlig tödtete. Darauf legten die beiden sie in das Bett, zerschlugen ihr das Haupt und rissen, wie sie zuvor ausgemacht hatten, die Stubendecke ein. Sodann hub der Mohr an, um Hilfe zu rufen, da das Haus einfalle, bis die Nachbarn auf seinen Ruf herbeistürzten und bei Untersuchung des Bettes das arme Weib unter den Balken erschlagen fanden. Die Trauer hierüber war allgemein wegen der Vorzüge der Dame, und so wurde Disdemona am folgenden Tag unter den Klagen der ganzen Einwohnerschaft zur Erde bestattet. Der gerechte Gott aber, welcher die Herzen der Menschen durchschaut, wollte nicht, daß eine so unerhörte Schandthat der ihr gebührenden Strafe ermangeln sollte. Denn der Mohr hatte seine Gattin mehr als das Licht seiner Augen geliebt und von der Stunde an, da er sich ihrer beraubt sah, überkam ihn eine solche Sehnsucht nach ihr, daß er wie außer sich selbst gerieth und sie allerwärts in seiner Wohnung suchte. Ja, indem er bedachte, daß er durch die Schuld des Fähndrichs mit seiner Gattin allen Reiz des Lebens

und sich selber verloren habe, wurde ihm der Bösewicht so in der Seele verhaßt, daß er ihn nicht mehr ansehen konnte und ihn wol gar auf offener Straße umgebracht haben würde, hätte er nicht vor der unbestechlichen Gerechtigkeit der Herren von Venedig Scheu getragen. Da er nun so etwas nicht wohl mit Sicherheit vollbringen konnte, so entzog er ihm die Fahne, und stieß ihn aus seinem Gefolge, woher eine so heftige Feindschaft zwischen beiden entsprang, wie man sie sich nicht ärger denken könnte. Der Fähndrich, der garstiger war als alle Verbrecher, richtete alle seine Gedanken darauf, dem Mohren zu schaden, und da er dereinst den Rottenführer antraf, der wiederhergestellt war und statt seines abgehauenen Beines mit einem hölzernen einherging, sagte er zu ihm: Die Zeit ist gekommen, da du dich für dein abgehauenes Bein rächen kannst; und wenn du mit mir nach Venedig kommen willst, so werde ich dir sagen, wer der Verbrecher ist, denn hier habe ich aus mancherlei Rücksichten dazu nicht den Muth. Ich will es dir aber dort vor Gericht bezeugen.

Der Rottenführer, welcher so schwer beleidigt war, ohne zu wissen warum, dankte dem Fähndrich und ging mit ihm nach Venedig. Sobald sie dort angelangt waren, sagte er ihm, der Mohr sei es, der ihm das Bein abgehauen, weil dieser sich in den Kopf gesetzt, er habe bei Disdemona geschlafen, und aus demselben Grunde habe er diese getödtet und nachher ausgeschrien, die eingefallene Stubendecke habe sie erschlagen. Sobald der Rottenführer diese Nachricht erhalten hatte, verklagte er den Mohren bei der Regierung wegen seines abgehauenen Beines und wegen der Ermordung der Dame und stellte als Zeugen den Fähndrich vor Gericht, welcher aussagte, das eine wie das andere sei wahr, denn der Mohr habe ihm alles mitgetheilt und ihn zuerst selbst überreden wollen, beide Verbrechen für ihn zu begehen, und nachdem er aus thierischer Eifersucht, die er sich in den Kopf gesetzt, sein

Weib gemordet, habe er ihm anvertraut, auf welche Weise er diese That zu Stande gebracht. Als die Herren von Venedig vernahmen, welche Grausamkeit der Barbar gegen eine ihrer Mitbürgerinnen begangen habe, ließen sie den Mohren in Cypern verhaften und nach Venedig bringen, wo sie ihn durch vielerlei Martern zu zwingen suchten, die Wahrheit einzugestehen. Aber die Kraft seiner Seele half ihm alle Marter besiegen und die That mit solcher Hartnäckigkeit leugnen, daß nichts aus ihm herauszubringen war. Obgleich er aber durch seine Standhaftigkeit dem Tod entging, so ward er doch nach langer Gefangenschaft zu lebenslänglicher Verbannung verurtheilt, in welcher er zuletzt von den Verwandten seiner Frau, wie er es verdiente, umgebracht wurde. Der Fähndrich kehrte nach seiner Heimat zurück, und da er von seiner Gemüthsart nicht lassen konnte, so beschuldigte er einen seiner Gefährten, er habe ihn verleiten wollen, einen Edelmann, der sein Feind gewesen, ums Leben zu bringen. Der Angeklagte ward hierauf ergriffen und auf die Folter gebracht, und da er die Anklage leugnete, so ward der Fähndrich ebenfalls auf die Folter gespannt und so heftig gemartert, daß ihm die Eingeweide zersprangen. Als er daher aus dem Gefängnisse entlassen und nach Hause gebracht wurde, verschied er elendiglich. So rächte Gott die Unschuld Disdemona's; und den ganzen Hergang erzählte die Frau des Fähndrichs, die nun alles wußte, nachdem er, wie ich euch erzählt habe, ums Leben gekommen war.

---

## 58. Die Witwe von Fondi.

(6, 6.)

In Fondi, einer der Familie Colonna gehörigen Stadt, lebte dereinst eine verwitwete Edelfrau Namens Livia, welche einen einzigen sehr artigen und wohlerzogenen Sohn

hatte, den die Mutter über alles in der Welt liebte. Dieser Jüngling verliebte sich in eine der Frauen, welche zuchtlos andern ihren Körper preis geben, er bekam über sie mit einem andern Edelmann Streit, sie selbst nach Art von ihres Gleichen liebte weder den einen noch den andern, außer insofern sie dachte, dem einen vortheilhafter als dem andern die Haut abziehen zu können. So begegnete denn das Unglück, daß die beiden Männer vor der Thüre jener Buhlerin zu den Dolchen griffen und miteinander in Streit geriethen; leider wurde der Sohn der Witwe durch einen Stich unter der linken Brust verwundet, der Stich drang so tief ein, daß er ihm das Herz berührte und er plötzlich todt niederfiel. Der Mörder sah die Schergen des Schultheißen auf sich zueilen, um sich seiner zu bemächtigen; er versuchte, schnellfüßig, wie er war, sich durch die Flucht zu retten, fand in seinem Laufe die Thüre der Mutter des getödteten Jünglings offen und trat zitternd und zagend vor Livia mit den Worten: Erbarmt euch meiner, Madonna, und verbergt mich vor den Schergen des Schultheißen, die hinter mir drein sind, um mich zum Tode abzuführen.

Die gute Frau, zu der die Nachricht von ihres Sohnes Ermordung noch nicht gedrungen war, fühlte sich von tiefem Mitleid ergriffen mit dem Unglücklichen, forschte nicht lange nach dem Grunde, weshalb er den Tod fürchte, und sprach: Sei versichert, daß du in meinem Hause so wohl geborgen sein sollst, wie mein eigenes Kind.

Darauf verbarg sie den Jüngling an einem Orte, den sie für sicher halten zu dürfen glaubte. — Während sie nun in Angst und Sorge war, die Häscher möchten in das Haus kommen und nach dem jungen Manne suchen, brachte man ihren erschlagenen Sohn einher unter allgemeinen Trauerbezeugungen von der ganzen Nachbarschaft. Als die arme Mutter ihren Sohn todt sah, begann die Tiefbetrübte laut gen Himmel zu schreien, sie rang die Hände, zerkratzte sich das Gesicht, rief ihren

Sohn bei Namen und sprach: O Scipione (dies war der Name des Todten), kaum noch bist du von mir geschieden, und wie ganz anders wirst du nun zu mir zurückgebracht! Wessen war die grausame Hand, die mich dir so elendiglich geraubt hat? In welchem unseligen Augenblicke mußtest du, mein Sohn, aus dem Hause gehen und deine trauernde Mutter verlassen? Wehe mir, die ich fast das mir bevorstehende Unglück ahnte und bis an die Thüre dich begleitend dich nicht auszugehen bat! O daß ich mit dir gegangen wäre! Ich würde dich gegen die ruchlose Hand vertheidigt haben, die mir dein Leben nahm. O hättest du deiner Mutter gefolgt, so würdest du noch am Leben und ich nicht das betrübteste Weib auf Erden sein. Du, mein Sohn, hast alle meine Ruhe und Zufriedenheit mit dir hinweggenommen, und mich in den tiefsten Abgrund der Trauer gestürzt, der auf Erden einen menschlichen Geist umfangen kann. Wohin soll ich nunmehr noch meine Hoffnungen richten? Wer soll nunmehr die Stütze meines hinfälligen Alters sein, da du mir so grausam entrissen bist? Warum habe ich den Bösewicht, der dich mir getödtet hat, nicht in meinen Händen, um durch seinen Tod für den deinigen die Rache zu nehmen, die ich dir als deine Mutter schuldig bin, die dich, liebster Sohn verloren hat!

Unter solchen und ähnlichen Klagen trocknete sie das Blut der Wunde mit ihren aufgelösten Haaren und wusch sie mit ihren heißen Thränen, sodaß nicht nur das Haus, sondern die ganze Straße von ihrem Jammergeschrei ertönte; dabei wünschte sie nichts sehnlicher, als daß der Mörder erwischt und vom Henker in Stücke gerissen werde. — Die Häscher hatten bereits Anzeige erhalten, daß Scipione's Mörder in das Haus der Mutter des Todten geflohen sei, und während sie die Leiche ihres Sohnes in den Armen hielt, traten sie zu der Frau und sagten: Wir haben gehört, daß der Übelthäter in deinem

Hause sich versteckt hat. Liefere uns ihn aus, damit wir ihm die gerechte Strafe für sein Vergehen angedeihen lassen und dich durch eine Rache für deines Sohnes Tod befriedigen können.

Von ihrem Schmerze hingenommen erwiderte Livia kein Wort und bekümmerte sich mit dem Todten beschäftigt überhaupt nicht um das, was um sie her vorging und gesprochen wurde. Die Diener der Gerechtigkeit traten daher ins Haus, suchten viel umher und fanden zuletzt den Mörder, welcher bereits den Lärm gehört hatte, der bei den Nachforschungen nach ihm entstand, und voll Todesangst zitterte und bebte. Sie ergriffen ihn, banden ihm die Hände und sagten: Du Missethäter, die göttliche Gerechtigkeit hat es gefügt, daß du gerade in das Haus der Frau gekommen bist, der du ihren geliebten Sohn erschlagen hast.

Dann schleppten sie den Gebundenen vor Livia.

Sieh hier, Frau, den Mörder, sprachen sie. Morgen wirst du ihm den Lohn ertheilen sehen, welchen er verdient.

Livia sah nun, daß es derselbe Jüngling war, dem sie ihren Schutz zugesagt hatte, und wurde mit einem Male vom heftigsten Zorn und vom erbarmendsten Mitleid ergriffen; zu jenem spornte sie der Anblick der Leiche ihres Sohnes, wobei sie sehnlich wünschte, den Mörder desselben zum Tode geführt zu sehen, zu diesem die Betrachtung des Misgeschicks des Jünglings, der sich eben in das Haus derjenigen geflüchtet hatte, die er am ängstlichsten hätte meiden sollen. Außerdem bewog sie aber ihr ihm gegebenes Wort, ihn so sicher zu hüten, als ob es ihr Sohn wäre, zu dem christlichen Verlangen, ihm zu vergeben und ihn vom Verderben zu erretten. Sobald der Jüngling sich in diese Lage gebracht sah, daß er seinen Tod für ganz sicher hielt, warf er sich vor Livia auf die Kniee nieder und sprach zu ihr mit Thränen in den Augen: Madonna, da mein Unstern gewollt hat,

daß ich statt dieses Land zu verlassen, um mich zu flüchten, oder, wenn mir das nicht möglich geworden wäre, mich in der Stadt selbst an tausend Orte zu begeben, wo ich sicher gewesen wäre, ich gerade in euer Haus gekommen bin, die mich nicht nur nicht erretten darf, da ich der Mörder eures Sohnes geworden bin, sondern die ein Recht hat mir alles Schlimme anzuwünschen, wie nur irgend einem Todfeinde, so bitte ich euch in dieser meiner äußersten Noth, mir wenigstens die Gnade zu erweisen, mir meinen Fehltritt zu vergeben, nicht, um der Strafe des begangenen Mordes zu entgehen, welche ich euch mit Recht in Anspruch nehmen sehe, die ich, wie ich selbst erkenne, wohl verdiene und zu welcher mich meine Führer, die mich in Verhaft genommen, nun bringen werden, sondern um doch wenigstens beim Tode den Trost mit ins andere Leben zu nehmen, von euch Vergebung meiner Verirrung erlangt zu haben; und nicht ohne Grund nenne ich es Verirrung, denn nicht mit meinem Vorsatz, sondern durch Zufall ist dieser Jüngling gestorben, dessen Tod ihr nun beweinet, und ebenso konnte er mich umbringen, wie das Schicksal nun gefügt hat, daß ich ihn umgebracht habe, was mich aufs tiefste schmerzt, nicht allein weil ich jetzt selbst den Tod drohend vor mir sehe, sondern wegen des Schmerzes, den ich, wie ich sehe, euch bereitet habe, die mir so liebevoll sich zu meinem Schutze bereit erklärt hat; und wenn ich jetzt mit meinem Tode eurem Sohne das Leben wieder gewinnen könnte, so würde ich ihn sehr gerne übernehmen, ja hier vor euren Augen würde ich mir ihn selbst geben, nicht um mich der Hand der Gerechtigkeit zu entreißen, in welcher ich jetzt bin, sondern um nach bestem Vermögen euch zufrieden zu stellen; oder vermöchte ich die Gesetze des Blutes und der Natur umstoßend mich in euren Sohn zu verwandeln, und euch zu bewegen, meine Mutter zu werden, ich würde gewiß ebenso liebreich und gehorsam gegen euch sein, als wenn ihr mich geboren hättet. Da

ich aber dies nicht zu leisten vermag und sehe, daß es umsonst wäre, euch zu bitten, ihr sollt mich zu euerm Sohne annehmen, da ihr den, den ihr geboren, todt vor euch seht, der euch mich nicht als euren Sohn, sondern als euren Feind betrachten läßt, Dank sei es meinem Unstern, so kehre ich zu meiner ersten Bitte zurück und ersuche euch von neuem, mir zur Erleichterung meines Elends zu verzeihen; ich flehe darum nicht um meinetwillen, sondern bei der Liebe, die ihr für euren Sohn gehabt, und bei dem Worte, das ihr mir gegeben, als ihr mich in euer Haus so liebevoll aufnahmet. Gewährt es mir, daß im Gedanken, dies von eurer Güte erlangt zu haben, mir der Tod weniger schwer wird, den ich vor euren Augen sehe.

Diese Worte rührten sogar die Schergen, welche sonst an Grausamkeit gewöhnt sind, zum Mitleid mit dem armen Manne, geschweige das weiche Herz der trauernden Mutter. Wiewol sie ihren getödteten Sohn noch in den Armen hielt, so wandte sie sich doch mit folgenden Worten an den Jüngling: Ich glaube nicht, daß es auf Erden einen schärferen Schmerz gibt noch geben kann, als den ich empfunden und noch empfinde um den Tod des von dir grausam erstochenen Sohnes, den ich hier sehe; denn er war mir der beste und gehorsamste Sohn, den je eine Mutter geboren. Betrachtete ich blos den großen Verlust, den ich durch dich erlitten, und den unglaublichen Kummer, von dem du mich erfüllt siehst, so würde ich es nicht nur nicht über mich gewinnen, dir zu vergeben, sondern ich müßte wünschen, dich so blutig gestraft zu sehen, wie es die Beschaffenheit des begangenen Verbrechens verdiente. Da es aber Gottes Wille gewesen ist, daß du, der mein Haus wie das eines Todfeindes hätte fliehen sollen, hereingekommen bist, um Rettung zu suchen, und ich dich, als wäre ich deine Mutter, hier aufgenommen und dir mein Wort verpfändet habe, dich zu retten, so muß ich annehmen, es sei dies auf

eine geheime Fügung der unsterblichen Götter geschehen, welche meine Gesinnung auf die Probe stellen und sehen wollten, ob ich auch zu der Zahl derjenigen Frauen gehöre, welche von Natur nach Rache verlangen, und so weiß ich dir so zu vergeben, wie andere Rache zu nehmen verstehen würden. Da es nur durch einen Zufall geschehen ist, daß ich meines Sohnes beraubt worden bin, und nicht dein Wille die Schuld trägt, so soll auch in mir die Gnade die Oberhand erhalten über die Rachelust, die mich mit schärfstem Stachel zu deinem Tode treibt, ich will jetzt die Gesetze der Natur und die Vorschriften des Blutes überwinden, die dir so unüberwindlich scheinen: und wenn du von mir Vergebung begehrst, um diesen Trost mit ins andere Leben nehmen zu können, so gewähre ich ihn dir gerne so, daß du in diesem Leben noch meiner Gnade dich zu erfreuen habest: und nicht allein vergebe ich dir die Verirrung, die du unüberlegt begangen, bereitwillig, sondern da du es zufrieden bist, mein Sohn zu sein und dich mir als solchen anbietest, so nehme ich dich auf diese Weise an und werde dich immer nicht minder hoch halten, als den, den ich unter dem Herzen getragen und welcher hier im Tode dein Bruder geworden ist. Bleib hier, um zu erkennen, wie Großes du von mir erlangt hast, und werde mir, wie dieser mir ein gehorsamer und liebender Sohn war, ebenso und halt mich als Mutter fortan, wie ich dich immer wie einen Sohn halten werde, so können wir beide glücklich leben.

Mit diesen Worten umarmte sie den Jüngling und nahm ihn zum Sohn an. Diese That der Milde erfüllte alle Umstehenden mit Rührung und Erstaunen. Die Schergen aber, so sehr auch selbst dieser Auswurf der Menschen sich über diese Handlung des Erbarmens wunderte, wollten doch nicht unterlassen, den Gefangenen vor den Schultheißen zu führen. Es half nichts, daß die Witwe vorstellte, daß das Unrecht ja ihr geschehen sei und wenn sie dem Mörder verzeihe, so dürfe sich nie-

mand weiter um das, was ihr begegnet sei, bekümmern, als sie selbst. Sie führten also den Jüngling zum Gerichtsvogte ab, und er rief ihr noch scheidend zu: Meine Mutter, da ihr mich als euren Sohn angenommen habt, vertheidigt mich mütterlich!

Durch diese Worte wurde sie so innig gerührt, daß sie den Leichnam ihres Sohnes mit einem schwarzen Tuche bedeckte und dem armen Sünder bis ins Gerichtshaus folgte.

Messere, sagte sie zum Schultheißen, es kommt euch nicht mehr zu eure Gewalt gegen diesen Gefangenen anzuwenden, denn ich, die Mutter des Jünglings, den er erschlagen hat, habe ihm verziehen und ihn an Kindes Statt angenommen. Ich wünsche ebenso herzlich sein Wohlergehen, wie das meines leiblichen Sohnes, und ersuche euch nicht weiter gegen ihn zu verfahren.

Der sehr strenge Richter, dem der harte Buchstabe des Gesetzes mehr galt, als die Milde der Frau, erwiderte ihr aber: Livia, wenn ihr dem Mörder verziehen und ihn zum Sohn angenommen, so habt ihr wohlgethan und einen giltigen Beweis eures edeln Sinnes abgelegt. Aber es hat ihm um dessen willen noch keineswegs das Recht verziehen und ich kann durchaus nicht umhin, ihn für etwas anderes, als für einen Mörder zu halten, wenn ich die Gerechtigkeit aufrecht erhalten will, zu deren Schutze ich aufgestellt bin: ich darf nicht unterlassen, ihm den Tod zuzuerkennen.

Er befahl hierauf, ihn ins Gefängniß zu führen und ihm am folgenden Tag den Kopf abzuschlagen.

Ach, Messere, sprach die Witwe ferner zu ihm, thut mir doch nicht mit eurer strengen Gerechtigkeit die Ungerechtigkeit an, mich doppelt elend zu machen! Ein unvorhergesehener Unfall gab mir Veranlassung, den Tod eines Sohnes zu beweinen, den ich der Natur verdanke, und ihr wollt mit Vorbedacht durch eure Härte mich den Tod dieses andern beweinen machen, der durch die freie

Wahl mein eigen geworden ist! So hätte ich mich weit mehr über euch zu beklagen, wenn ihr das thätet, als über den, der mir meinen ersten Sohn umgebracht hat.

Diese Worte machten jedoch keineswegs auf das Gemüth des Richters Eindruck, vielmehr zeigte er sich entschlossen, der vollen Strenge des Gesetzes freien Lauf zu lassen, um den ihm von seinen Obern aufgelegten Pflichten Genüge zu thun. Es befanden sich gerade damals in Fondi Herr Prospero Colonna, ein ebenso wohlwollender und menschenfreundlicher, als hochsinniger und kraftvoller Herr. Sowie nun Livia von seiner Anwesenheit Kunde erhielt, ging sie zu ihm und sprach zu ihm zuversichtlich: O gnädiger Herr, seid mir doch auch so huldvoll günstig, wie der Name Prospero, den ihr führt, mich vertrauen läßt, daß ihr sein werdet. Da euch die göttliche Gnade Macht und Gewalt über Gesetze und Richter gegeben hat, um ihre Härte und noch vielmehr eure eigenen Befehle zu mildern und beide auf das Maß der Billigkeit zurückzuführen, so bitte ich euch um Gnade für meinen unglücklichen Sohn, den euer Schultheiß zur Enthauptung verurtheilt hat. Weder meine Bitten noch angeführten Gründe haben ihn zu bewegen vermocht, Milde zu üben, und so werde ich bald seinen Tod beweinen müssen, wofern mir nicht eure Barmherzigkeit Trost verleiht in meiner Bedrängniß.

Hierauf erzählte sie dem edeln Herrn Alles, was vorgegangen war. Der Grundherr staunte über das Wunder, welches die Gnade in dem Gemüthe dieses Weibes bewirkt hatte, welche uneingedenk des Todes ihres Sohnes seinen Mörder an Sohnes Statt angenommen. Daher sprach er, als er ihre Seelengröße sah, mit echt römischem Sinne: Deine milde Gesinnung, Weib, soll die Strenge des Gesetzes und die Bestimmtheit unserer Aufträge beugen, und da du so hochherzig und tugendhaft gehandelt hast, so schenke ich dir den Sohn deiner Wahl, dem zwar der Schultheiß von Rechtswegen den Tod zuer-

kannt hat, dem aber meine Gnade das Leben ferner fristen will.

Er ließ hierauf auch den Jüngling selbst vorführen und erklärte ihm: Dein Vergehen würde dem Urtheil des Schultheißen gemäß den Tod verdienen; doch der Edelmuth, womit dir diese Witwe ihres Sohnes Mord vergilt, während du ihr so großen Anlaß gegeben hattest zu dem Wunsche, dich todt zu sehen, verdient, daß ich dich ihr lebendig überlasse. Ich thue dies gern ihr zu Gefallen und damit sie die Frucht ihrer Großmuth genieße. Bedenke du, wie sehr du ihr verpflichtet bist, und bezeuge dich immer gegen sie so, wie ihre außerordentliche Güte verdient, wodurch sie sich um so mehr erhaben über ihr Geschlecht gezeigt hat, als die von dir erlittene Beleidigung sie nicht bestimmen konnte, dir gnädig zu sein.

Der Jüngling sagte dem Herrn den tiefsten Dank dafür, daß er ihm das Leben geschenkt, und versprach ihm, sich immerdar so aufzuführen, daß die Witwe ebenso wie er selbst Ursache haben, fortwährend mit der von ihm geübten Dankbarkeit zufrieden zu sein. — Von ihrem hochsinnigen Gebieter entlassen gingen sie sofort nach Hause, bereiteten dem Todten ein stattliches ehrenvolles Begräbniß und lebten in Eintracht zusammen. Nach einigen Jahren fühlte die Witwe das Ende ihres Lebens herannahen. Ehe sie ihren Geist aufgab, ließ sie den Jüngling rufen, welchem sie den Namen ihres verstorbenen Sohnes beigelegt hatte, reichte ihm die Hand und sprach: Scipione, es ist nunmehr der letzte Abschnitt meines Lebenslaufs eingetreten; ich fühle mich dem Tode nahe, vor welchem ich als vor der der ganzen Menschheit nothwendigen und allgemeinen Bestimmung an sich selbst keine Scheu trage. Wohl aber schmerzt es mich, daß ich bei meinem Scheiden aus diesem Leben mich auch von dir trennen muß, mit dem ich so gern einen viel längeren Zeitraum vereint geblieben wäre, als das Schicksal

mir gönnt. Da es indessen die Naturnothwendigkeit so erheischt und nicht anders zuläßt, so will ich, Scipione, gleichwie ich mich im Leben dir als liebreiche Mutter erwiesen habe, daß du mich auch als eine solche im Tode erkennst, und habe dich demgemäß in meinem Testamente zum Haupterben eingesetzt. Ich bitte dich bei dem Wohlwollen, daß ich dir von dem Augenblicke an bethätigte, als ich dich wie meinen Sohn empfing und dir seinen Namen beilegte, und bei der innigen Übereinstimmung, die zwischen uns bestand, so lange unser gemeinschaftliches Leben dauerte, daß du mein Andenken immerdar lebendig in dir erhältst. Wofern ich diese Hoffnung mit mir nehmen kann, wird es mir, wiewol ich dich verlassen muß, doch nicht anders sein, als lebte ich noch bei dir.

Scipione konnte nach dieser Anrede die Thränen nicht zurückhalten und erwiderte: Mir ist es nicht minder schmerzhaft, als euch, meine theuerste Mutter, uns durch den Tod von einander geschieden zu sehen, und ich würde mich überglücklich schätzen, wenn ich dies durch irgend ein Mittel abzuwenden wüßte, ebenso wie ich mich höchst unglücklich fühle, wenn ich sehe, daß es nicht in meiner Macht steht. Da euch denn aber die verhängnißvolle Stunde so bald schlagen soll, so will ich doch in Gedanken unablässig bei eurem seligen Geiste im Himmel weilen, gleichwie ich euch gegenwärtig hier vor Augen stehe. Darum fürchtet nicht, daß euer Gedächtniß je in meinem Sinne ersterben werde, so lange mein Leben währt, dem ich eine ewige Dauer wünschen möchte, nur damit das Andenken eures Namens ewig in mir lebe.

Ich glaube, es wird geschehen, erwiderte die Frau; sie ließ sich von ihm die rechte Hand reichen, drückte sie ihm fest als Zeichen der Treue, zog ihn zu einem feurigen Kusse zu sich heran und nahm dann von Scipione den letzten Abschied.

Mein Sohn, sprach sie, die himmlische Gnade lasse

es dir wohlergehen und segne Alles, was du hienieden thust; dies ist mein inbrünstiges Gebet.

Nach diesen Worten endete sie ihr Leben zum größten Leidwesen ihres Sohnes. Er ließ sie ehrenvoll in ein Grab von weißem Marmor begraben und auf dasselbe Verse einhauen, welche die edle Milde der Frau und seine Trauer um ihren Tod ausführlich aussprachen.

---

## 59. Filippo Sala und sein Herr.

(6, 7.)

Filippo Sala ein edler ferrarischer Bürger war von Natur mit schönem Äußern, sehr einnehmendem Geschick zur Unterhaltung, Rede und Verhandlung ausgestattet, und auch sonst war das Glück nicht karg mit seinen Gaben gegen ihn gewesen; denn durch Erbschaften, welche ihm von seinem Vater, sowie von andern Verwandten zufielen, erlangte er einen anständigen Reichthum. Wenn nun dieser Reichthum jedem andern hätte genügen können, der nicht über seine Kräfte hinausgestrebt, so gab er, obwol ein geborner Bürger, sich doch das Ansehen eines großen Herrn und fing unbedachtsamer Weise an, große Summen in Spiel, Kleidern, Pferden, Jagden, auf die er sich zu Lande wie mit Falken gründlich verstand, zu verschwenden, und dehnte seine Liebeshändel so weit aus, daß er in kurzer Zeit Alles ausgegeben hatte, was er besaß, und in Armuth versunken war. Er pflegte oft nach Venedig zu kommen, das einen Überfluß an leichtfertigen für Geld erkäuflichen Frauen besitzt; dort lebte er mit vielen von ihnen äußerst vertraut, er bezahlte und schenkte reichlich, als wäre er ein großer Fürst, sein Äußeres war sehr einnehmend, er konnte singen, spielte

verschiedene Instrumente, besonders die Laute, sehr geschickt, und erwarb sich solche Beliebtheit bei derartigen Frauen, daß keine war, die nicht gewünscht hätte, sich ihm zu ergeben, um seiner ritterlichen Freigebigkeit theilhaftig zu werden und sich seiner Anmuth zu erfreuen. Da geschah es, daß eine dieser Dirnen, die in ihrem schändlichen Gewerbe eines großen Rufes genoß, für Filippo so heftig entbrannte, daß ihr gar nicht wohl war, als so lange sie in seiner Gesellschaft verweilte, und auch er verliebte sich in ihre außerordentliche Schönheit dergestalt, daß er auch, als er nicht mehr viel zu verschwenden hatte, nicht unterließ, sein Verlangen nach ihr zu befriedigen und durch Geschenke ihre Liebe zu nähren. Als es nun aber mit seinem Vermögen ganz zu Ende war, schied er, ehe die Frau seinen Verlust bemerkte, unter einem guten Vorwande von ihr, hinterließ ihr jedoch eine Menge von Versprechungen und namentlich die, daß er in wenigen Tagen wieder zu ihr zurückkehren werde. Als er nach Ferrara kam und ihm nun nichts übrig geblieben war von seiner reichlichen Verschwendung, als der Verdruß, hielt er sich ärmlich zu Hause. Doch hatte er die ihm angeborene Seelengröße keineswegs eingebüßt und er ertrug seine gedrückten Verhältnisse mit eben der hohen Gesinnung, womit er seine Reichthümer durchzubringen wußte, und trotz dem, daß er Alles verloren hatte, glaubte er doch in seinen Gedanken noch auf silbernen Gefäßen Fasanen, Rebhühner, Hasen und andere Leckerbissen zu verspeisen, gleich als ob er sie in der That noch in so reicher Menge, wie vordem besessen hätte, da er sie zu bezahlen im Stande war. Ebenso pflegte er es mit seiner Kleidung und andern Bedürfnissen des Lebens zu halten, an denen es ihm gebrach. Wie große Noth er aber auch litt und wie viele Edelleute ihm auch aus Mitleid mit seiner Armuth ihre Unterstützung anboten, so wollte er doch durchaus nicht das Mindeste von ihnen annehmen, son=

dern behauptete, er könne ebensowol ihnen Geschenke geben, als sie ihm. Es lebt in Ferrara der Graf Paolo Costabili, nicht weniger freigebig und edel gesinnt, als sich bei seinem großen Reichthum schickt; dieser als ein Freund kräftiger Menschen fühlte sich von Filippo's Festigkeit, seiner Anmuth in der Unterhaltung, seiner Geschicklichkeit in Geschäften und andern seiner obengenannten Eigenschaften, welche jedem großen Fürsten theuer sein müssen, so angezogen, daß er ihn ins Haus nahm, nicht als Diener, sondern als lieben Freund, und alle seine Bedürfnisse mit freigebigster Hand befriedigte, sodaß er sagen konnte, er habe in diesem edeln Hause, was er wünsche. — Derweil nun Filippo's Schicksal diese Wendung genommen hatte, erwartete die obenerwähnte Buhlerin in Venedig sehnsüchtig seine ihr zugesagte Rückkehr; und da sie Monate ja vielleicht Jahre verstreichen sah, ohne daß er zu ihr kam, fürchtete sie von ihm vergessen und verschmäht zu sein, und da sie weder Brief noch Botschaft von ihm erhielt, beschloß sie, getrieben vom scharfen Stachel der Liebe, welche Filippo's Liebenswürdigkeit und ritterlich freigebiges Wesen in ihr entzündet hatte, nach vielem Besinnen, nach Ferrara zu gehen, um ihn aufzusuchen, denn sie meinte, er sitze in demselben Reichthum, wo er reichlich spenden und geben könne, wie er es in Venedig seiner Zeit geübt habe. Sie schickte also einen Diener nach Ferrara voraus, um eine Wohnung auf einige Tage zu miethen; dann ließ sie eine Barke für sich zurecht machen, bestieg sie in Gesellschaft ihrer Dienerinnen und fuhr nach Ferrara ab. Als sie sich bei ihrer Ankunft nach einem Herrn Filippo Sala erkundigte, fand sie keine Spur von ihm auf, weil die Armuth, worin er versunken war, seinen Namen fast in gänzliche Vergessenheit begraben hatte; außerdem ließ er sich in Venedig Herr Filippo nennen, während er in Ferrara nur unter dem Namen Filippino oder Philippchen bekannt war und ihm niemand den Titel

Herr gab, den er sich durch seine Freigebigkeit in Venedig erworben hatte. — Die Frau bereute nun fast, die Reise unternommen zu haben um seinetwillen. Während sie nun so darüber nachdachte, erblickte sie zufällig einen der Gefährten Filippo's, der in Venedig gleichfalls ihre Bekanntschaft gemacht hatte. Sie rief ihn zu sich und fragte nach Herrn Filippo. Er kannte seine Verhältnisse genau, antwortete ihr aber vorsichtig, er habe ihn schon geraume Zeit nicht gesehen, weil er in bedeutenden Geschäften seines Herrn zu thun gehabt habe, halte aber dafür, daß es ihm wohlergehe. Auf diesen Bescheid konnte die Frau noch in der Hoffnung beharren, ihn in guten Umständen wiederzufinden und mit ihrem Besuche in Ferrara ihm nicht ungelegen zu kommen.

Seid doch so gut, sagte sie, zu ihm zu gehen und ihm zu sagen; ich sei, von meiner großen Liebe zu ihm angetrieben, nach Ferrara gekommen, um ihn zu sehen, und veranlaßt ihn mich zu besuchen! Ihr könntet mir keinen größeren Gefallen und Freundlichkeit erzeigen, als damit.

Filippo's Freund antwortete ihr, sobald er ihn sehe, wolle er mit Vergnügen sich dieses Auftrages entledigen. Er nahm von ihr Abschied und begab sich sogleich zu Filippo, um es ihm zu melden.

Du weißt wol nicht, sagte er, daß die wohl Bekannte nach Ferrara gekommen ist und dich eifrig aufsucht. Ich fürchte, sie erlangt am Ende Kunde von deinen jetzigen Umständen und geht unzufrieden mit dir und mit den geringen Ehren, in denen du stehst, nach Venedig zurück, und während du dort seither für einen großen Herrn gegolten, gibt man dir am Ende einen von dem jetzt erworbenen sehr verschiedenen Namen.

Diese Worte gingen Filippo durchs Herz und er fragte seinen Freund, wie er zu dieser Nachricht gekommen sei. Der Freund erzählte alles, was zwischen ihm und der Curtisane besprochen worden sei und was er zu

seinen Gunsten gesagt habe, und Filippo dankte ihm vielmals, so behutsam gegen sie sich ausgedrückt zu haben, ward aber ganz betrübt und niedergeschlagen, als er nach diesem Gespräche bedachte, wie er doch auf keine Weise auch nicht im Geringsten im Stande sei, dem Rufe zu genügen, den er sich in Venedig erworben und in dem ihn jener neuerdings gegen die Frau bestätigt hatte. Der Graf, der gewohnt gewesen war, ihn heiter und aufgeräumt zu sehen und nun mit Einem Male diese unendliche Schwermuth an ihm entdeckte, der zufolge Scherz und Spaß und alle gute Laune und Heiterkeit von ihm gewichen und vertrieben war, sagte zu ihm: Was hast du, Filippo? Was wandelt dich so plötzlich an, das dich so außer dir selbst bringt und dich so ganz anders erscheinen läßt, als du warst? Wo ist deine Munterkeit und dein fröhliches Wesen hin?

Filippo kannte zwar den Grafen als einen freigebigen großmüthigen Herrn; es schien ihm jedoch unmäßig viel dazu zu gehören, der hohen Meinung, welche jenes Weib in Venedig von ihm gefaßt hatte, zu genügen, sodaß er nicht wagte, seinem Beschützer die Ursache seiner Betrübniß zu entdecken.

Graf, antwortete er daher, der Grund des mich bedrückenden Kummers liegt allzu tief, und da ich weiß, wenn ich ihn ausspräche, würdet ihr um meinetwillen betrübt werden, so schweige ich, um euch nicht zu belästigen, und ertrage ein Übel, dem nicht abzuhelfen ist, für mich allein.

Hierauf sprach der Graf mit sehr wohlwollendem Gesichte: Ei, Filippo, so lange wir noch leben und athmen, gibt es in allen Dingen Rath und Hilfe. Verbirg mir die Ursache deiner Schwermuth nicht! Vielleicht ist das, was du als so unrettbar aufgibst, doch nicht so ganz verloren, wie du glaubst, und du siehst wol deine hoffnungslose Niedergeschlagenheit noch in völlige Genüge übergehen. Sage es mir, ich bitte dich. Wenn es etwas ist,

worin ich dir mit Allem, was mir zu Gebote steht, helfen kann, so sollst du mich so bereit finden, es zu thun, als wenn es für mich selber wäre.

Diese Worte erweckten in Filippo große Hoffnungen, er könne auch in seiner Armuth die schöne Venezianerin glauben machen, der Titel Herr gebühre ihm in Ferrara so gut, als er ihn in Venedig erworben hatte.

Herr Graf, sagte er daher zu dem Grafen, während mir das Schicksal noch lächelte, liebte ich in Venedig eine sehr schöne feine Curtisane und zu meinem Glück oder Unglück entbrannte auch sie in solcher Leidenschaft gegen mich, daß sie alle andern verschmähend, welchen sie vorher gefällig gewesen war, ihr ganzes Sinnen und Trachten ausschließlich auf mich allein richtete und daß ich der Besitzer dieser seltenen Schönheit wurde, die jeden mit Bewunderung erfüllte, für alle die zu grenzenlosem Neide, die sich früher von ihr für besonders begünstigt erachteten. Diese Liebschaft hielt aus, so lange als mein Beutel, nicht etwa, als ob sie mich nun weniger hochgeschätzt hätte, sondern weil ich mich in der Unmöglichkeit sah, längere Zeit auf demselben Fuße, wie seither, mit ihr zu leben. Ich hielt es demnach für gerathener, mich von ihr zu entfernen, und sie in der von mir gefaßten Meinung zu lassen, als länger bei ihr zu bleiben, das Ansehen zu verlieren, das ich bei ihr gewonnen, und am Ende unter großer Schmach den andern zum Gelächter zu werden, die sie um meinetwillen verlassen hatte. Ich setzte daher Versprechungen an die Stelle, wo ich mit Thaten nicht ausreichte, schützte ein unvorhergesehenes wichtiges Ereigniß vor, das mich nach Ferrara zurückrufe, und trennte mich von ihr. Die Augen standen ihr voll Thränen, als ich von ihr Abschied nahm, und als sie mich das letzte mal umarmte, bat sie mich, unsere baldige Wiedervereinigung nicht zu verzögern. Ich ging nur mit dem innigsten Misvergnügen von ihr fort, und wenn ich außer dem vergeudeten noch weiteres Vermögen gehabt

hätte, so schwöre ich euch bei meiner Ehre, ich würde es zu Geld gemacht haben und hingegangen sein, um sie noch ferner zu genießen. Aber mein Schicksal wollte, daß ich schon meinen letzten Heller mit ihr durchgebracht hatte. Ich meinte nun längst von ihr vergessen zu sein und sie denke nicht mehr an mich, siehe da kommt sie nach Ferrara und spürt mir eifrig nach. Nun fürchte ich sehr, sie möge mich finden und für den armgewordenen Edelmann erkennen, der ich bin, wenigstens der That, ob auch nicht dem Geiste nach, und das erregt mir unendliches Leidwesen; denn ich sehe klar, daß der Ruf, den mir mein früheres Leben bis hierher erhalten hat, mir nunmehr von meinem jetzigen ganz entrissen wird, und meine Armuth selbst die ich stets muthvoll ertragen habe, ist mir nie so lästig gewesen, als jetzt, wo ich mir die Mittel fehlen sehe, diese nach meinem Wunsche und nach dem Verdienste ihrer Handlungsweise zu ehren, indem sie herkommt, mich aufzusuchen.

Der Graf, dessen Sinn nicht dahin ging, Schätze aufzuhäufen, wie diejenigen zu thun pflegen, die ihren Reichthum nicht besitzen, sondern vielmehr von ihm wie Sklaven in der Weise besessen werden, daß sie keinen Heller für sich selbst, geschweige denn für andere auszugeben wagen, sagte, als er die ihm von Filippo erzählte Geschichte vernommen hatte: Wie nun, Filippo, hast du so wenig Vertrauen zu mir, daß du nicht glaubst, ich werde dir das Unrecht vergüten, das dir dein schlimmes Geschick anthut? Sei gutes Muths, denn es ist mein Wille, daß, wenn dich dieses Weib in Venedig für einen Herrn gehalten hat, sie dich in Ferrara für einen König halten soll. Die Meinigen sind, wie du weißt, in Vicovovo und ich bin hier mit acht oder zehn Dienern, Pferden, Wagen und allen Dingen, die nur irgend von Nöthen sein würden, irgend einer großen Dame die schuldigen Ehren anzuthun. Mein Haus sammt allem, was darin ist, sei für zehn Tage dein! Hole deine Geliebte mit

meinem Hofwagen zu dir ab. Ich lasse dir alle diese Diener auf diese Zeit zu Befehl und gehe die wenigen Tage aufs Land. Du magst indessen in meinem Hause gebahren, wie du von mir voraussetzen würdest, daß ich thäte, um ein zärtlich geliebtes Weib ehrenvoll darin zu empfangen.

Filippo fühlte sich durch die Worte des Grafen vollkommen getröstet, schämte sich jedoch, zuzugeben, daß der Graf sein Haus verlasse und ihm ganz einräume, und ihn so ganz über das Haus und was darin war schalten lasse.

Eure Gefälligkeit gegen mich, sagte er zu dem Grafen, ist mir zwar theuer und ich konnte von eurer Großmuth nichts anderes erwarten; aber da ich nicht durch Annahme eures mir gütigst gemachten Anerbietens, während ich meine Achtung vor andern zu erhalten suche, nicht mich euch gegenüber in ein nachtheiliges Licht setzen möchte, kann ich dieses Erbieten nicht in seinem ganzen Umfange annehmen. Es genügt mir, mit einer oder zwei Abendmahlzeiten diese meine Geliebte ehrenvoll zu empfangen und sie anständig auszustatten, um nach Venedig zurückzukehren; das Weitere will ich mit Worten abmachen und bin gewiß, sie wird zufrieden wegreisen.

Der Graf, dessen Großmuth den Umfang seiner Reichthümer noch übersteigt, ließ sich durch Filippo's Worte nicht von seinem Plane abbringen.

Filippo, sagte er, wenn du auch, wie du mir gesagt hast, zufrieden wärest, so wäre doch ich noch nicht zufrieden, da ich sonst nicht das Bewußtsein hätte, für einen Freund Alles gethan zu haben, was ich in ähnlichem Falle um meinetwillen thäte. Darum bleibe es dabei, und wenn es dir zu viel scheint für deine Bescheidenheit, so scheint es mir noch viel zu wenig für das, was ich einem Freunde wie du zu thun verpflichtet bin.

Nachdem er dies gesprochen, rief er alle seine Diener vor sich und sagte zu ihnen: Ich lasse in meinem Palaste

auf zehn Tage Filippo als unumschränkten Gebieter über das Haus und Alles, was darin ist, zurück, und es ist mein Wille, daß ihr ihm gehorchet und dienet, nicht anders, als wenn ich es selbst wäre. In dieser Zeit sagt ihr der Frau, welche er hierher bringt, das Haus und was darinnen ist, gehöre Filippo; und wer von euch hierin mir zuwider handelt, hat meine Ungnade zu gewärtigen.

Dann faßte er Filippo's Hand.

Du wirst, sagte er zu ihm, ihnen befehlen, was dir erforderlich scheint, um diese deine Frau hier in Ferrara zu ehren und sie nach Venedig zurückzubringen, so ehrenvoll, als dir zweckmäßig scheint; und diese meine Leute sollen deinen Befehlen aufs Bereitwilligste gehorchen, wie wenn ich selbst die Befehle ertheilte.

Filippo wollte durchaus so viel nicht annehmen, aber der Graf gestattete keine fernere Widerrede, ließ ihn im Besitz von Allem und begab sich auf das Land. Filippo zog nun die vornehmsten Kleider an, die der Graf besaß, bestieg das schönste Reitpferd mit reichem Geschirr und suchte mit vier Reitknechten seine Geliebte auf, welche ihm, als sie ihn erblickte, mit offenen Armen entgegeneilte.

Ach, Herr Filippo, rief sie, wie habt ihr es so lange können anstehen lassen, ohne mich zu besuchen! Euer langes Ausbleiben hat mich auf die Vermuthung gebracht, ihr liebet mich nicht mehr. Fürwahr, wenn ihr das Feuer der Liebe so sehr gefühlt hättet, wie ich es fühle, so hättet ihr gegenüber von mir das gethan, was ihr seht, daß ich gegenüber von euch gethan habe. Ich konnte die Bedrängniß des Wartens nicht länger mehr aushalten und habe mich genöthigt gesehen, euch endlich aufzusuchen, während doch eure unbestreitbare Schuldigkeit war, daß ihr eurem Versprechen gemäß, zu mir kamet.

Lassen wir, sagte Filippo, die Beschwerden beiseit, liebes Herz, und denken nunmehr an die Freude, da ihr jetzt hier seid.

Er brachte sodann dieselbe Ausrede vor, die schon sein Freund gegen sie geäußert hatte.

Nur das eine, sagte er, will ich zu meiner Entschuldigung anführen, daß ich im Dienste meines Herrn in sehr wichtigen Angelegenheiten beschäftigt war; er hält mich fortwährend in Arbeit und läßt mich kaum Athem schöpfen. Wenn ich aber auch nicht nach Venedig gekommen bin, so ist doch mein Herz immer bei euch gewesen und ich habe fortwährend gewünscht, es möge sich mir eine Gelegenheit bieten, wo ich mit dem Wohlnehmen meines Fürsten abkommen könnte, um euch aufzusuchen. Da ich aber dies nicht thun konnte, bin ich euch um so dankbarer für die mir bethätigte Liebe, indem ihr mich hier aufsuchtet. So angenehm mir aber auch dies ist, so kann ich dennoch nicht umhin, mich deshalb sehr über euch zu beschweren, daß ihr bei eurer Ankunft in Ferrara in eine Miethwohnung gezogen seid, statt bei mir selbst in meinem Palaste abzusteigen. Ich komme aber euch aufzusuchen, sobald ich von eurem Hiersein vernommen, um euch abzuholen aus diesem Hause und in das eurige zu bringen, denn der Palast, in welchem ich wohne, soll ebenso gut der eure sein, wie er mir gehört.

Damit wandte er sich zu einem der Diener und sagte: Geh schnell und laß meinem Wagen rüsten und herbringen, daß wir Madonna in den Palast führen.

Während der Diener hineilte, blieb Filippo bei der Frau in süßen Gesprächen, bis der Wagen kam. Als dies geschah, stieg sie mit ihren Frauen hinein und fuhr begleitet von Filippo in den Palast. Als sie diesen sah, der vielleicht seines Gleichen nicht in der Stadt hat, denn er sieht eher wie das Schloß eines großen Fürsten aus, als wie das eines Edelmanns, als sie in die Gemächer trat und alle mit den reichsten Tüchern behangen und mit reichen und sehr schönen Betten ausgestattet sah, dachte sie, der habe wol mit Recht in Venedig den Titel Herr geführt. Wenn nun die Essensstunde kam, so stand

immer Morgens und Abends der Tisch voll der besten Speisen und köstlichsten Weine, es waren Diener umher, welche alle ein so anständiges Aussehen hatten, daß sie lauter Herren schienen. Dies Alles setzte sie in Erstaunen. Auf solche Weise ging es sechs Tage fort. Endlich begehrte sie nach Venedig zurückzukehren und sagte eines Abends nach dem Essen: Herr Filippo, ich bin lange von Hause weggewesen; mit der Zeit, wo ich euch gesucht habe, mit der, in welcher ich bei euch gewesen bin und mich hier aufgehalten habe, sind zwölf Tage hingegangen. Nachdem ich euch nun aber gesehen und zu meiner großen Freude einige Tage euren Umgang genossen habe, will ich mit eurer Vergünstigung nach Venedig zurückkehren; nicht als ob ich nicht wünschte, mit euch mein ganzes Leben hinzubringen, sondern weil, wie euch die Angelegenheiten eures Fürsten vollauf beschäftigen, so auch meiner in Venedig Geschäfte von nicht geringem Belange warten und mich dahin abrufen, da sie sonst einen ganz schlimmen Gang nehmen möchten, wenn ich nicht dabei wäre.

Filippo wollte nun die ganze Vollmacht ausüben, welche die Großmuth des Grafen ihm gestattet hatte.

Liebe Seele, sagte er, es scheint, ihr seid so lange bei mir gewesen, daß es euch genügt, und mir ist es, als wäret ihr erst gestern Abend hierhergekommen. So wünsche ich denn, daß ihr wenigstens noch zehn Tage bei mir bleibet.

Er sagte dies, weil er schon die Eile sah, womit die Frau sich zur Abreise rüstete und daher sicher war, daß sie einen so langen Aufschub nicht annehmen würde. Er täuschte sich auch in diesem Gedanken nicht, denn sie sagte: Ich wünschte ganz und auf immer hier bleiben zu können, wie ich euch schon sagte, aber die Verhältnisse zwingen mich wider meinen Willen zurückzukehren. Darum bitte ich euch, zufrieden zu sein und mich zu entlassen.

Filippo spielte darüber den Verdrießlichen.

Ich werde glauben müssen, sagte er, daß ihr mich nicht im Ernste liebt, wenn ihr euch nicht noch zehn Tage bei mir aufhalten mögt.

Ich kann nicht, mein Herr, meiner Treu ich kann nicht, antwortete sie; wenn ich so lange wegbleibe, so bin ich sicher, daß alle meine Angelegenheiten in Venedig schief gingen. Ich weiß aber, daß ihr meinen Schaden nicht begehrt.

Keineswegs, antwortete er; und wenn ihr nicht noch zehn Tage bleiben wollt, so bleibt wenigstens sechs!

Sie behauptete von neuem, es sei ihr unmöglich, und so brachte er sie dahin, noch die vier Tage zu bleiben, mit welchen sein Regiment ablief. So ging denn die Lebensweise und die Bedienung in derselben Ordnung und Überfülle fort, daß sie Filippo für nichts anderes, als einen großen Herrn halten mußte. — Am Morgen des zehnten Tages kam der Graf zurück nach Ferrara, ließ Filippo zu sich rufen und sprach: Nun, Filippo, wie ist die Sache abgelaufen? Hast du deiner Geliebten Ehre erwiesen?

Ja, gnädiger Herr, antwortete er, Dank eurer Güte, und ich wollte ich hätte tausend Zungen und eine Stimme von Stahl um euch vollständig und anhaltend danken zu können für so große Gefälligkeit, für welche ich euch immer unendlich verbunden sein werde, so lange ich lebe.

Der Graf versetzte: Ich weiß nicht, ob du nicht vielleicht noch länger im Besitze des Meinigen zu bleiben wünschest; sage mir's, du wirst keine Fehlbitte thun.

Nur zu lange, Herr Graf, habt ihr mich darin gelassen, antwortete er, und es war nahezu eine Unzartheit, daß ich gestattete, daß ihr so lange aus eurem Hause wegbliebet, um mich, der ich euer Diener bin, eure Stelle darin einnehmen zu lassen. Überdies will die Frau morgen früh ohnfehlbar nach Venedig zurückreisen und ich habe sie nur mit Mühe bis heute aufgehalten.

Da sie nun weggehen will, sagte der Graf, möchtest

du ihr nicht gerne ein Geschenk machen, damit sie dich im Andenken behalte?

Wenn ich nur so viel hätte, Graf, fügte Filippo bei, als ich ihr zu geben wünschte. Da ich aber sonst nichts habe, so werde ich sie mit Versprechungen befriedigen, so gut ich kann.

Ich wünsche aber, sagte der Graf, daß du sie mit einem Geschenke entlassest, das der ihr gethanen Kundgebung entspricht. Darum nimm diesen Ring und schenke ihr ihn!

Bei diesen Worten gab er ihm einen kostbaren Diamant. Filippo wollte ihn durchaus nicht annehmen in der Überzeugung, daß der Graf bis hierher nur allzuviel gethan habe und daß er ihn nicht noch weiter beschweren dürfe. Aber er war genöthigt, ihn doch anzunehmen, was denn seine Heiterkeit verdoppelte. Hierauf wollte der Graf auch mit ihm nach Hause gehen, um zu sehen, ob der Ruhm der Schönheit, den Filippo der Frau zuerkannt, in der That der Art sei, wie er geschildert. Er trat in den Palast, und Filippo that, als wäre es ein ihm befreundeter Edelmann, der ihn besuche. Er zeigte ihm die Frau und ließ sie ihm die Hand reichen. Da gedachte der Graf, Filippo habe noch wenig gesagt im Verhältniß zu dem, wie er es gefunden hatte, und konnte sich nicht satt an ihr sehen. Filippo wußte, daß der Graf ein großer Verehrer von schönen Frauen war und keine Ausgabe scheute, um den Besitz einer jeden zu erwerben, die ihm wünschenswerth schien. Er stellte sich daher vor, der Graf habe sich auch in diese Frau verliebt, und sagte zu ihm: Graf, sie ist weder meine Tochter, noch meine Frau, noch meine Schwester, sondern ein Weib, das zwar nicht jedermann angehört, aber doch gegen vornehme Herren, die nach ihr trachten, nicht karg ist. Da mir nun vorkommt, ihre Schönheit habe Eindruck auf euch gemacht, so gestattet mir, wenn es euch recht ist, daß ich euch bei ihr lasse; und damit ihr ungestört mit ihr seid,

will ich mich von Hause entfernen und ihr andeuten, daß ich nichts dawider habe, wenn sie zu euch hält, nicht als wollte ich auf diese Weise eure Großmuth vergelten, welcher ich nicht im Geringsten es gleichthun könnte, und wenn ich mein Leben für euch ließe, sondern ich möchte nur nicht für einen niedrigen Menschen gelten und euch das verweigern, was ich ohne allen Nachtheil für mich euch zu eurer Genugthuung gewähren kann.

Der Graf, der zu anderer Zeit und unter andern Umständen den ihm angebotenen Besitz der schönen Venezianerin nicht nur mit Freuden angenommen, sondern selbst gerne um den höchsten Preis erkauft hätte, wollte doch nicht durch eine thörichte Lust die Handlung der Edelmuth beflecken, die er im Dienste seines Freundes geübt hatte. Er sagte daher: Filippo, deine Geliebte ist weit schöner, als du mir gesagt hast, und die Lust könnte mich wol dahin bringen, auf deinen Vorschlag einzugehen. Behüte aber der Himmel, daß mich ein loses Feuer dazu verführe. Ich habe sie zur Genüge genossen, indem ich deiner Leidenschaft zu ihr Vorschub leistete, und wie du sie hierher gebracht hast als die deinige, so führe sie auch als solche von hinnen.

Ohne weiter ein Wort hinzuzufügen, ging er aus seinem Hause fort und ließ Filippo in Freiheit, alle nöthigen Vorkehrungen zur Abreise seiner Schönen zu treffen. Er brachte sie reichlich mit Lebensmitteln versehen in ehrenvollster Begleitung zu Schiffe und gab ihr, als er mit ihr die Barke bestiegen hatte, den schönen Ring, den ihm der Graf geschenkt, mit den Worten: Nehmt dies und behaltet es zum Andenken an euren Filippo.

Dann verabschiedete er sich zum letzten Mal von ihr und verließ sie äußerst befriedigt mit ihm. Als in der Folge öffentlich verlautete, was der Graf für seinen Freund gethan hatte, erachtete ihn jedermann für den allervollkommensten Edelmann seines Landes, zählte ihn

unter die wenigen, die ihren Reichthum dann wahrhaft zu besitzen glauben, wenn sie ihn freigebig im Dienste ihrer Freunde und Diener verwenden, und man wünschte nur, daß in der Stadt unter den reichen Edelleuten viele, welche ihm glichen, gefunden würden.

---

## 60. Maß für Maß.

(8, 5.)

Als Kaiser Maximilian der große, dieser seltene Spiegel der Ritterlichkeit, Großmuth und hoher Gerechtigkeit, das römische Reich mit so vielem Glücke beherrschte, schickte er seine Diener aus, um die Provinzen zu verwalten, welche unter seinem Scepter blühten. So trug er unter andern die Statthalterschaft über Inspruck dem Juriste auf, einem Manne, der sein Vertrauen und seine Liebe besaß. Ehe dieser dahin abging, sprach der Kaiser zu ihm: Juriste, ich habe, seit du in meinen Diensten stehst, eine so günstige Meinung von dir gefaßt, daß ich beschlossen habe, dir die Verwaltung einer so edeln Stadt wie Inspruck zu übertragen. Über ihre Verwesung hätte ich dir vielerlei Dinge anzuempfehlen, ich fasse aber alles in die eine Anweisung zusammen, daß du die Gerechtigkeit unverletzlich handhaben mögest, solltest du auch gegen mich selber, der ich dein Herr bin, zu entscheiden haben. Wisse nämlich, daß ich dir alle andern Fehltritte, die du aus Unkenntniß oder auch aus Nachlässigkeit begehen könntest (obgleich es mein Wille ist, daß du auch diese nach allen Kräften vermeidest), vergeben könnte, aber für ein Vergehen wider die Gerechtigkeit würdest du niemals bei mir Vergebung finden. Fühlst du nun vielleicht, daß du nicht also bist, wie ich dich

wünsche, denn ein Mensch ist nicht zu allem gut, so enthalte dich, diese Würde anzunehmen, und bleib lieber hier am Hof in deinen gewohnten Beschäftigungen, in denen du mir werth bist, denn indem ich dich zum Statthalter dieser Stadt mache, habe ich dir eine Gnade erwiesen, die ich nur mit großem Widerwillen und aus Rechtsgefühl dann zurücknehmen müßte, wenn du die Gerechtigkeit verletztest.

Hier schwieg der Kaiser still, und Juriste, der sich viel weniger selbst kannte, als über das ihm zuertheilte Amt erfreut war, dankte seinem Gebieter für sein huldreiches Andenken und sagte zu ihm, er fühle sich zwar schon durch sich selbst zur Ausübung der Gerechtigkeit angetrieben, er werde sie aber nun um so strenger beobachten, da seine Worte ihm als Fackel dienen müssen, die ihm auf dem Wege der Erfüllung seiner Pflichten vorleuchte. Er wolle sich Mühe geben, sein Amt so zu verwalten, daß seine Majestät nur Veranlassung haben werde, ihn zu loben. Der Kaiser nahm Juriste's Worte wohlgefällig auf und sagte: Gewiß werde ich nur Ursache haben, dich zu loben, wenn deine Handlungen so gut ausfallen, als deine Worte.

Er ließ ihm darauf den schon ausgefertigten Bestallungsbrief einhändigen und entließ ihn nach seinem Bestimmungsort. Juriste begann die Stadt mit Umsicht und Eifer zu beherrschen, ließ es sich sehr wichtig und angelegen sein, überall die Wage gerade zu halten, ebensowol in den Gerichten als bei Vertheilung von Ämtern, in Belohnung der Tugend und Bestrafung des Lasters. Und lange Zeit gewann er durch solche Mäßigung die größte Gunst seines Herrn und erwarb sich die Liebe des ganzen Volkes, sodaß er in der That wäre glücklich zu preisen gewesen, wenn er seine Amtsführung auf diese Weise fortgesetzt hätte. Da geschah es jedoch, daß ein Jüngling Namens Vico einer jungen Bürgerin aus Inspruck Gewalt anthat und deshalb bei Juriste

angeklagt wurde. Dieser ließ ihn alsbald festnehmen, brachte ihn zum Geständniß, daß er die Jungfrau genothzüchtigt habe, und verurtheilte ihn nach dem Gesetz jener Stadt, welches dahin lautet, daß einem Schuldigen dieser Art der Kopf abzuschlagen sei, selbst wenn er geneigt wäre, die Entehrte zu heirathen. Der Jüngling hatte eine Schwester, eine Jungfrau von nicht über achtzehn Jahren, die mit einer ungemeinen Schönheit ausgestattet war und in ihrer Rede wie in ihrem ganzen Auftreten einen süßen Liebreiz kund gab, den ihre jungfräuliche Reinheit noch erhöhte. Epitia, so war ihr Name, wurde von dem bittersten Schmerze durchdrungen, als sie das Todesurtheil ihres Bruders vernahm, und beschloß, sie wolle sehen, ob sie wo nicht den Bruder freimachen, so doch seine Strafe mildern könne. Sie hatte zugleich mit ihrem Bruder den Unterricht eines alten Mannes genossen, den ihr Vater ins Haus genommen hatte, um sie beide in der Philosophie zu unterweisen, von welcher freilich ihr Bruder keinen guten Gebrauch gemacht hatte. Sie ging also zu Juriste und bat ihn Erbarmen mit ihrem Bruder zu haben, wegen seines zarten Alters (denn er war noch nicht über sechzehn Jahre alt), das ihn entschuldbar mache, wegen seiner geringen Erfahrung und wegen des heftigen Triebes, womit die Liebe ihn aufgestachelt. Sie setzte ihm auseinander, wie es die Ansicht der größten Weisen sei, daß der Ehebruch, der aus Drang der Leidenschaft begangen werde und nicht darum, um den Gatten der Frau zu beschimpfen, geringere Strafe verdiene, als wenn man ihn aus beleidigender Absicht verübe; dasselbe gelte von dem Falle ihres Bruders, welcher nicht um zu beschimpfen, sondern von glühender Liebe gedrängt, das gethan habe, um deswillen er verurtheilt worden sei; überdies wolle er ja sein Vergehen im Wesentlichen dadurch wieder gut machen, daß er das Mädchen zu heirathen geneigt sei; wenn auch das Gesetz vorschreibe, daß dies Jungfernschändern nichts

helfen solle, so könne ja er als ein kluger Mann diese Strenge mildern, welche eher ein Unrecht als Gerechtigkeit in sich schließe, denn er sei ja vermöge der vom Kaiser ihm übertragenen Gewalt das lebendige Gesetz, und sie sei der Ansicht, daß seine Majestät ihm solche Gewalt dazu verliehen habe, daß er sich bei aller Unparteilichkeit lieber gnädig als hart erweise; und wenn je in einem Falle Milde anwendbar sei, so sei dies bei Vergehen der Liebe, vorzüglich dann, wenn die Ehre der Geschwächten gerettet werde, wie dies hier bei ihrem Bruder der Fall sei, welcher vollkommen bereit sei, sie zur Frau zu nehmen; sie glaube, jenes Gesetz sei mehr der Abschreckung wegen gegeben, als um es in Vollzug zu setzen, denn es dünke sie grausam, ein Vergehen mit dem Tode zu strafen, das zur Genugthuung des gekränkten Theils auf ehrenvolle und gottgefällige Weise wieder gut gemacht werden könne. Mit diesen und vielen andern Gründen suchte sie den Juriste zu überreden, daß er dem Verbrecher verzeihe. Juriste, dessen Ohr die süße Stimme und Rede der Epitia eben so sehr ergetzte, als ihre seltene Schönheit seinen Augen wohlgefiel, konnte sich nicht satt an ihr hören und sehen und veranlaßte sie, ihm ihre Gegenvorstellungen noch einmal zu wiederholen. Die Jungfrau, welche dies als ein gutes Zeichen ansah, sagte dasselbe noch einmal und noch viel eindringlicher, als zuvor. Die Anmuth, womit Epitia sprach, und der Zauber ihrer Schönheit entwaffnete ihn völlig. Von heftigem Sinnenreiz ergriffen kam er auf den Gedanken, sich desselben Verbrechens an ihr schuldig zu machen, um dessen willen er Vico zum Tode verurtheilt hatte.

Epitia, sprach er zu ihr, deine Bitten haben es deinem Bruder ausgewirkt, daß die Vollziehung des Urtheils, nach welchem er schon morgen den Kopf verlieren sollte, so lange verschoben bleiben soll, bis ich die Gründe erwogen habe, die du mir vorgetragen hast. Wenn ich sie so beschaffen finde, daß ich dir deinen Bruder frei-

geben kann, so gebe ich dir ihn um so lieber zurück, als es mich schmerzen würde, ihn zum Tode führen zu sehen um der Strenge des Gesetzes willen, das eine solche Härte bestimmt.

Diese Worte gaben Epitien frohe Hoffnung; sie dankte ihm vielmals, daß er sich ihr so gnädig erwiesen habe, und betheuerte, ihm ewig dafür verpflichtet bleiben zu wollen, denn sie erwartete, er werde sich in Befreiung ihres Bruders ebenso gefällig finden lassen, als er sich in Vertagung des Endziels seines Lebens gefällig erwiesen hatte. Sie fügte hinzu, sie hege das festeste Vertrauen, das, was sie gesprochen, werde ihn bei näherer Erwägung bestimmen, ihren Wunsch durch Freilassung ihres Bruders ganz zu erfüllen; worauf er erwiderte, er werde ihre Gründe erwägen und wenn er es ohne Beleidigung der Gerechtigkeit thun könne, nicht ermangeln, ihrem Wunsch zu willfahren. Mit der schönsten Hoffnung verließ ihn Epitia, begab sich zu ihrem Bruder und erzählte ihm ausführlich, welchen Schritt sie bei Juriste gethan und welche Hoffnungen sie aus seinen Äußerungen entnehmen zu dürfen glaube. In so bedrängter Lage vernahm Vico dies mit Freuden, bat sie, nicht abzulassen, seine Befreiung nachzusuchen und die Schwester gelobte ihm ihre nachdrücklichste Verwendung. Juriste, dem sich die Gestalt des Mädchens in die Seele geprägt hatte, dachte in seiner Lüsternheit nur darauf, Epitiens zu genießen und erwartete daher mit Ungeduld ihre Wiederkunft. Epitia ließ drei Tage vergehen und erschien darauf wieder bei Juriste mit der bescheidenen Frage, was er beschlossen habe. Sobald Juriste sie erblickte, fühlte er sich ganz Feuer und Flammen und sprach: Sei mir willkommen, schönes Mädchen! Ich habe nicht ermangelt, die Gründe, womit du deinen Bruder gegen mich vertheidigtest, indeß nochmals zu erwägen, ja, ich habe sogar deren neue aufgesucht, um dich zufrieden zu stellen. Aber leider habe ich mich überzeugen müssen, daß ihm alles nur den Tod

zuspricht, da nach dem allgemeinen Gesetze kein Mensch, der nicht ohne Vorwissen, sondern nur aus Unwissenheit sündigt, Entschuldigung finden kann; denn er hätte wissen sollen, was alle Menschen ohne Unterschied wissen müssen, um rechtlich zu leben, und wer aus einer solchen Unwissenheit fehlt, verdient weder Entschuldigung noch Mitleid. Dein Bruder ist in diesem Falle; er mußte wissen, daß das Gesetz einem Jungfrauenschänder den Tod zuerkennt; er muß also sterben und ich kann ihn von Rechtswegen keine Gnade angedeihen lassen. Allerdings wünschte ich dir zu Gefallen alles mögliche zu thun, und wenn du daher, da du deinen Bruder so sehr liebst, dich dazu verstehen wolltest, dich mir zu ergeben, so wäre ich gern bereit, ihm das Leben zu schenken und sein Todesurtheil in eine mildere Strafe zu verwandeln.

Epitien stieg auf diese Worte das Blut ins Gesicht und sie sagte zu ihm: Das Leben meines Bruders ist mir allerdings viel werth, aber weit theurer ist mir doch meine Ehre, und ich wollte meinen Bruder lieber mit dem Verluste meines Lebens, als mit dem meiner Ehre erretten. Darum steht ab von diesem eurem unehrbaren Gedanken! Kann ich aber auf andere Weise, als dadurch, daß ich mich euch hingebe, meinem Bruder das Leben retten, so werde ich das gerne thun.

Einen andern Weg, sagte Juriste, gibt es nicht, als den ich dir bezeichnet habe. Auch solltest du dich nicht so spröde gegen mich beweisen, da es sich leicht fügen könnte, daß ich dich in Folge unserer ersten Zusammenkünfte zu meiner Frau erköre.

Ich will meine Ehre nicht in Gefahr bringen, erwiderte Epitia.

Wie so in Gefahr? fragte Juriste. Vielleicht bist du so beschaffen, daß du dir nicht vorstellst, es werde gut gehen. Denke hübsch darüber nach! Ich erwarte deine Antwort morgen.

Die Antwort gebe ich euch auf der Stelle, erwiderte

sie, denn wenn ihr mich nicht zur Frau nehmt, da ihr doch wollt, daß die Befreiung meines Bruders hiervon abhängen soll, so ist alles in den Wind gesprochen.

Juriste versetzte nochmals, sie solle die Sache erwägen und ihm morgen ihren Entschluß zu wissen thun, wobei sie auch reiflich überlegen möge, wer er sei, welche Macht er hier zu Lande besitze und wie nützlich er nicht nur ihr werden könne, sondern jedem, dem er wohlwolle, denn er habe hier Recht und Gewalt in Händen. Epitia ging höchst bestürzt von ihm zu ihrem Bruder, dem sie hinterbrachte, was zwischen ihr und Juriste vorgefallen, und schloß damit, sie wolle ihre Ehre nicht verlieren, um ihm das Leben zu retten. Sie bat ihn unter Thränen sich vorzubereiten, das Loos geduldig hinzunehmen, das ihm das Verhängniß oder sein ungünstiger Zufall bereite. Da begann Vico plötzlich heftig zu weinen und seine Schwester zu bitten, sie möge ihn nicht sterben lassen, da sie doch auf die von Juriste vorgeschlagene Weise ihn befreien könne.

Willst du denn, Epitia, sprach er, mir das Henkerbeil am Halse und den Kopf von diesem Körper abschlagen sehen, den derselbe Leib, wie dich, getragen, derselbe Vater erzeugt hat? Willst du mich, der bisher mit dir aufgewachsen ist und denselben Unterricht mit dir genossen hat, vom Henker zu Boden geworfen sehen? O meine Schwester, laß die Stimme der Natur, des Blutes und der Liebe, die stets zwischen uns waltete, dich bewegen, mich, da es ja in deinen Kräften steht, von einem so jämmerlichen und schändlichen Ende zu befreien. Ich habe gefehlt, ich gestehe es; du, Schwester, die meine Fehler wieder gut machen kann, sei nicht karg mit deiner Hilfe! Hat dir Juriste gesagt, daß er dich zur Frau nehmen könne, warum willst du es nicht für möglich halten, daß es geschehe? Du bist sehr schön, mit allen Reizen begabt, womit die Natur eine Edelfrau schmücken kann; du bist von guter Familie und anmuthig,

besitzest eine wunderliebliche Art dich auszudrücken, lauter Vorzüge, welche dich sammt und sonders dem Kaiser der ganzen Welt, geschweige den Juriste, wünschenswerth machen müssen. Du hast also nicht Grund, zu fürchten, daß Juriste anstehen werde, dich zum Weibe zu nehmen und so ist deine Ehre gesichert und zugleich deines Bruders Leben gerettet.

Vico weinte bei diesen Worten, und mit ihm weinte Epitia, welche Vico umarmt hielt und nicht eher wieder losließ, bis sie von den Thränen des Bruders gerührt ihm versprach, sich seinem Rathe gemäß dem Juriste hinzugeben, wenn dieser ihm das Leben schenke und sie in der Hoffnung befestige, daß er sie zum Weib nehme. Als dies unter ihnen beschlossen war, begab sich die Jungfrau am folgenden Tage zu Juriste und sagte ihm, die Aussicht, welche er ihr eröffnet habe, nach den ersten Zusammenkünften sein Weib zu werden, und der Wunsch, den Bruder nicht nur vom Tode, sondern von aller Strafe, die er durch sein Vergehen verwirkt haben könne, zu befreien, haben sie zu dem Entschluß gebracht, sich ganz seiner Willkür zu überlassen; aus beiden Rücksichten sei sie also bereit, sich ihm hinzugeben; vor allem aber bestehe sie darauf, daß er ihr das Leben und die Freiheit ihres Bruders verspreche. Juriste hielt sich für den glücklichsten der Menschen, daß er eines so schönen und reizenden Mädchens genießen solle, und sagte ihr, er mache ihr jetzt dieselben Hoffnungen, die er ihr neulich gemacht habe und der Bruder solle ihr den Morgen nach der Beiwohnung freigegeben werden. Nachdem sie zusammen zu Nacht gespeist, begaben sich Juriste und Epitia zu Bett, wo der Niederträchtige sich vollkommen an dem Mädchen ersättigte. Ehe er sich aber mit der Jungfrau zur Ruhe begeben, hatte er, statt Vico freizulassen, Befehl gegeben, ihn sogleich zu enthaupten. Das Mädchen konnte vor Begierde, ihren Bruder frei zu sehen, das Erscheinen des Tages kaum erwarten, und nie hatte ihr

die Sonne so säumig geschienen, den Tag heraufzuführen, als in dieser Nacht. Als es hell wurde, entwand sich Epitia den Armen des Juriste und bat ihn mit den zärtlichsten Worten, daß er die Hoffnung, die er ihr gegeben, sie zum Weibe zu nehmen, erfüllen und vor allem ihr den Bruder frei zuschicken möge. Er antwortete ihr, er habe in ihrer Umarmung volle Freude genossen und sehe also gern, wenn sie die Hoffnung nähre, die er ihr gegeben habe; den Bruder werde er ihr ins Haus schicken. Nach diesen Worten ließ er den Gefangenwärter kommen und sprach: Geh in den Kerker und hole den Bruder dieser Frau und bring ihn in ihre Wohnung!

Als Epitia dies hörte, begab sie sich voller Freuden nach Hause und erwartete ihren Bruder. Der Kerkermeister ließ den Leichnam des Vico auf eine Bahre heben, legte ihm das Haupt unter die Füße, spreitete ein schwarzes Tuch darüber und ließ ihn nach Epitia's Hause tragen; er selbst schritt dem Zuge vorauf. Da sie ins Haus traten, ließ er das Mädchen rufen und sprach: Dies ist euer Bruder, welchen euch der Herr Statthalter aus dem Gefängniß freigibt.

Mit diesen Worten ließ er das Tuch wegziehen und zeigte ihr den Bruder in dem Zustande, wie ihr vernommen habt. Kaum möchte eine Zunge im Stande sein, es auszusprechen, oder ein menschliches Gemüth, es zu fassen, welcher Schmerz und welcher Schrecken über Epitia kam, indem sie jetzt ihren Bruder auf diese Weise getödtet erblickte, den sie erwartet hatte, mit frohlockendem Herzen sobald als lebend und frei von jeder Pein begrüßen zu können, und gewiß nehmt auch ihr, meine Damen, an, daß der Schmerz der Unglücklichen so groß war, daß er jede Art von Entsetzen übertraf. Dennoch verschloß sie alles in ihrem Herzen, und wo jedes andere Weib geweint und geschrien haben würde, blieb sie, welche von der Philosophie gelernt hatte, wie der menschliche Geist in jeder Lage beschaffen sein müsse,

scheinbar ruhig und zufrieden. Sie sagte zu dem Kerkermeister: Hinterbring deinem und meinem Herrn wieder, daß ich meinen Bruder annehme, sowie es ihm gefallen hat, ihn mir zu senden, und daß es mir, da er meinen Willen nicht habe thun wollen, recht sei, den seinigen erfüllt zu haben, den ich zu dem meinen mache, insofern ich glauben will, er habe an dem, was er gethan, eben recht gehabt. Empfiehl mich ihm mit der Versicherung, daß ich zu jeder Zeit bereit sei, ihm zu dienen!

Der Kerkermeister meldete Juriste Wort für Wort, was Epitia ihm für ihn aufgetragen, und berichtete ihm, daß sie bei dem entsetzlichen Anblicke auch nicht das mindeste Zeichen von Unmuth habe blicken lassen. Juriste freute sich, als er das hörte, in seinem Innern sehr, und ward der Meinung, das Mädchen möchte ihm wol nach wie vor ihren Besitz gestatten, als wenn sie seine Frau wäre und er ihr Vico lebendig zurückgegeben hätte. Sowie der Kerkermeister fort war, hub Epitia an, über ihren todten Bruder bitterlich zu weinen und lange und schmerzliche Klage zu erheben. Sie verwünschte Juriste's Grausamkeit und ihre eigene Einfalt, daß sie sich ihm vor der Befreiung ihres Bruders ergeben. Nachdem sie lange geweint, ließ sie den Leichnam zur Erde bestatten und zog sich darauf selbst in ihre einsame Kammer zurück, wo sie, von gerechtem Unwillen erregt, zu sich sagte: Also willst du es ruhig dulden, Epitia, daß dieser Schurke dir deine Ehre geraubt und er dir dafür den Bruder lebend freizugeben versprochen, darnach aber ihn dir todt in so jämmerlicher Verunstaltung dargebracht hat? Willst du es ruhig dulden, daß er sich doppelten Betrugs, den er an deiner Einfalt begangen, rühmen könne, ohne daß er dafür von dir die gebührende Züchtigung erhält?

Mit solchen Worten feuerte sie sich zur Rache an und sagte weiter: Meine Einfalt hat diesem Bösewichte den Weg gebahnt, das Ziel seiner schändlichen Wünsche zu erreichen. Seine Lüsternheit soll mir nun das Mittel

zu meiner Rache an die Hand geben; und wenn auch die Rache mir nicht das Leben meines Bruders zurückgibt, so soll sie mir doch das Gemüth erleichtern helfen.

Bei solcher Aufregung bestärkte sie sich in diesem Gedanken immer mehr und wartete nur darauf, daß Juriste sie von neuem zu sich bescheiden lassen werde, um bei ihr zu schlafen. Für diesen Fall hatte sie beschlossen, heimlich ein Messer mit sich zu nehmen und ihn wachend oder schlafend, sobald sich die Gelegenheit dazu darböte, zu ermorden; ja, wenn es irgend möglich wäre, wollte sie ihm den Kopf abschneiden, denselben auf das Grab ihres Bruders tragen und seinem Schatten weihen. Nachher dachte sie der Sache freilich auch wieder reiflicher nach und sah ein, daß, wenn es ihr selbst gelänge, den Schuldigen zu tödten, doch mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen sei, daß man sie ein ehrloses Weib nennen und glauben werde, sie habe diese That viel mehr aus Bosheit und Eifersucht vollbracht, als weil er so treulos an ihr gehandelt. Da ihr nun die große Gerechtigkeitsliebe des Kaisers wohl bekannt war, welcher sich damals zu Villaco aufhielt, so beschloß sie zu ihm zu gehen und sich bei seiner Majestät über die Undankbarkeit und Ungerechtigkeit Juriste's gegen sie zu beklagen, in der festen Überzeugung, der so gnädige und gerechte Kaiser werde dem Bösewicht den verdienten Lohn für seine Ungerechtigkeit und Undankbarkeit ertheilen. In Trauerkleider gehüllt trat sie heimlich und ohne Begleitung den Weg zu Maximilian an, bat um ein Gehör und als es ihr gewährt wurde, warf sie sich ihm zu Füßen, und sprach mit klagender Stimme und der ganzen Haltung einer tief Gebeugten: Erhabenster Kaiser, es führt mich vor eure Majestät der arge Verrath und die unglaubliche Ungerechtigkeit, welche Juriste, euer kaiserlichen Majestät Statthalter zu Inspruck an mir verübt hat; ich habe die Hoffnung, ihr werdet die Gerechtigkeit, die nie einem Unglücklichen versagt blieb, auch hier auf

eine Weise üben, daß dieser Juriste, über den ich mich des beispiellosen Unrechts wegen, das er mir gethan hat, unermeßlich zu beklagen habe, nicht triumphiren dürfe, mich so jämmerlich erwürgt zu haben: Entschuldige euer Majestät dieses Wort, das, so stark es auch scheint, doch der grausamen und unerhörten Schande nicht gleichkommt, die mir dieser Bösewicht zugefügt, der sich zugleich höchst ungerecht und höchst treulos an mir erwiesen hat.

Hierauf erzählte sie dem Kaiser unter vielen Thränen und Seufzern, wie Juriste unter der Vorspiegelung, sie ehelichen und ihr ihren Bruder freigeben zu wollen, ihr Magdthum geraubt und dann ihr den Bruder todt auf einer Bahre, das Haupt zu den Füßen, ins Haus gesandt habe. Alsdann stieß sie einen so heftigen Schrei aus und ihre Augen flossen so reichlich von Thränen über, daß der Kaiser und alle Herren in der Umgebung seiner Majestät vor Rührung und Mitleid wie versteinert dastanden. Aber obgleich Maximilian sie sehr bedauerte, und das eine Ohr den Klagen Epitiens öffnete, welche er, nachdem sie ihre Anrede geendigt hatte, sich erheben ließ, so hielt er doch das andere für Juriste frei und schickte die Dame zur Ruhe. Hierauf ließ er sogleich Juriste rufen und befahl dem Boten und allen Anwesenden bei Verlust seiner Gnade dem Juriste kein Wort von dem, was vorgefallen war, zu entdecken. Juriste, der sich eher alles andere gedacht hätte, als daß Epitia sich an den Kaiser gewandt habe, stellte sich ganz unbefangen ein, und da ihn seine Majestät vorließ, neigte er sich und fragte, was er befehle.

Gleich, sagte Maximilian, gleich wirst du es erfahren.

Er ließ alsbald Epitia rufen. Als Juriste sah, daß sie hier sei, die er sich bewußt war tief gekränkt zu haben, erschrak er, vom Gewissen gefoltert, so heftig, daß er von allen Lebensgeistern verlassen am ganzen Leibe zu zittern begann. Als Maximilian dies sah, erkannte er, daß die Anklägerin nichts als die reine Wahrheit gesagt habe.

Er wandte sich zu ihm und sprach mit der Strenge, die seine Grausamkeit verdient hatte: Vernimm, was dieses Mädchen dir Schuld gibt!

Dann befahl er Epitien, ihre Klage vorzubringen. Diese erzählte von neuem den ganzen Hergang und wandte sich zum Schlusse nochmals mit der Bitte um Genugthuung an den Kaiser. Als Juriste die Anklage vernommen, wollte er sie durch Schmeicheleien versöhnen und sprach: Ich hätte nie geglaubt, daß ihr, die ich so herzlich liebe, vor seiner Majestät meine Anklägerin werden könntet.

Aber Maximilian duldete nicht, daß Juriste dem Mädchen schönthue und sprach: Es ist hier nicht der Ort, den Verliebten zu spielen; beantworte nur die Klage, welche sie vorbringt!

Juriste mußte also diese List fahren lassen, welche ihm hätte gefährlich werden können.

Es ist wahr, sprach er, daß ich ihren Bruder habe enthaupten lassen, weil er eine Jungfrau entführt und geschwächt hatte; aber das habe ich gethan, um die Heiligkeit der Gesetze aufrecht zu erhalten und jene Gerechtigkeit zu üben, welche euer Majestät mir so sehr eingeschärft hatte; denn ohne diese zu verletzen konnte ich ihn nicht am Leben lassen.

Hier fiel ihm Epitia ins Wort: Wenn du nun aber die Gerechtigkeit dabei vor Augen hattest, wie kam es, daß du mir doch sein Leben unter jener Bedingung zusichertest, und mir mit der Vorspiegelung, mich zur Frau zu nehmen, mein Magdthum raubtest? Verdiente mein Bruder wegen seiner einen Versündigung, die Strenge der Gerechtigkeit zu schmecken, so verdienst du dies zwiefach mehr.

Da stand ihr Juriste verstummt gegenüber und der Kaiser nahm zunächst das Wort.

Meinst du, Juriste, sagte er, es heiße Gerechtigkeit bewahren, wenn du ihr einen so gefährlichen Stoß bei-

bringst, daß nicht viel zu ihrer völligen Ermordung fehlt, wenn du den größten Verrath übst gegen dieses Mädchen, wie nur je der gemeinste Verbrecher gethan? Aber es soll dir nicht so leer ausgehen, das glaube mir!

Juriste fing nun an, um Gnade zu bitten und Epitia ihrerseits, um Gerechtigkeit zu flehen. Maximilian erwog die Einfalt der Jungfrau und Juriste's Bösartigkeit und überlegte, wie er der Ehre der Jungfrau und der Gerechtigkeit zugleich Genüge thun könne. Er besann sich, was zu thun sei, und beschloß, Juriste solle Epitia heirathen. Sie wollte darein nicht willigen, indem sie behauptete, sie könne nicht erwarten, in der Ehe mit ihm etwas anderes als Mishandlungen und Verrath zu erleben, aber Maximilian verlangte, daß sie sich bei seinem Beschluß befriedige. Epitia wurde mit Juriste vermählt und dieser meinte nun, alle Noth überstanden zu haben, aber es geschah ganz anders; denn Maximilian entließ die Frau mit der Weisung in ihre Herberge zurückzugehen, und wandte sich dann zu dem zurückgebliebenen Juriste mit folgenden Worten: Was du verbrochen, ist zweierlei, eines nicht minder schwer, als das andere; erstens hast du diese Jungfrau geschändet und zwar auf so betrügliche Weise, daß man mit Recht sagen kann, du habest ihr Gewalt angethan; sodann hast du wider dein ihr gegebenes Wort ihren Bruder ums Leben gebracht, der zwar allerdings den Tod verdient hat, dem du aber nichts desto weniger, einmal auf dem Wege der Rechtsverletzung begriffen, schuldig warst, das seiner Schwester gegebene Versprechen zu halten, nachdem sie dich bei deiner zügellosen Lüsternheit zu der Zusage auf Ehrenwort gebracht hatte, und nicht statt dessen, wie du befohlen hast, nachdem du ihre Ehre geraubt, ihn ihr todt zuzusenden, wie du gethan. Da du nun das erste Vergehen wieder gut gemacht hast, indem ich dich veranlaßt habe, die Geschwächte zu heirathen, befehle ich zur Sühnung des zweiten, daß dir ebenfalls der Kopf

abgeschlagen werde, wie du ihn ihrem Bruder abschlagen ließest.

Wie groß Juriste's Betrübniß war, als er den Spruch des Kaisers vernommen, ist leichter sich zu denken, als ausführlich zu erzählen. Juriste wurde daher den Schergen übergeben, um am nächstfolgenden Morgen dem Urtheil gemäß hingerichtet zu werden. Juriste war also ganz auf den Tod gefaßt und erwartete nichts anderes, als sich in kurzem unter den Händen des Henkers zu befinden. Unterdessen vernahm Epitia den Urtheilsspruch des Kaisers, und so erbittert sie vorher auch gegen Juriste gewesen war, so trug doch ihre natürliche Herzensgüte den Sieg davon. Sie meinte, es wäre ihrer unwürdig, wenn sie zugäbe, daß Juriste, den sie einmal vom Kaiser als ihren Gatten angenommen, um ihretwillen den Tod erlitte. Sie fürchtete, man werde ihr dies eher als Rachedurst auslegen, denn als Verlangen nach Gerechtigkeit. Sie wandte daher all ihr Sinnen und Trachten auf die Rettung des armen Verbrechers, begab sich zu dem Kaiser und sagte zu ihm, nachdem es ihr gestattet war, zu reden, also: Erhabenster Kaiser, die Ungerechtigkeit und der Verrath Juriste's an mir trieben mich an, gegen ihn bei euer Majestät Recht zu suchen. Eurer großen Gerechtigkeit gemäß habt ihr ihn wegen zweier Verbrechen auf das allergerechteste bestraft: für den betrügerischen Raub meiner Jungfräulichkeit durch den Befehl mich zu ehelichen, für die Hinrichtung meines Bruders gegen das mir gegebene Wort durch seine Verurtheilung zum Tode. Wie ich aber, bevor ich sein Weib geworden, darauf bestehen mußte, daß euer Majestät ihn mit der Todesstrafe belege, welche dieselbe gerechterweise über ihn verhängt hat, so müßte ich mich jetzt, nachdem es euch gefallen hat, mich mit dem heiligen Bande der Ehe an Juriste zu knüpfen, für eine Pflichtvergessene, Unmenschliche, der ewigen Schande Preisgegebene halten, wenn ich in seinen Tod willigte. Unmöglich kann dies die Absicht euer Majestät sein, welche

bei seiner Verurtheilung nur meine Ehre bezweckte. Damit also, erhabenster Kaiser, die gute Absicht euer Majestät ihr Ziel erreiche und meine Ehre unbefleckt bleibe, bitte ich euch demüthigst und in tiefster Ehrfurcht, nicht zuzugeben, daß das Schwert der Gerechtigkeit zufolge des Urtheils euer Majestät das Band so jämmerlich wieder auflöse, durch welches dieselbe mich mit Juriste zu vereinigen geruhte; und wie das Urtheil euer Majestät ihn zum unzweideutigen Beweis ihrer Gerechtigkeit mit dem Tode bestrafte, so möge es derselben jetzt gefallen, wie ich von neuem inbrünstiglich flehe, eure kaiserliche Gnade an seiner Freigebung zu offenbaren, denn die Übung der Gnade, erhabenster Kaiser, ist für den, in dessen Händen die Herrschaft der Welt ruht, wie sie jetzt in den euren würdiglich beschlossen ist, kein geringerer Ruhm, als die Handhabung der Gerechtigkeit; denn wenn diese beweist, daß er die Laster haßt und mit der verdienten Strafe verfolgt, so macht ihn jene den unsterblichen Göttern ähnlich; und erlange ich diese einzige Bitte von eurer Milde, so werde ich für die an mir demüthigster Magd euer Majestät gewirkte Handlung der Güte ewig mit Andacht zu Gott flehen, daß er euer Majestät auf lange glückliche Jahre erhalten möge, damit ihr zur Wohlthat der Sterblichen und zu eurer eigenen Ehre und unsterblichem Ruhm bis in späte Zeiten Gerechtigkeit und Gnade üben möget.

Hiermit beschloß Epitia ihre Anrede. Maximilian war erstaunt, daß sie die von Juriste empfangene schwere Unbill schon vergessen habe und mit so vieler Wärme von ihm spreche. Solche Güte, wie er an dieser Dame erblickte, schien es ihm wohl zu verdienen, daß er ihr den aus Gnade freigebe, den er um des Rechts willen zum Tode verurtheilt. Er ließ also den Juriste in eben der Stunde, in welcher er erwartete, zum Tode geführt zu werden, vor sich bringen und sprach zu ihm: Verräther, die Güte Epitia's hat so viel über mich vermocht, daß

ich dir, dessen Verruchtheit den Tod doppelt verdient hätte, um ihretwillen das Leben schenke, und du sollst wissen, daß du nur ihr dessen Erhaltung zu danken hast; und da sie es zufrieden ist, mit dir zu leben, nachdem sie das Band an dich geknüpft hat, das dich auf meinen Befehl mit ihr verbindet, so bin ich es auch zufrieden, daß du mit ihr lebest. Aber kommt es mir je zu Ohren, daß du sie anders, denn als eine liebevolle und großmüthige Gattin behandelst, so sollst du erfahren, in welchen Unwillen ich darüber gerathe.

Nach diesen Worten faßte der Kaiser Epitiens Hand und übergab sie dem Juriste, worauf sie und Juriste mit ihr seiner Majestät für die ihnen erwiesene Huld und Gnade ihren Dank aussprachen. Juriste aber erwog, welche Großmuth Epitia an ihm geübt habe, und hielt sie immer theuer und werth und so konnte sie den Rest ihrer Tage glücklich mit ihm verleben.

---

## 61. Die unglückliche Mutter.

(9, 3.)

In Salerno lebte einst ein Mann Namens Marino, welcher von seiner liebenswürdigen Frau, welche Placida hieß, ein einziges Kind, einen Knaben hatte. Das Kind hatte kaum ein Alter von zwei Jahren erreicht, als der Vater heftig erkrankte, und kein Arzneimittel wollte helfen, er mußte sterben. Als er sich nun dem Tode nahe sah, rief er seiner Frau und bat sie, auch den Knaben mitzubringen, welchem er den Namen Perpetuo beigelegt hatte; dieser Name*) sollte dem Kinde und der ganzen Familie

*) „Der Fortdauernde" zu deutsch.

eine gute Vorbedeutung werden, daß in ihm dem Hause fortdauernde unaufhörliche Freude erwachse. Als die Frau mit ihrem Söhnchen ins Zimmer trat, erhob er sich, so gut er konnte, im Bette, nahm die Mutter mit der einen Hand und das Kind mit der andern und sprach zu seiner Gattin: Placida, ich sehe meine letzte Stunde vor Augen, und es ist klar, daß ich nicht den Fleiß und die Sorgfalt auf die Erziehung und Heranbildung dieses unseres Söhnchens zu einem brauchbaren Manne verwenden kann, wie ich so sehr wünschte und worauf alle meine Gedanken gerichtet waren. Er hätte das in seinem zarten Alter sehr nöthig, aber ich sehe, ich muß ihn schon in seinen ersten Lebensjahren verlassen, und dies würde mir den Tod sehr verbittern, wenn ich nicht wüßte, daß deine Klugheit im Stande ist, reichlich zu ergänzen, was der unausweichliche Zwang der Natur mich nicht selbst ausführen läßt. Darum, meine theure Gattin, befehle ich dir dieses Kind, in welchem ich selbst gewissermaßen fortzuleben meine, wiewol die letzte Stunde mir bald die Augen schließen wird, ich befehle ihn dir, sage ich, ganz in deine Hände und zu deiner Leitung und bitte dich bei dem ganz besonderen guten Vernehmen, das unsere Verbindung seither fortwährend bezeichnet hat, daß du, während du ihm bis jetzt für und für eine liebevolle Mutter gewesen bist, ihm von nun an Vater und Mutter zugleich sein mögest; und da es Gottes Wille ist, daß ich nicht länger bei dir bleibe, wünsche ich, daß du die Liebe, die du mir zugewandt hättest, wenn ich bis zu den grauen Haaren mit dir gelebt hätte, alle diesem Kinde zuwendest und in ihm auch mich fortliebest, wie, wenn ich mit dir lebte. Wenn ich diese Hoffnung mit ins andere Leben nehmen darf, so wird mir der Tod nicht schwer werden.

Bei diesen Worten legte er die Hand des Kindes in die Hand der Mutter, schlang seinen Arm um ihren Hals und sprach, indem er seine Lippen auf die ihrigen drückte: Ich befehle dir ihn, meine theure Gattin, und lasse an

meiner Statt dir dieses theure Pfand als sicheres Zeugniß unserer beiderseitigen Liebe.

Er konnte diese letzten Worte nicht aussprechen, ohne reichliche Thränen zu vergießen, und Placida konnte nicht umhin, die ihrigen mit denen ihres theuersten Gemahls zu vermischen. Es wurde ihr schwer unter lauter Schluchzen zum Worte zu kommen und so sprach sie: Marino, du nimmst den besten Theil von mir mit dir fort, indem du aus diesem Leben scheidest; denn mein Herz wird dich begleiten und dir verbunden bleiben mit jenem Bande, womit treueste Liebe uns in dem Leben zusammengekettet, das du nunmehr zu verlassen auf dem Punkte stehst, um mich voll unglaublichen Schmerzes zurückzulassen. Ich wünschte sehr, daß es Gott gefiele, daß zur gleichen Stunde mit dem deinigen auch mein Leben sein Endziel erreichte. Aber nun hat er anders beschlossen, vielleicht, damit dieses unser Söhnlein nicht ohne Führer bleibe; und so werde ich ihm denn die Fülle der Liebe ganz zuwenden, welche die Mutterliebe mich ihm zu widmen antreibt. Freilich hätte er zu seiner Erziehung und Anleitung zur Tugend dich mehr, als mich, nöthig gehabt; aber ich will nun allen mir inwohnenden Geist und Eifer anwenden, damit du nicht in der guten Meinung getäuscht werdest, die du von mir hegst, und damit dieses unser Söhnlein, in welchem ich dein Bild abgedrückt sehe, deinem Verlangen nachkomme und ein brauchbarer Mann werde. Ach könnte ich nur, mein Gemahl, durch irgend ein Mittel, ja durch Vergießen meines eigenen Blutes dein Hinscheiden von uns verhindern! Aber gewiß werde ich dich immer lieben in diesem unserm gemeinschaftlichen Kinde, das du in meine Hand befohlen hast und befohlen hast in meine Treue, die ich auch im Tode dir ebenso fest bewahren werde, als ich sie dir im Leben bewahrt habe.

Darauf schwieg sie unter Thränen, ihr Mann freute sich der innigen Liebe seiner Gattin und lobte sie sehr.

Kurz darauf gab er wirklich seinen Geist auf zum unsäglich großen Schmerze Placida's. Als ihr Mann todt war und sie ihn hatte ehrenvoll bestatten lassen, verfehlte Placida nicht alles das auszuführen, was ihr nöthig schien, um ihren Sohn gut zu erziehen; dieser war auch von Natur sehr leicht zur Tugend zu lenken und seiner Mutter so sehr in Liebe zugethan, daß er von ihren Befehlen niemals abwich und in kurzem seinem Alter voraus war an Gelehrsamkeit, feinem Betragen und guten Sitten, worüber man in der ganzen Stadt sich verwunderte und seine Mutter wegen ihrer Sorgfalt rühmte. Als der Knabe zwölf Jahre alt war, würde er von einem Fieber befallen, welches sich bald so bald so äußerte und die Ärzte auf die Besorgniß brachte, es möchte in eine Schwindsucht ausarten und am Ende den Knaben das Leben kosten. Placida war darüber so betrübt, daß sie sich nicht weniger vom Kummer verzehrte, als sie fühlte, daß das Fieber ihren Sohn verzehre, und unterließ nichts, was zur Wiederherstellung des Jünglings dienen konnte. Auch die Ärzte sparten keinen Fleiß, um zu verhindern, daß das Fieber in Mark und Bein eindringe und dann wie ein verdecktes schleichendes Feuer mit unbilliger Hitze jene feuchte Naturgrundlage des Lebens aufzehre. Sie bemühten sich daher, den Körper frisch und feucht zu erhalten, um auf diese Weise der Hitze Einhalt zu thun und endlich das Feuer ganz zu verlöschen, welches die Lebenskräfte des armen jungen Menschen vernutzte. Sie verordneten ihm daher abgezogene Wasser, welche diesem Plane ihrer Heilart entsprachen. Die Mutter hatte die Obliegenheit, ihm jeden Morgen bei Sonnenaufgang eine gewisse Latwerge mit Endivienwasser vermischt zu reichen, und wiewol es der Frau nicht an Dienern und Aufwärtern fehlte, denn sie war sehr vornehm, so wollte sie doch nicht, daß ein anderer, als sie, sich erlaube, dem Sohne das, was die Ärzte verordnet hatten, zu reichen; daher stand sie denn immer mit Tagesanbruch auf, be-

reitete den Trank und reichte ihn mit eigener Hand dem Kranken. Nun seht aber, wie schlecht das schnöde Schicksal uns behandelt, wenn es uns übel will und uns Widerwärtigkeit bereitet! Placida stand noch in jugendlichem Alter, denn sie zählte noch nicht viel über dreißig Jahre, und wiewol sie durchaus sittsam lebte und fest entschlossen war, keinen Mann mehr zu nehmen, so hielt sie doch darauf, die Schönheit zu bewahren, welche die Natur mit freigebiger Hand ihr dargereicht hatte. Sie gebrauchte daher Sublimatwasser, um das Gesicht glänzend und rein zu erhalten und sich, so gut sie konnte, zu wahren gegen die Runzeln, welche die Jahre bringen und die einem männlichen Gesichte Ernst und Würde verleihen, dem weiblichen aber die Lieblichkeit rauben. Diese edle Frau hatte nun in einem Fläschchen solches Wasser, das sie zu diesem Zwecke verwendete und eine ihrer Frauen hatte es aufzuheben. Als nun eines Morgens Placida mit ihrem Putze fertig war, gab sie das Fläschchen dem Mädchen, das sie bediente, mit dem Auftrage es an seinen Platz zurückzustellen. Als sie das Zimmer verließ, kam einer der Diener ihr entgegen, welcher ihr das Fläschchen mit dem Endivienwasser gab, das man zur Heilung des Kranken anwendete; das Mädchen hielt nun beide Fläschchen in der Hand, legte sodann das eine in die Büchse, wohin das Sublimatwasser gehörte, und gab das andere ihrer Gebieterin, welche es dahin stellte, wo dasjenige stand, aus welchem sie das Wasser für ihren Sohn nahm. Als nun der Morgen kam, stand Placida auf und reichte nach ihrer Gewohnheit ihrem Sohne den Trank. Kaum hatte der Unglückliche denselben eine Weile im Magen, so empfand er die unsäglichsten Schmerzen, es war ihm, als würden ihm die Eingeweide zerfressen und er fühlte seinen Tod nahe. Darum schickte die Mutter plötzlich zu den Ärzten und erzählte ihnen die seltsame Wirkung, welche heute der Trank hervorgebracht, der doch bisher ihrem Sohne so wohlthätig gewesen sei.

Die Ärzte verwunderten sich und konnten sich nicht einbilden, wie das komme. Sie traten zu dem Kranken, beobachteten die Zufälle, die ihn quälten, und erkannten, daß Zeichen von Vergiftung vorlagen.

Madonna, sagten sie daher zu der Mutter, euer Sohn hat nicht den Trank bekommen, den er sonst zu nehmen pflegte, sondern statt dessen hat er ein äzendes Gift verschluckt, das ihn verzehrt.

Wie, Gift? rief Placida. Ich Unglückliche! Ihr täuscht euch, ihr Herren, denn niemand, als ich, hat ihm den Trank gereicht, und ich habe ihm den gleichen gegeben, wie sonst immer.

Vielleicht, sagten die Ärzte, haben die, die ihn geholt haben, euch getäuscht und das Wasser vergiftet.

Sogleich wurde der Diener gerufen, welcher sagte, er habe das, was der Apotheker in die Flasche gethan, ins Haus gebracht ohne Trug und Täuschung; ehe er eine solche Schurkerei beginge, würde er sich lieber das Leben genommen haben, denn er liebe den Sohn des Hauses, wie sein eigenes Leben. Der Diener war ein rechtschaffener Mensch und galt dafür bei jedermann, weshalb man auch gern seinen Worten glaubte. Sie ließen den Apotheker rufen, welcher sagte, er habe das Wasser verabreicht, ohne irgend etwas daran zu fälschen. Die Ärzte wollten sich jedoch so gut als möglich aufklären, wie es mit der Sache sich verhalte, und ließen sich das Fläschchen mit dem Wasser bringen, betupften sich den Finger damit und brachten ihn an die Zunge, wo sie dann die tödtliche Schärfe empfanden, die das Wasser in sich schloß; sie sprachen daher zu der Mutter: Madonna, man hat euch getäuscht, dies ist kein Endivienwasser, sondern wirklich Gift.

Nun betrachtete es die Frau genauer und erkannte, daß es ein Fläschchen Sublimatwasser sei, das sie zur Erhaltung ihrer Schönheit anzuwenden pflegte. Nun fing sie an zu schreien und zu jammern und sah, daß

die Dienerin sich in der Ähnlichkeit der Gefäße (denn sie sahen sich beide sehr ähnlich) getäuscht hatte, da der Diener ihr die Flasche mit dem Endivienwasser gab, während sie noch die andere in der Hand hatte; hier vertauschte sie die beiden, stellte die Arznei in die Büchse und gab Placida das Gift. Sobald die Ärzte dies bemerkten, ermangelten sie nicht, jedes mögliche Heilmittel für ihren unglücklichen Sohn in Anwendung zu bringen; aber die tödtliche Gewalt des Gifts hatte schon so sehr um sich gegriffen, daß alle Mittel umsonst waren und der Jüngling starb. Die arme Mutter im Bewußtsein, Gift statt Arznei dem Sohne gereicht zu haben, der ihr Gut, ihr Leben, ihr Herz war, fühlte sich so schmerzlich ergriffen, daß sie den todten Sohn umarmte und über ihn hinsank in solcher Ohnmacht, daß man meinte, das Leben sei ganz von ihr gewichen. Da jedoch die gegenwärtigen Ärzte ihre Mittel anwandten, riefen sie ihre Lebensthätigkeit zurück, worüber die Frau ganz unzufrieden war und sich beklagte, daß sie sie nicht haben sterben und ihre Seele hinziehen lassen, um der ihres Sohnes nachzueilen.

Aber, sagte sie, was der Schmerz nicht vermocht hat, soll meine Hand vollenden.

Sie hatte ein Messer in einer Scheide am Gürtel hängen, riß es heraus und wollte sich umbringen; aber die Anwesenden hielten sie zurück. Das Leben war ihr jedoch verhaßt und darum nannte sie sie grausam, daß sie sie bei solchem Schmerze noch zum Leben zwingen. Sie verwünschte das Schicksal, sie beklagte sich über die Fügung, bezichtigte die Sterne und den Himmel der Grausamkeit und verlangte durchaus, daß ihr jene Dienerin herbeigeholt werde, denn sie wolle sie eigenhändig erwürgen, da sie durch ihre Fahrlässigkeit ihren theuern Sohn in den Tod gestürzt und ihr einen so herben Schmerz bereitet habe. Die Umstehenden suchten sie zu überzeugen, es sei nur ein Versehen, nicht böse Absicht gewesen und

das Mädchen verdiene deshalb nicht den Tod. Da sie aber ihren Zorn nicht beschwichtigen konnte, begehrte sie, man solle sie den Händen der Gerechtigkeit übergeben, damit sie zum Tode verurtheilt würde. Nach einem gründlichen Verhöre fanden indeß die Richter, daß sie eher unvorsichtig, als schuldig sei, und sprachen sie von jeder Strafe frei. Dies war für Placida ein harter Schlag, denn sie war nicht zufrieden mit dem, was das Recht verlangte, sondern ließ sich einzig vom Zorn leiten und von der Wuth. Man nahm ihr daher das Mädchen aus dem Hause und sie ging voll Trauer hinweg, denn sie war sich bewußt, durch ihre Unvorsichtigkeit einen bedeutenden Unfall veranlaßt zu haben. Als nun Placida sah, daß die frei ausgegangen war, die sie gerne zu einem grausamen Ende gebracht gesehen hätte, war ihr auch der kleine Trost entwunden, den sie aus dem Untergang derjenigen zu ziehen hoffte, die sie als die Ursache des Todes ihres Sohnes ansah. Sie kehrte daher den ganzen Zorn wider sich selbst, sie zog in Betracht, daß alles das geschehen sei zu Aufrechterhaltung ihrer Schönheit, und zerkratzte und verderbte sich dermaßen ihr Gesicht, daß ihre bisher schönen Züge viel häßlicher wurden, als die des garstigsten alten Weibes, das man je gesehen. Sie sprach auch von nichts, als daß sie sich den Tod geben wolle.

Nimmermehr, rief sie, werde ich, die Mörderin meines Sohnes, am Leben bleiben. Diesen Sohn hat sein Vater Perpetuo genannt, in der Meinung, er werde in langer Nachkommenschaft sein eigenes Leben fortpflanzen.

Und fortwährend weinte und seufzte sie.

Du, Perpetuo, sagte sie, bleibst todt und die dich umgebracht hat soll leben bleiben? Leben bleiben soll die, die dich von der Hand deines Vaters empfangen, um dich zur Tugend zu erziehen und zu den Jahren der Reife zu bringen! Und jetzt hat sie dich getödtet? Nein, nein, das darf nicht sein.

Dann bat sie die, welche sie bewachten, daß sie sich nichts Leides thue, sie mögen ihr den Tod geben. Als sie aber kein Mittel wußte, sich das Leben zu nehmen, verfiel sie endlich darauf, nicht mehr zu essen und zu trinken. Ihre Wärter mußten ihr mit Gewalt den Mund öffnen und Flüssigkeiten hinuntergießen, um sie am Leben zu erhalten. Doch war die Gewalt ihres Schmerzes so groß, daß sie ganz verrückt wurde; während ihrer Verrücktheit, welche ihr jede vernünftige Überlegung raubte, führte sie fortwährend den Namen ihres Sohnes im Munde, und in diesem Zustande starb sie nach einigen Jahren. Man darf diese Verrücktheit als ein Glück für sie betrachten, da sie ihr das Bewußtsein des Unglücksfalls entzog, welcher ein Herz von Stein und Eisen, geschweige das Herz einer so liebenden Mutter, wie Placida ihrem Sohne war, hätte mit Jammer erfüllen müssen.

---

## 62. Täuschung und Treue.

(9, 7.)

In Mantua der edeln Stadt der Lombardei, die durch ihre Lage und Annehmlichkeit, sowie durch die feine Bildung ihrer Beherrscher und ihrer Einwohner berühmt ist, der Stadt, welcher weit größere Ehre der göttliche Genius Virgils verschafft, als Ocnus, der Sohn des Mantus, von dem sie den Namen erhielt, in Mantua lebte vor kurzem eine sehr artige und höfliche Jungfrau Namens Nonna, welche auf das Glühendste in einen Edelmann Namens Pantheone verliebt war. Aber obwol die Jungfrau sehr schön, in der Blüthe ihres Alters und unter den Sittsamen die sittsamste war, so galt sie doch für arm und er für reich, und obwol er ihre Liebe

zu ihm kannte, schlug er doch, weil er wußte, daß der Zweck ihrer Liebe nicht auf Wollust, sondern einzig darauf ging, ihn zum Manne zu bekommen, es nicht hoch an, von ihr geliebt zu werden, sondern verachtete sie so sehr, daß er niemand hören wollte, der ihm von ihr sprach, was der Jungfrau unerträglichen Kummer bereitete. Bei alle dem aber ließ sie die Hoffnung nicht sinken, sondern dachte, da sie ihn zu einem guten Zwecke liebe, müsse ihr Gott den Weg zeigen, um das ersehnte Ziel ihrer Liebe zu erreichen. Pantheone war aber in ein anderes Mädchen verliebt Namens Lipera, welche gerade so ihn verschmähte, wie er Nonna verschmähte. Sie wollte zwar nicht den Anschein haben, als sei er ihr zuwider, und wenn er sie grüßte, so grüßte sie ihn wieder; aber sie wollte nie eine Botschaft von ihm annehmen noch auch ihm die Gunst bezeugen, daß er selbst nur ein Wörtchen mit ihr sprechen konnte. Wiewol er bei ihrem Vater um sie angehalten, hatte er doch keine Antwort bekommen, die ihm gefallen hätte. Denn da der Vater wußte, daß das Mädchen sich nicht dazu verstehe, ihn zu erhören, und wußte, daß die Frauen, die sich verheirathen sollen, einen Mann bekommen müssen, der mehr ihnen zuschlägt, als ihrem Vater und ihrer Mutter oder sonst jemand, der für sie zu sorgen hat, da ja sie auch ihr Lebtage mit dem Manne leben müssen, suchte er die Ausflucht, er wolle seine Tochter noch gar nicht verheirathen; wenn er sie aber irgend einem Manne in der Stadt zu geben hätte, würde er nicht anstehen, sie ihm zu geben. Mit diesen und ähnlichen Antworten fertigte er die ab, die mit ihm davon sprachen. Dies konnte jedoch die Liebe zu ihr in Pantheone nicht mindern. Andererseits wandte auch Nonna, obwol sie sich von ihm verschmäht sah, ihre Liebe auf keinen andern, als auf ihn. Während die Sachen so standen, kam Nonna die Liebe zu Ohren, die Pantheone für Lipera hegte und daß diese ihn gar nicht liebe; darum kam ihr

oft und viel der Wunsch, sich in jene verwandeln zu können. Da sie aber einsah, daß dies unmöglich war, fing sie an, bei sich zu überlegen, ob sie ein Mittel finden könne, Pantheone so zu täuschen, daß sie sich selbst die Liebe zuwenden könnte, die er für jene andere fühlte. Es fiel ihr aber nichts ein, womit sie ihren Zweck zu erreichen hoffen durfte. Sie dachte, wenn sie nur mit ihm sprechen könnte, würde sie ihm so eindringlich beweisen, wie sehr sie ihn liebe, das er sich schämen müßte, sie nicht hochzuschätzen und sie mit Gegenliebe zu belohnen. Wie sehr sie aber auch ihren Kopf damit anstrengen mochte, es wollte ihr nie gelingen, so wenig Pantheone die Gunst zu Theil wurde, mit der andern sprechen zu können. Das Glück aber, das Nonna's Liebe so begünstigen wollte, daß sie ein ersehntes Ziel erreichen durfte, ließ aller menschlichen Berechnung entgegen einen Fall eintreten, der Nonna zur höchsten Befriedigung gereichen sollte. Pantheone hatte nämlich einen Brief an Lipera geschrieben, in welchem er sie bat, seine treue Liebe anerkennen zu wollen und ihm geneigtes Gehör zu gönnen; diesen übergab er einer Frau, welche viel in das Haus des Mädchens kam, an das er gerichtet war, und sagte zu ihr: Da, nimm diesen Brief und bring ihn der Dame, die, wie du weißt von mir über Alles in der Welt geliebt ist.

Er hatte sich ihrer nämlich schon öfters in diesem Liebeshandel als Mittelsperson bedient.

Begleite das Schreiben mit den Worten, die dir geeignet scheinen, um sie zu bestimmen, daß sie mir Antwort gebe. Denn wenn ich das durch deine Vermittelung erreiche, so werde ich dir so reichlich lohnen, daß es dich nicht reuen soll, mir gedient zu haben.

Mesa (so hieß sie) nahm den Brief, versprach ihm, seinen Auftrag zu bestellen, und ging weg. Da sie aber aus früheren Erfahrungen wohl wußte, wie sehr Lipera ihn hasse, und daß es in den Wind geredet wäre, wollte man sie zu dem zu bestimmen suchen, was Pantheone

verlangte, so beschloß sie, Pantheone zu sagen, sie habe zwar den Brief überbracht, allein die Jungfrau habe trotz aller Worte und Bitten ihn gar nicht annehmen wollen. Dieselbe Frau war nun sehr genau bekannt mit Nonna, denn da diese ihre Freundschaft mit Pantheone kannte, hatte sie sie auch mehrfach als Vermittlerin gebraucht, um ihn zur Gegenliebe zu stimmen. Sie ging nun zu ihr und erzählte ihr, was sie mit dem ihr zur Bestellung übergebenen Briefe anfangen wolle.

Ich unglückliche, sagte Nonna weinend, was traf doch mich für ein herbes Loos, daß ich, obwol ich diesem Mann mit solcher Treue und Liebe zugethan bin, nie die Gunst erreichen kann, ihm ein Wörtchen zu sagen; und er müht sich vergebens, von einer geliebt zu werden, die ihn doch haßt und die darum ebenso von ihm gehaßt zu werden verdient, als sie von mir gehaßt wird, denn in ihr ist das Ende der Liebe meines Geliebten.

Bei diesen Worten wandte sie sich zu Mesa und bat sie, ihr den Brief zu zeigen und sie ihn lesen zu lassen. Die gute Frau gewährte es ihr und gab ihr ihn.

Ach, sprach sie, als sie ihn gelesen hatte, warum hat der Himmel nicht gewollt, daß er diesen Brief mir schickte? Ich würde mich damit für das glücklichste Weib auf Erden halten.

Als Mesa dies hörte, sagte sie zu ihr: Da ich ihn euch gebracht habe, so seht es an, als habe er ihn euch geschickt; ihr könnt euch so selbst täuschen und seid dann auch glücklich.

Das wäre nicht anders, entgegnete Mesa, als wachend träumen und von der Luft leben ohne Hoffnung, dem Ziel meiner Wünsche näher zu rücken.

Indem Nonna so sprach und weinte, rührte Mitleid mit dem Mädchen das Herz Mesa's. Sie wandte all ihr Dichten und Trachten darauf und strengte all ihren Verstand an, um sie zu befriedigen; und wiewol ihr für jetzt nichts Passendes einfiel, so dachte sie doch, es werde

sich mit der Zeit ein Mittel finden. Daher suchte sie das Mädchen zu trösten und sagte zu ihr: Und was meintet ihr, wenn dieser Brief euch nicht allein mit Hoffnung erfüllte, sondern mir auch noch die Mittel an die Hand gäbe, eure Wünsche wirklich zu befriedigen?

Und wie sollte das geschehen? fragte Nonna.

Ich will euch sagen, was mir eingefallen ist. Ich meine, nachdem sich einmal diese Gelegenheit euch geboten hat, solltet ihr euer Glück benützen und denken, dies sei einzig nach der Fügung der unsterblichen Götter geschehen, welche eure ehrbaren Bestrebungen Pantheone zum Mann zu bekommen, begünstigen wollen. Damit nun dies erfolge, sollt ihr statt des von ihm geliebten Fräuleins in der Art, wie es euch am besten scheint, ihm antworten, ich bringe ihm den Brief und er ist in der Meinung, er komme von seiner Geliebten, befriedigt. Er wird antworten, ich bringe euch die Antwort, und es könnte geschehen, wenn er immer schreibt und ihr antwortet, würde sich leicht ein Zwischenfall einstellen, der euch auf immer glücklich machen könnte.

Weh mir, sagte Nonna, wie schlimm ist es doch, Mesa, dergleichen Dinge zu ersinnen, und wie wenig Werth haben sie, wenn man sie sich nur vorstellt! Aber wenn ich auch auf die Täuschung, die du mir vorschlägst, eingehe, was wird die Folge davon sein, als daß ich klar erkenne, daß er jene andere liebt und mich geringschätzt, daß ich Schatten umarmen darf, während sie Pantheone ans Herz drückt? Und wenn ich das je sehen müßte, so würde es mir den herbsten Schmerz bereiten.

Was meint ihr aber, versetzte Mesa, wenn euch Gott dadurch zeigen wollte, daß er der Urheber der Gnaden und derjenige ist, der alle Wunder in der Welt thut und der auf uns unbekannten Wegen Haß in Liebe zu verwandeln weiß? Ich bitte euch, thut, was ich sage, denn ich erwarte davon nur Gutes. Mein Herz hat mir nie zu etwas gerathen, das nicht am Ende irgend-

wie gut ausgegangen wäre. Schreibt ihm nur, zeigt ihm unter der Maske der andern eure Liebe und sagt ihm, die strenge Aufsicht, unter der euch der Vater halte, lasse euch nicht die Mittel finden, mit Bequemlichkeit mit euch zu sprechen; sobald sich aber die Gelegenheit biete, werdet ihr sie ihm kund thun, da ihr nicht minder sehnlich wünschet, mit ihm zu sprechen, als er mit euch; unterdessen bittet ihr ihn, seine Liebe zu euch mit der Treue fortzusetzen, womit ihr an ihm hanget. Habt ihr ihm das geschrieben, so überlassen wir es dem Schicksal, den guten Anfang weiter zu leiten und einem guten Ziele zuzuführen.

Nonna war zwar der Meinung, der Vorschlag der guten Alten könne zu nichts führen; dennoch schrieb sie den Brief in der Weise, wie Mesa ersonnen hatte, und diese überbrachte ihn Pantheone, welcher in der Meinung, er komme von seiner Geliebten, der Botin tausend Dank sagte und ihr noch überdies ein reichliches Geschenk machte. Voll Wonne antwortete er auf den Brief, Nonna schrieb auf die Antwort wieder und gab ihm auf Mesa's Rath Hoffnung, nicht nur, daß er mit ihr werde sprechen können, sondern auch, daß sie ihm ihre höchste Gunst gewähren wolle, sobald sich Gelegenheit zeige, wofern er sie zur Frau nehmen würde. Pantheone zitterte vor Freuden über diese Nachricht, es wurden hin und her noch mehrere Briefe gewechselt und so kamen die Festlichkeiten des Carnevals heran. Männer und Frauen fingen an, sich zu verkleiden und maskirt Feste zu besuchen. Als Pantheone dies sah, welcher von Nonna unter dem Namen Lipera's Briefe voll der unbeschränktesten Anerbietungen und Versprechungen erhalten hatte, sagte er zu Mesa, welche den Betrug zu Nonna's Gunsten leitete: Wenn meine Geliebte die Versprechungen, die sie mir gegeben, zur Ausführung bringen wollte, so ist jetzt die Zeit da, wo sie mich selig machen könnte.

Und was wollt ihr, fragte die Alte, daß sie thue!

Was ich wollte, daß sie thue? versetzte er. Sie soll sich maskiren und so irgend wohin kommen, wo ich die Frucht meiner Liebe genießen könnte, die sie sich so verlangend zeigt mir zu übergeben.

Ich weiß nicht, setzte Mesa hinzu, ob ihr Vater es zugeben wird, daß sie sich eine Maske macht, denn ich weiß, er ist eifersüchtig sogar auf die Ratzen, die ihm durchs Haus laufen. Aber gesetzt auch, daß sie dies von ihrem Vater erhielte, was ich kaum glauben kann, glaubt ihr, daß sie sich so euren Händen anvertrauen werde, ohne ihrer Ehre sicher zu sein? Das würde sie nicht thun, so sehr sie euch liebt, und ich würde ihr auch dazu nie zureden, denn ich weiß, daß ihr jungen Leute, sobald ihr euer Gelüste gesättigt habt, euch nicht mehr um die Frauen kümmert, die euch zu Willen gewesen sind, als wenn ihr sie gar nie gesehen hättet. Mit der Begattung erlischt eure Liebe und die Sehnsucht nach ihnen: ich bin nicht erst von gestern her, Pantheone, um nicht die Natur der jungen Leute allmälig zu kennen.

Das werde ich nicht thun, fiel er ihr ein, vielmehr verspreche ich bei meinem Worte, wie ich wünsche, sie fortwährend zur Frau zu haben, werde ich mich nicht vor dem Eheverlöbniß mit ihr vereinigen, und ich wünsche, daß ihr dies immer, überall und vor jedermann bezeugen mögt.

Da ihr so gesinnt seid, sprach sie, könnte es nur gut sein, wenn ihr an sie schriebet und sie bätet, euch ihr Versprechen zu erfüllen, indem ihr ihr zeigt, daß sie es jetzt bei Gelegenheit des Faschings leicht ausführen könnte; dabei gebt ihr ihr denn Sicherheit in Betreff ihrer Ehre, wie ihr mir soeben auseinandergesetzt habt; dann will ich zu ihrer und eurer Befriedigung die Sache versuchen, und vielleicht werde ich mich nicht umsonst bemühen und euch beide glücklich machen, da ich sehe, daß die Liebe dieses Mädchens zu euch und eure Liebe zu ihr so groß ist.

Pantheone war nicht faul die Feder zu ergreifen und einen Brief zu schreiben voll Liebesglut; den gab er der Frau, daß sie ihn seiner Geliebten überliefere. Sobald sie den Brief in Händen hatte, ging sie alsbald zu Nonna, händigte ihr ihn ein und sie las ihn.

Was sehe ich, sprach sie, als sie damit fertig war, aus diesem Briefe anderes, als daß Pantheone eine andere liebt und sich um mich nichts bekümmert, daß er wünscht, sich mit jener zu vereinigen und mich beiseit zu lassen? Welchen Trost kann mir das Feuer bereiten, das hierinnen verschlossen ist, und die Treue, die er verspricht, wenn er von einem andern Feuer glüht und die Treue einer andern, als mir, zugesagt ist? Ich weiß hieraus nichts zu entnehmen, als Kummer und die sichere Verzweiflung an dem, was ich mit solcher Hingebung so lange gewünscht habe.

Hier fing sie an jämmerlich zu weinen. Mesa, welche bereits ihre Plane mit ihr entworfen hatte, sprach zu ihr: Nonna, wenn ihr euch meinem Rathe fügen wollt, so sagt mir mein Herz, daß ich euch so heiter machen werde, als ihr jetzt traurig und kummervoll seid.

Und wie willst du das je bewerkstelligen, fragte jene, wenn alle meine Freude davon abhängt, Pantheone zum Mann zu bekommen, und er der Gatte einer andern werden will?

Gerade, sagte sie, will ich, daß er euer Gatte werde.

Und wie soll das geschehen? fragte Nonna.

Folgendermaßen, antwortete jene. Pantheone hat bis jetzt geglaubt und glaubt noch immer, das Mädchen, das er liebt, habe allezeit auf seine Briefe geantwortet, ich habe diesen Glauben zu euern Gunsten stets in euch genährt in Erwartung, daß die Zeit euer und mein Verlangen auf eine ehrenhafte Weise erfüllen werde; denn mein Verlangen geht nach eurer Zufriedenheit, gerade als wäret ihr meine Tochter. Und mir scheint nun, es sei das eingetroffen, was ich zu eurem Besten seit dem

Beginn dieser Unternehmung im Auge hatte. Ihr seht, wie sehr Pantheone wünscht, mit diesem Mädchen zusammen zu sein. Nun sollt ihr statt ihrer zu mir kommen, und ich will machen, daß Pantheone sich mit euch verbindet, in der Meinung, bei seiner Freundin zu liegen.

Als Nonna dies hörte, stieg ihr das Bedenken auf, die Alte könnte mit dieser List sie Pantheone preisgeben und dann, nachdem er befriedigt wäre, sich nicht weiter darum kümmern, ob sie mit Schande bedeckt bleibe; darum sagte sie: Ich weiß recht wohl, Mesa, wenn ich nicht für meine Ehre hätte sorgen und mich Pantheone hingeben wollen, so hätte ich weder deine noch sonst jemandes Vermittelung nöthig gehabt, um mit ihm zusammen zu kommen; aber wie das früher nicht meine Absicht war, so begehre ich es auch jetzt keineswegs; deshalb kann ich mich auf deinen Vorschlag nicht einlassen und du solltest glühen vor Scham, mir ihn anzubringen, denn ich sehe nicht, was mir anders daraus entspringen könnte, als Schande ohne irgend welchem Vortheil, und unter dieser Bedingung möchte ich nicht mit Jupiter selbst mich vereinigen, geschweige mit Pantheone; lieber will ich, daß die Flammen, von welchen ich glühe, mich elendiglich verzehren, als daß ich das thue.

Ihr habt euch, antwortete jene, gleich das Schlimmste eingebildet, was hier möglicher Weise geschehen könnte. Glaubt ihr wol, Nonna, daß ich so gottlos wäre, euch schandbar mit ihm zu verkuppeln? Da kennt ihr mich schlecht, Nonna, wenn ihr eine solche Meinung von mir habt. Ein ehrenhafter Zweck treibt mich zu diesem Unternehmen, nicht eure Schande; und darum, wenn es euch recht ist, die Sache einzugehen, die ich euch vorgeschlagen habe, so soll er nicht bei euch liegen, ohne daß er euch zur Frau nimmt, ehe er euch anrührt.

Eine größere Gnade, entgegnete Nonna, könnte mir freilich der Himmel nicht bescheren, und wenn dies geschehen soll, so werde ich dir unendlich verbunden sein

und du wirst mich niemals satt sehen, dir eine so große Wohlthat zu vergelten.

Es wird geschehen, sagte die Frau, und ich werde mich hinlänglich belohnt erachten, wenn ich euch vollständig befriedigt sehe.

Wie soll das aber geschehen? fragte Nonna.

Sobald es Zeit ist, will ich euch beweisen, daß ich euch liebe und daß vom ersten Briefe an, den ich euch brachte, bis zum letzten ich an nichts anderes gedacht habe, als daß ihr das ersehnte Ziel eurer Liebe erreichen möget. Darum müßt ihr ihm auf diesen Brief erwidern, er solle nur Allem glauben, was ich ihm als Antwort vermelde; denn ihr und ich haben miteinander beschlossen, was zur Ausführung dieser Angelegenheit erforderlich sei.

Nonna that, wie die Frau verlangte. Diese nahm den Brief, begab sich zu Pantheone, der sie mit der größten Sehnsucht von der Welt erwartete, und überreichte ihm den Brief. Als er darin nur ein Beglaubigungsschreiben für sie sah, fragte er sie, was geschehen und was in der Sache angeordnet sei. Die Frau sagte: Pantheone, ich habe ein solches Feuer im Herzen eurer Geliebten erweckt, daß, wenn nicht die Rücksicht auf ihren Vater sie abgehalten hätte, sie mit mir zu euch gekommen wäre; aber die große Furcht vor ihm, dessen Wesen hart und furchtbar ist und der sie in beständiger Angst erhält, ließ es ihr nicht zu. Ich wollte indeß nicht unterlassen, Alles zu versuchen, was mir geeignet schien, euch zufrieden zu stellen; daher sagte ich zu ihr: Und warum maskirt ihr euch nicht und kommt in mein Haus? Ich werde Pantheone hinbestellen und ohne daß euer Vater etwas davon erfährt, könnt ihr euch eurer Liebe freuen.

Sie antwortete mir aber sogleich: Wie soll ich mich denn maskiren? Mein Vater würde nimmermehr zugeben, daß ich auch nur zu Hause eine Maske aufsetzte, geschweige daß ich damit ausginge. Ihr wißt ja, daß seit meine Mutter gestorben ist, er kein Auge mehr von

mir läßt und, wenn er ausgeht, mich so in seine Zimmer verschließt, daß ich keinen Fuß hinaussetzen kann.

Als ich dies hörte, sagte ich zu ihr: Und wenn ich euern Vater dazu brächte, daß er es erlaubt, würdet ihr euch dann nicht maskiren und würdet ihr nicht mit mir kommen?

Darauf antwortete sie: Von ganzem Herzen gerne.

Als ich so die Einwilligung des Mädchens hatte, habe ich mich bei dem Vater dafür verwandt, daß er erlaube, daß sie sich maskire und morgen ein Paar Stunden mit mir komme. Ich muß sie also morgen abholen und werde sie in eure Arme führen, aber nur mit dem Beding, daß ihr, ehe ihr sie berührt, euch mit ihr verlobt und sie auf der Stelle für eure Frau erklärt.

Ich glaube nicht, holde Frauen, daß eines Menschen Sinn die Freude fassen kann, die Pantheone nunmehr fühlte. Er segnete tausend mal den Tag, da er in das Mädchen sich verliebt habe, tausend und aber tausend mal die Liebe, die ihm Mesa zugeführt als Vermittlerin dieses Verkehrs. Er konnte nicht satt werden, der Alten zu liebkosen und den Dienst zu loben, den sie ihm erwiesen. Am folgenden Tage ging das gute Weib zu Nonna und meldete ihr, was sie mit Pantheone verhandelt hatte.

Niemals, fügte sie hinzu, hat Pantheone mit Lipera gesprochen, die euch so sehr verhaßt ist, auch hat er niemals mit euch gesprochen; eure Person gleicht vollkommen der seiner Geliebten, und wenn ihr das Gesicht bedeckt habt, so fehlt zur Täuschung nichts mehr, als die Augen; dafür aber hat die Natur gesorgt, denn die eurigen sind eben so schwarz und lebendig, als Lipera sie hat, und können die Meinung, daß sie es sei, eher bekräftigen, als schwächen. Wollte er auch aber etwa, während er bei euch ist, die Maske abnehmen, wie es geschehen könnte, so müßt ihr euch dem widersetzen, indem ihr euch, wie euch am besten scheint, ausredet, so aber, als wäre Lipera's Vater der eurige.

Nonna war mit alle dem einverstanden.

Aber, sagte sie, gesetzt, daß alles, wie du es ausgesonnen hast, ein glückliches Ende nehme, zuletzt muß ja doch der Betrug an den Tag kommen, und wenn das geschieht, was soll alsdann aus mir werden?

Werde, sprach Mesa, was da will! Er hat euch einmal zur Frau genommen und muß euch behalten auch gegen seinen Willen; ich werde beständig zu euren Gunsten Zeugniß ablegen. Es geschieht dann nur, was dem alten Patriarchen widerfuhr, der um Rachel gedient hatte, aber Lea zum Weibe bekam. Ich will aber hoffen, wie Gott dort geholfen hat, so wird er auch hier nach seinem Erbarmen alle Hindernisse hinwegräumen.

Als Nonna hörte, was Mesa zu ihr gesagt und was sie ersonnen hatte, bat sie Gott um seinen Beistand. Sie zog ein Nonnenkleid an, nahm eine Maske vor und vermummte sich das Gesicht mit Binden und Schleiern, wie wir es Nonnen machen sehen. Daher war die Maske nicht leicht vom Gesicht abzunehmen, wenn man nicht den ganzen verwickelten Kopfputz in Unordnung bringen wollte. Sie machte sich also mit der Frau auf den Weg nach ihrer Wohnung. Bald darauf kam auch Pantheone und als er das Mädchen dort sah, glaubte er, es sei Lipera, und wollte ihr die Arme um den Hals schlingen. Sie aber drängte ihn sanft zurück und sprach: Pantheone, die absonderliche Liebe, die ich für euch fühle, hat mich hergeleitet, und ich erkenne wohl, daß ich hierin gegen meinen Vater ein großes Unrecht begehe, indem ich so ohne seine Zustimmung zu euch komme. Aber meine Liebe zu euch war mächtiger, als die Ehrerbietung, die ich meinem Vater schuldig wäre. Doch da mich die Liebe hierzu gezwungen hat, ihm solches Unrecht zu thun, so möchte ich ihm nicht noch ein zweites weit größeres zufügen, nämlich, daß ich mich euch hingäbe mit Verlust meiner Ehre, so meinen guten Namen verlöre und den Glanz meines Blutes verdunkelte. Ehe daher etwas

Weiteres zwischen uns erfolgt, verlange ich, daß ihr mich heirathet und mich zu eurer Gattin nehmt; dann bin ich vollkommen bereit, euch zu Willen zu sein.

Pantheone heftete seinen Blick auf die Augen des Mädchens und er fand sie denen gleich, aus welchen ihm Fackeln und Pfeile der Liebe zugeflogen waren, er vernahm den holden Ton ihrer Stimme, der bei Nonna bewundernswürdig war, und durch die Lebhaftigkeit der Blicke und die Süßigkeit der Rede war er ganz in die Gewalt der Jungfrau gefangen, die er für seine Geliebte hielt.

Auch ich, versetzte er daher, bin in keiner andern Absicht hergekommen, als um euch zum Weibe zu nehmen, und ich will euch das sogleich beweisen.

Er hatte zwei der schönsten Ringe mitgebracht, durch diese verlobte er sich mit ihr und nahm sie zur Frau. Dann wollte er ihr die Maske abnehmen und sich zu ihr legen. Nonna aber sprach: Thut das nicht, mein Gemahl, denn mein Vater hat mich mit eigener Hand so angezogen und mir gesagt, er habe mir beim Befestigen der Maske und beim Zurechtlegen der Binden und Schleier darüber ein Zeichen gemacht, das ich nicht kenne; wüßte ich, worin es besteht, so hätte ich nicht gewartet, bis ihr mir die Maske abzieht, sondern ich hätte sie selbst abgenommen, um desto ungezwungener eure Liebe genießen zu können. Wenn ich ihm aber meinen Kopfputz nicht wieder gerade so nach Hause bringe, wie er mir ihn angemacht hat, so werde ich unglücklich; sicherlich könnte ich, wenn ich die Maske abnähme, das Zeichen leicht verderben, und wenn das wäre, würde ich Gefahr laufen, daß er mich umbrächte, denn ich weiß, wie heftig er ist. Wollt ihr daher jetzt bei mir sein, so wie ich bin, wohlan, ich bin ganz die eure; seid ihr aber damit nicht zufrieden, so bitte ich euch, bringt mich nicht durch Ablegen meiner Maske in Gefahr, ums Leben zu kommen. Wenn es euch viel-

leicht nicht gefiele, auf diese Weise mit mir zusammen zu sein, so laßt mich für jetzt! Es wird schon eine Zeit kommen, wo wir mit größerer Sicherheit unsere Vereinigung schließen können, als es jetzt geschähe, wenn ich mich maskirt mit euch verbände.

Pantheone glühte so von Sehnsucht nach der Frau, daß er nicht nur in diesem Aufzuge, sondern selbst wenn sie ganz mit Waffen bedeckt gewesen wäre, nicht unterlassen hätte, sich ihr zu nahen. Er umarmte sie daher und sagte tadelnd: Wie, ich soll euch lassen? Nimmermehr wird Pantheone das thun.

Er legte sie nun auf ein sehr bequemes im Zimmer stehendes Bette und verband sich mit ihr in leidenschaftlicher Hingebung zu unendlicher Wonne von beiden, denn Pantheone glaubte, bei Lipera zu sein, Nonna aber sah ihre Liebe an einem ehrenvollen Ziele angelangt. Nachdem sie sich lange Zeit miteinander vergnügt hatten, trat die gute Frau, welche das Spiel geleitet hatte, vor und sagte zu dem jungen Manne: Pantheone, bei dieser Sache muß man klüglich verfahren, damit nicht eure Freude sich in das gräulichste Ärgerniß auflöse. Da ihr also sicher seid, daß diese junge Frau niemand, als euch angehören kann und ihr den Besitz eurer Liebe angetreten habt, so bleibt uns nur noch übrig, ihren Vater zu der Einwilligung zu bestimmen, daß ihr sicher sein Schwiegersohn seid und bleibt. Da jedoch hierzu Zeit erforderlich ist, müßt ihr euch begnügen, euch in dem Verhältniß zu begegnen, wie früher, ehe ihr euch einander ergeben habt; denn wenn der Vater etwas merkte, so wären wir, die junge Frau und ich, übel angeführt. Ihr wißt, wie euch Lipera schon zuvor gesagt hat, wie heftig er ist; darum bitte ich euch, geht auf das ein, was ich euch sage, damit wir allmälig und ohne Gefahr für einen von uns seine Einwilligung erlangen können, und ich werde euch zur Mittelsperson dienen, um auch dies, wie ich das Bisherige geleitet habe, einem guten Ziele zuzuführen.

Dem jungen Manne fiel das schwer, doch da sich mit Mesa's Worten Nonna's Bitten vereinigten, sagte er: Nachdem mir Gott die Gnade erzeigt hat, mit euch zusammen zu kommen, Lipera, will ich nicht, daß dieses unser Beisammensein eine andere Frucht trage, als Freude. Damit wir also in gutem Einvernehmen mit eurem Vater uns froh und ruhig genießen können, will ich, da ich gerade in Rom einen Rechtsstreit von nicht geringer Wichtigkeit habe, mich indessen dorthin verfügen, denn hier könnte ich es nicht aushalten, ohne zu euch zu kommen oder ohne daß ihr zu mir kämet. In der Zwischenzeit mag diese unsere gemeinschaftliche Freundin, die uns bereits so viel Glück bereitet hat, das Übrige zu dem Ende führen, das wir erwarten.

Das will ich thun, sprach Mesa, und die beiden Gatten überließen sich neuen Umarmungen, wobei Pantheone stets eifrigst Rücksicht nahm, den Kopfputz seiner jungen Frau zu schonen, aus dem bereits angeführten Grunde. Mesa aber drängte Nonna durch die Bemerkung, der Vater habe sie ihr auf zwei Stunden anvertraut, jetzt aber seien mehr als drei vorüber.

Ach, sagte sie zu Pantheone, lieber Herr, die Trennung von euch fällt mir äußerst schwer; doch da mich die festgesetzte Zeit zu meinem Vater zurückruft, bitte ich euch, zu gestatten, daß ich mich entferne.

Dieser Abschied fällt mir nicht minder schwer, fügte Pantheone hinzu, als euch; doch da es denn so sein muß, so geht hin, mein Leben! Morgen reise ich nach Rom. Zum Abschied lasse ich euch mein Herz zum Pfande zurück. Und was gebt ihr mir mit auf den Weg?

Die Seele, sagte Nonna, und wo ihr weilet, wird sie euch beständige treue Gesellschaft leisten.

Nach diesen Worten küßte Pantheone die Maske rechts und links, die Liebenden trennten sich und Nonna kehrte nach Hause. Pantheone machte sich am folgenden Tag auf den Weg und ging nach Rom. Nonna blieb voll von

großer unbeschreiblicher Wonne zurück. Nur das machte sie einigermaßen besorgt, daß sie nicht wußte, wie es werden würde, wenn Pantheone die Täuschung einsehe, was doch früher oder später geschehen müsse, ob sie nicht ganz in Ungunst bei ihm falle, theils weil er sich nun alle Hoffnung geraubt sehe, nachdem er sie zum Weibe genommen, sich je mit seiner Geliebten verbinden zu können, theils weil sie arm und dies bisher die Hauptursache gewesen sei, daß er sich nie hatte bestimmen lassen, sie zu lieben, denn Mesa hatte ihr oftmals gesagt: Nonna, eure Schönheit und eure Armuth ist schuld, daß Pantheone sich nicht dazu versteht, euch zu lieben; denn da ihr so außerordentlich schön seid, fürchtet er, die Liebe für euch könnte ihn drängen, euch arm wie ihr seid zur Frau zu nehmen.

Da es aber, wie ich glaube, vom Schicksal bestimmt ist, daß diese Ehe zu Stande kommen soll, so traf auch der Himmel Vorsorge gegen jede Unordnung, die sie irgendwie hätte stören können. Denn ein Bruder von Nonna's Vater, welcher sehr reich war und das Mädchen sehr lieb hatte, starb, und da er keine näheren Verwandten hatte, als sie, hinterließ er ihr sein ganzes Vermögen, das über zehntausend Goldgulden betrug. Lipera's Vater aber gab noch im Laufe des angeführten Carnevals seine Tochter einem ferrarischen Edelmann zur Frau, dieser brachte sie nach Beendigung des Carnevals nach Ferrara. Als dies Pantheone hörte, nachdem er kaum einen Monat in Rom gewesen war, fühlte er sich tief betrübt, er ließ plötzlich alle Geschäfte im Stich und kam nach Mantua. Er suchte die Frau auf, welche seine Heirath eingeleitet hatte, und beklagte sich bitter über das Vorgefallene. Sie fand aber gleich Ausflüchte und sagte, sie habe es an nichts fehlen lassen und alle möglichen Mittel bei Vater und Tochter angewandt, um die neue Vermählung zu verhindern, aber er habe durchaus sich nicht dazu verstehen wollen, zu erlauben, daß sie einem

andern angehöre, als dem, dem er sie schon seit geraumer Zeit zugesagt hatte; der jungen Frau habe sie gesagt, sie habe sich ihm zur Gattin gegeben und könne sich daher nicht mit einem andern vermählen; sie habe ihr aber geantwortet, nur mit großem Schmerze werde sie die Frau eines andern, als Pantheone's, und sie sei auf dem Punkte gestanden, ihrem Vater das dem Pantheone gegebene Wort anzuführen, sie habe sich aber mit ihrem Beichtiger darüber berathen und dieser habe ihr gesagt, da keine kirchlichen Feierlichkeiten dabei stattgefunden haben, gelte die Ehe nicht, und aus diesem Grunde habe sie den Zorn ihres Vaters nicht ohne Nutzen gegen sie aufregen wollen, sich also damit einverstanden erklärt, dessen Gattin zu werden, dem ihr Vater sie übergeben habe. Pantheone war sehr betrübt über diese Mittheilungen und wollte kein Mittel unversucht lassen, diejenige zurückzubekommen, mit welcher er die Ehe vollzogen zu haben glaubte. Aber Mesa sagte zu ihm: Ich will nicht unterlassen, euch meine Meinung zu sagen; thut hernach, was euch lieb ist und was euch angemessen scheint. Ihr habt das Mädchen genossen und nachdem ihr ihre Blume gepflückt, ist sie in eines andern Hand übergegangen. Das muß euch, wie mich dünkt, eher Freude machen, als daß ihr nun sie dem wieder nehmen wollt, der sie seither genossen hat. Dies könnte euch nur zur Schande gereichen, denn jedermann würde euch, um es gerade herauszusagen, für einen Hörnerträger halten, und es könnte leicht kommen, daß der, der jetzt das junge Weib besitzt, sie euch ohne Widerrede zurückgäbe, um mit einer andern in die Ehe zu treten. Darum, wenn ich ihr wäre, ließe ich dem Wasser seinen Lauf und würde mich nach einer neuen Frau umsehen, da ja bei der ersten die Kirche ihren Segen noch nicht ertheilt hat, sie somit auch nicht wirklich eure Frau war. Thut ihr das, so könnt ihr immer über jenen lachen, der eure erste zur Frau genommen, nachdem ihr zuerst ihr beigewohnt, gerade wie er über euch lachen würde,

wenn ihr suchtet, sie ihm zu entreißen und als eure Frau zu behalten. Es fehlt hier zu Lande nicht an Frauen, die für euch passen. Da ist unter andern die Nonna, die euch bekanntlich liebt und die euch eine würdige Gattin wäre. Jetzt hat sie auch durch den Tod ihres Oheims ein so großes Vermögen geerbt, daß sie eine ganz andere Mitgift euch zubrächte, als ihr von der andern bekommen hättet, und wenn euch etwa mehr die Schönheit bestimmen soll, eine Frau zu nehmen, als der Reichthum, so ist Nonna nicht minder schön als irgend eine im Lande. Ich glaube daher, ihr thut wohl, die andere jenem, der sie einmal hat, zu lassen, und Nonna zu heirathen, mit der ihr vielleicht viel zufriedener und bequemer leben werdet, als mit der andern der Fall gewesen wäre.

Die Worte der Alten blieben nicht ohne Wirkung bei Pantheone. Er zog namentlich in Betracht, daß Lipera, bei welcher er geschlafen zu haben glaubte, ihm doch nicht mehr ohne Schande für ihn angehören könne, und entschloß sich, Nonna zu nehmen, sobald er sich überzeugt hätte, daß wegen Mangels der kirchlichen Feier bei seiner Vermählung mit Lipera sie nicht wirklich seine Frau geworden sei. Als er nun fand, daß die besten Gewährsmänner der Ansicht waren, daß solche heimlich geschlossene Eheverträge keine Giltigkeit haben, nahm er Nonna zum Weibe. Es dauerte aber nicht lange, so hielt er sich für den unglücklichsten und betrogensten Mann, der je sich mit einem Weibe eingelassen hätte. Nonna war nämlich von ihren ersten Berührungen, die sie unter fremdem Namen mit Pantheone gehabt hatte, schwanger geworden, was Pantheone zwei Monate nach seiner wirklichen Verheirathung bemerkte. Der Kummer über diese Wahrnehmung ließ ihn nicht Ruhe noch Rast finden und oft sprach er bei sich: Seht doch wie ich Schafskopf mir selber Hörner angesetzt habe, indem ich diese zum Weibe nahm, die schon schwanger in mein Bett gekommen ist.

Ganz schwermüthig sann er fortwährend auf Mittel, sich von dem Weibe loszumachen, und oft hatte er geradezu im Sinne, sie ohne Weiteres zu verlassen. Freilich sah er wohl ein, daß dies nicht das rechte Mittel war, um zu machen, daß sie nicht mehr seine Frau wäre; er kam daher auf einen viel grausameren Plan und bedachte, wie er ihr das Leben nehmen wollte, da er wußte, daß nichts, als der Tod, den Knoten lösen könne, mit dem er zu seinem Unheil an Nonna gefesselt zu sein wähnte.

Von so lästigen Gedanken gepeinigt verwünschte er sein Geschick und Mesa, die ihn an eine solche Klippe geführt, um daran zu scheitern. Als Nonna dies merkte und wußte, mit welch großer Mitgift sie ihren Gatten erkauft hatte, beschloß sie, ihm zu entdecken, was zwischen ihr und ihm durch Vermittelung der guten Alten vorgefallen war. Sie erzählte ihm daher in einer Stunde, die ihr geeignet schien, wie sie von ihm schwanger sei, enthüllte ihm vollständig das Verfahren, wodurch sie auf Mesa's Rath seine Frau zu werden gesucht habe, und zeigte ihm die Ringe, die er ihr zur Verlobung gegeben. Als Pantheone die Wahrheit ihrer Erzählung einsah, erkannte er, wie groß die Liebe Nonna's zu ihm gewesen und wie sehr sie verdiene von ihm geliebt zu werden. Er verwandelte den Argwohn, den er gefaßt hatte, in die anhänglichste Liebe und freute sich, daß sie durch solche Täuschung seine Gattin geworden sei. Auch Mesa erntete Lob dafür, daß sie, um die Sache zu Ende zu führen, ihm eine solche Falle gelegt habe. Er lebte glücklich mit Nonna und hielt Mesa beständig werth dafür, daß sie ihn mit Nonna zusammengebracht hatte.

---

# 63. Ein Gottesurtheil.

(10, 7.)

In Ägina der vornehmsten Insel der Cykladen lebte um die Zeit, wo dieselbe mit Athen um die Herrschaft auf dem Meere wetteiferte, eine junge Frau von sehr vornehmer Abkunft Namens Eupia. Sie war außerordentlich schön, sehr wohlwollend und reizend und von so einnehmendem Betragen, daß sie bei jedermann beliebt war. Sie war an einen Mann verheirathet, welcher sich ganz dem Handel und der Kaufmannschaft widmete und Eupoleo hieß. Seine Geschäfte hielten ihn meist von der Stadt entfernt. Einst war er nach Euböa, dem heutigen Negroponte, gegangen, um gewisse Unternehmungen zu machen, die ihn auf einige Monate daselbst fesselten. Unterdessen kam ein sehr vornehmer Ritter aus Athen nach Ägina und wohnte zu seiner Unterhaltung in der Stadt, die denselben Namen wie die Insel führte. Hier fiel ihm Eupia ins Auge und er entbrannte so sehr für sie, daß er seine Gedanken auf nichts anderes wandte, als wie er ihre Liebe gewinnen und die letzten Früchte derselben sich aneignen könne; und da die junge Frau von vornehmem Stande und, wie gesagt, sehr artig und höflich war, wurde in Ägina kein Fest noch Gastmahl gefeiert, wozu sie nicht gerufen worden wäre, und ebenso wurde dazu der milde und erlauchte Ritter geladen, welcher Eleuterio hieß. Bei einem solchen Feste tanzte Eleuterio mit Eupia. Dies schien ihm die passendste Zeit, um der jungen Frau seine Liebe zu entdecken, wegen der Freiheit, womit Männer und Frauen sich beim Tanze die Hände geben und ungestört sprechen dürfen; so sagte er denn, indem er sie bei der Hand hielt: Eupia, eure seltene Schönheit, dergleichen ich nie sonst gesehen zu haben glaube, nicht allein hier sondern in ganz Griechen-

land, hat mich so sehr für euch entzündet und ich habe sie so mächtig in meinem Herzen empfunden, daß ich euch zur Herrin meiner Seele und meines Lebens und ohnehin aller meiner Habe, die übrigens nicht gering ist, gemacht habe. Und da ich euch ebenso höflich, als schön sah, bin ich auch zu der Überzeugung gekommen, meine Liebe auf eine durchaus freundliche Dame gewendet zu haben, und diese Ansicht ließ mich hoffen, daß, wenn ihr von edlem Gemüthe seid und der Adel der Liebe dient, ihr geneigt sein werdet, mir ebenso eure Liebe zuzugestehen, wie ich ganz mit all meinem Geschick mich eurer Willkür zu Befehl stelle. Darum bitte ich euch bei der Schönheit, die mich zu eurem Knechte gemacht und mein Leben und Sterben in eure Hand gelegt hat, und bei eurer Höflichkeit, aus der ich große Hoffnung geschöpft, und bei dieser meiner inbrünstigen Liebe zu euch, daß es euch gefallen möge, daß ich euch liebe, und daß es euch ferner gefallen möge, daß ihr mich liebet und mir gewähret, was eine schöne gütige Frau einem aufrichtigen treuen Liebhaber gewähren soll; und wenn ich diese Gunst von euch erlange, wie ich sie erlangen sollte, so werde ich es so betrachten, als habe ich von euch das Leben empfangen, das ich ganz sicher in wenigen Tagen lassen müßte, wenn ich eure Liebe entbehren sollte.

Hier schwieg er, drückte aber immer die weiche zarte Hand der jungen Frau in der seinigen und erwartete die Antwort. Ihre Züge verriethen ebenso viel Güte, als würdigen Stolz, und sie sprach zu ihm: Wie ich es nie zugeben wollte, daß euch jemand irgend einmal mit Recht für ungefällig halten dürfte, ebenso wollte ich, daß mir nie jemand ein anderes Zeugniß geben könne, als das der Ehrbarkeit und Treue. Der erstere Umstand macht, daß alle Gefälligkeiten, die ein edler Geist ohne Nachtheil für seine Ehre von einer ehrbaren Frau erreichen kann, euch von mir zu Theil werden sollen, nicht aber der Zweck, aus dem ihr, wie mir scheint, mich zu

lieben angebt. Denn die zweite der genannten Eigenschaften, die Keuschheit und Treue verlangt, daß ich mich dem Manne rein und treu erhalte, mit dem es dem Himmel gefallen hat, daß ich in Gemeinschaft lebe; und gerade so würde ich mich auch euch erhalten, wenn ich eure Gattin wäre, wie ich die Eupoleo's bin; und wenn ich anders handelte, so würde ich glauben, gerade jene angebliche Schönheit an mir zu beflecken, welche ihr so sehr zu erheben euch bemüht und um deren willen ihr mich zu lieben behauptet. Während ihr mich jetzt ihretwegen liebt, müßtet ihr, wenn ihr mich unkeusch erfändet, mich als garstig und verächtlich auf den Tod hassen. Wenn ihr aber wollt, daß ich so schön bleibe, wie ihr meint, daß ich sei, und darum glaube, daß ihr mich liebet, und verlangt, daß ich euch liebe, so bitte ich euch, lenkt eure Gedanken auf etwas anderes, als daß ihr mich gegen meine Ehre versuchet; denn wenn ihr bei diesem Vorsatze beharret, so sage ich euch zum voraus, daß ich euch nicht allein nicht glauben werde, daß ihr mich liebet, sondern ich werde euch für einen sehr schlechten Freund, ja für meinen Feind ansehen. Wie dies demnach das erste Mal gewesen ist, daß ich euch angehört habe, so soll es auch das letzte sein; nicht allein werde ich euch nicht anhören, wenn ihr mit mir reden wollt, sondern auch nie auf eine Seite sehen, wo ich denken könnte, daß mir euer Anblick begegne.

Nach diesen Worten ging auch der Ball zu Ende. Eleutherio sah zwar, daß Eupia's Gedanken den seinigen sehr entgegenstanden, dennoch aber wollte er nichts zu versuchen unterlassen, wozu sich ihm günstige Gelegenheit bot und was er für geeignet hielt, um den Sinn der jungen Frau nach seinem Wunsche zu stimmen. Er sparte deshalb weder an Botschaften noch an Geschenken: von diesen aber wollte Eupia nie auch nur das geringste annehmen; von jenen aber wollte sie gleich von Anfang an keine hören, die von dieser Sache sprach. Nach einigen

Tagen hatte jedoch Eleutherio eine Nachbarin gewonnen, welche viel in Eupia's Haus kam, ihr zu sagen, da ihr Gatte abwesend sei, solle sie sich nicht so spröde zeigen, einem andern Manne anzugehören, um nicht ihre Jugend einzubüßen; wenn ihr Gemahl mehr auf seine Handelschaft sehe, als auf seine Frau, so müsse auch sie mehr Rücksicht auf sich nehmen, als auf ihn. Eupia gerieth aber in solchen Zorn über diese Reden, daß sie die Nachbarin gar nicht mehr in ihr Haus lassen wollte, und als sie zuletzt von ihr Abschied nahm, sagte sie: Du kannst Eleutherio sagen, daß ich, ehe ich Empoleo zum Manne nahm, wohl wußte, daß er Kaufmann sei und daß er mir nicht beständig zur Seite bleiben könne. Wenn er aber auch weit von mir entfernt ist, so bin ich nichts desto weniger mit meinen Gedanken ihm beständig nahe, und dies ist der Grund, weshalb ich die Frucht meiner Jugend pflücke, nicht, wie er meint, verliere. Den Beweis für unsere gegenseitige Liebe mag Folgendes liefern. Vor einiger Zeit war er zwei volle Jahre abwesend, wir beobachteten die Stunden und die Minuten, wo wir an einander dachten, und brachten sie in ein Verzeichniß; da ergab sich denn, daß wir beide um dieselbe Zeit, an demselben Tage, in demselben Augenblicke uns im Geiste und in süßer Erinnerung, die wir einander bewahrten, zusammenfanden und, wiewol leiblich getrennt, uns ganz nahe kamen, uns im Geiste umarmten und im Gedächtniß gatteten, gerade als wären wir beisammen. Auf diese Weise habe ich von jeher die Frucht der Jugend geerntet und ernte sie noch, die ich nach Eleutherio's Meinung verliere bei der Entfernung von meinem Gatten. Deshalb möge er für die Zukunft unterlassen, mich zu belästigen, denn er ist mir wirklich sehr beschwerlich, er pflügt das Gestade und säet in den Sand.

Nach so vielen Angriffen auf die Frau verzweifelte Eleutherio gänzlich, je etwas bei ihr zu erreichen, was

der Ehre zuwiderliefe. Aber seht, welche Gewalt die Schönheit einer keuschen Frau auf ein edles freies Gemüth hat. Wiewol Eleutherio in Eupia eine andere Gesinnung zu finden wünschte, als wirklich der Fall war, so gefiel ihm doch so ausnehmend der feste Vorsatz der jungen Frau, ihrem Gatten Treue zu bewahren und sich keusch zu erhalten, daß er, als er auf den Tod erkrankte, seinen Bruder, welcher gekommen war, ihn in der Krankheit zu pflegen, als er sein Ende nahe fühlte, zu sich rief und zu ihm sagte, er habe Eupia auf das Glühendste geliebt und alle Mittel bei ihr angewandt, um sie zu bewegen, ihm ihre Liebe zu schenken, habe sie aber immer weit entfernt von jedem wollüstigen unehrbaren Gedanken gefunden, und weder Bitten noch Geschenke noch Botschaften noch sonst etwas habe sie von ihrem festen Entschlusse abbringen können; er wolle nun zeigen, daß er als Ritter eben diese Ehrbarkeit kenne, die er an Eupia gesehen habe, und wünsche daher, daß sie nicht allein das erhalte, was er ihr gegeben haben würde, wenn sie seinen wollüstigen Wünschen Gehör geschenkt hätte, sondern außerdem Alles, was er sonst noch in Ägina besitze, was etwa sechstausend Thaler werth war; für sein übriges Vermögen setzte er seinen Bruder zum Gesammterben ein, bat ihn jedoch im Falle seines Todes gegen eine so keusche Frau diesen seinen letzten Willen zu vollziehen. Der Bruder versprach ihm, ganz getreulich auszuführen, was er so großmüthig angeordnet habe. Er ließ also den Notar und die Zeugen kommen und verfügte, was alles nach seinem Tode geschehen solle. Er feierte in seinem Testamente höchlich die Keuschheit und Treue Eupia's gegen ihren Gatten. Nachdem das Testament fertig war, starb er. Der Bruder wollte seinem gegebenen Worte nicht untreu werden, dennoch fürchtete er, Eupia möchte von allem, was er ihr anbiete, gar nichts annehmen wollen, so keusch hatte sie ihm Eleutherio geschildert. Er ließ daher einen Bruder der jungen Frau zu sich rufen und erzählte ihm, was

er an Eupia für einen Auftrag habe, und forderte ihn zu der Gefälligkeit auf, seine Schwester zu bewegen, das von dem todten Eleutherio als Pfand ihrer Sittsamkeit in Empfang zu nehmen, was sie, so lange er gelebt hatte, nie als Zeugniß seiner Liebe zu ihr hatte annehmen wollen. Der Bruder ging zu der Schwester und suchte sie durch viele Gründe zu bewegen, anzunehmen, was ihr die strenge Hut ihrer Ehre zum Gewinn bereitet habe, indem er sagte, sie habe in wenigen Monaten ihrem Mann durch ihre Ehrbarkeit einen weit größeren Erwerb eingebracht, als er durch die Bemühungen vieler Jahre in der Handelschaft zu thun im Stande gewesen sei. Eupia, vor Allem auf ihre Ehre bedacht, sprach zu ihrem Bruder, welcher Esippo hieß: Du weißt, mein Bruder, welchen Nachtheil es einer ehrbaren Frau bringen kann, ihrem Gatten Argwohn einzuflößen, und welch ein unbedeutender Umstand oft in den Männern die Eifersucht wecken kann, welche eine wahrhaft tödtliche Pest ist für liebende Seelen, wenn sie irgendwie bei ihnen Eingang findet. Darum möchte ich nicht, daß die Geschenke, die ich von Eleutherio nie habe annehmen wollen, so lange er lebte, um dem keinen Argwohn gegen mich einzuflößen, gegenüber von dem ich mich von jedem Verdachte fern halten muß, daß diese Geschenke, wenn ich sie jetzt nach seinem Tode annähme, mich in das verfallen machten, was ich immerdar zu fliehen suchte, und dieser Nutzen mir zum großen Nachtheil gereichte bei meinem Manne. Deswegen bin ich der Ansicht, lieber nichts von dem anzunehmen, was er mir hinterlassen hat.

Ihr Bruder entgegnete ihr, es sei eine Thorheit, aus eitler Furcht eine Gelegenheit dieser Art vorübergehen zu lassen; wenn ihr Mann da wäre, so würde dieser gewiß sich kein Gewissen daraus machen; darum solle sie nicht von der Hand weisen, was ihre Ehrbarkeit und ihr Glück ihr dargeboten habe. Und wenn je in das Gemüth ihres Gatten ein Verdacht Eingang finden sollte, von dessen

Möglichkeit er sich übrigens keineswegs überzeugen könne, so würde das der Fall sein, ob sie die Geschenke annehme oder nicht; denn wenn er höre, und er werde es hören, daß Eleutherio sie ihm durch sein Testament hinterlassen habe, so würde derselbe Argwohn in seine Seele kommen. Er ermunterte sie deshalb von neuem, die Geschenke anzunehmen; denn, wenn auch je ein schlimmer Gedanke in die Seele ihres Gatten käme, würde es nicht an Mitteln fehlen, sie ihm zu nehmen. Es wurde viel gesprochen von ihr und von ihm, am Ende aber gab Eupia dem Andringen ihres Bruders nach. Es dauerte nicht lange, so kam ihr Gatte nach Haus und wurde von ihr mit großer Zärtlichkeit und Liebe willkommen geheißen und ebenso nahm sie ihn auf. Da er aber das Haus auf andere Weise geschmückt sah, als er es verlassen hatte, fragte er Eupia um den Grund dieser Veränderung; sie sagte ihm, was vorgefallen sei, und zeigte ihm, was ihr Eleutherio durch sein Testament hinterlassen, mit dem Beifügen, er habe dies verfügt zum klaren Zeugniß ihrer großen Sittsamkeit.

Nein, rief Empoleo erzürnt, er hat es dir hinterlassen, böses Weib, zum offenbarsten Zeichen deines Ehebruchs. Meinst du, ich sei ein Kind und werde die Thorheiten glauben, die du dir ersonnen hast? Als ob ich nicht wüßte, daß die Männer ihr Eigenthum nicht so wegwerfen, ohne zu wissen wie. Aber ich werde dich züchtigen für deine Thorheit und dir zeigen, daß die Weiber ihren Gatten auch treu sein müssen, wenn sie fern von ihnen sind.

Eupia wollte ihre Gründe vorbringen, um ihm diese schlimme Ansicht auszureden. Empoleo aber glühend vor Zorn fiel ihr ins Wort.

Bist du noch so frech, sagte er, mit mir zu reden?

Bei diesen Worten griff er nach dem Dolche, den er an der Seite trug, und wollte sie umbringen. Die Frau floh in ihrem Schrecken, so schnell sie konnte von

ihm und ging in das Haus des Bruders, zu dem sie weinend sprach: Es ist genau eingetroffen, Esippo, was ich vermuthet habe, daß geschehen werde, wenn ich das annähme, was mir Eleutherio zurückgelassen. Lieber Bruder, daß ich mehr deinen Willen that, als den meinigen, hat mich in die schlimmste Lage versetzt, und ich kann wol sagen, daß ich zu meinem Unheil diesen Mann gesehen habe, denn todt und lebendig mußte er mir Mühsal bereiten.

Dann erzählte sie ihm in tiefer Bekümmerniß, daß Empoleo sie habe umbringen und keinerlei Gründe anhören wollen, die sie ihm zu Gunsten der Wahrheit und ihrer Ehre habe vorbringen mögen. Esippo empfand darüber das größte Misvergnügen. Doch suchte er seine Schwester zu trösten.

Die ersten Aufwallungen, sagte er, haben die Leute nicht in der Gewalt.

Der Zorn, meinte er, habe Empoleo über die rechten Schranken geführt; sobald er sich etwas beruhigt habe, wolle er mit ihm reden und ihn auf andere Gedanken bringen. Er ließ diesen und den folgenden Tag vorübergehen, damit die Vernunft bei Empoleo Platz greifen könne, und dann suchte ihn Esippo wieder auf und sagte, was ihm geeignet schien, um ihn von der Wahrheit zu überzeugen, wobei er ihn namentlich versicherte, er selbst habe Eupia veranlaßt, das Vermächtniß anzunehmen, sie für sich habe es durchaus nicht nehmen wollen aus Besorgniß, es möchte das geschehen, was sein unbegründeter Zorn wirklich bewahrheitet habe, da er in die Treue und Ehrbarkeit seiner Frau nicht das gebührende Vertrauen setze. Empoleo wollte sich aber hierdurch keineswegs beruhigen.

Wie hätte sie, sagte er, sich nicht scheuen sollen, das Vermächtniß anzunehmen, da sie wußte, daß dies ein Zeugniß ihrer Unkeuschheit war? Und ihr hättet sie nicht nur nicht veranlassen sollen, es zu nehmen, sondern es war eure Pflicht, ihr die Züchtigung zu ertheilen, die

eine böse treulose Gattin verdiente. Aber was ihr habt thun wollen, das werde ich thun; seid dessen versichert!

Esippo war jung, rüstig und in Waffen geübt. Als er daher sah, daß kein Vernunftgrund bei diesem unvernünftigen Menschen Platz griff, sprach er, erhitzt von den verwunderlichen Reden seines Schwagers: Es thut mir sehr leid, daß du nicht der Mann bist, um dich mit mir in den Waffen zu messen, denn sonst würde ich dir mit dem Schwert in der Hand zeigen, daß du keine Vernunft kennst und daß, wenn du meine Schwester des Ehebruchs zeihst, du dich von der Wahrheit trennst, und daß eine falsche Meinung, die dir den Sinn befangen hält, dich das Rechte nicht sehen läßt. Wenn du aber deinen Sinn nicht änderst und in hartnäckiger Thorheit Eupia und mit ihr unserem ganzen Hause diesen Flecken anhängen willst, so wirst du machen, daß ich alle Rücksichten beiseit werfe und dir beweise, daß nicht sie, sondern du verdienst, für diese deine Narrheit gezüchtigt zu werden.

Als Empoleo seinen Schwager so entrüstet sah und wohl wußte, daß er nicht im Stande sei, mit ihm sich auf Waffenkampf einzulassen, wagte er nicht, ihm eine Sylbe zu antworten, aus Furcht, es könnte ihm übel bekommen, und er entfernte sich von ihm, so gut er konnte. Empoleo hatte aber einen Bruder, Areio mit Namen, der war ein junger Mann und ein kräftiger und muthiger Krieger. Diesem erzählte er, was zwischen ihm und Esippo vorgefallen war. Als er das hörte, beschloß er, den Kampf zu wagen, nicht nur zur Vertheidigung seines Bruders, sondern auch, im Vertrauen auf seine Versicherung, zum Beweise, daß seine Schwägerin eine Ehebrecherin sei. Unterdessen begab sich Empoleo zu dem Richter, der über Ehebrüche zu erkennen hatte, und den Frauen, welche sich solche Fehltritte zu Schulden kommen ließen, die empfindlichsten Strafen zuerkannte. Bei diesem verklagte er seine Frau und sagte, die Reich-

thümer, die sie empfangen habe, seien ein offenbares Zeugniß für die Sünde der Frau, und sie verdiene deshalb die Strafe, welche die Gesetze einem solchen Verbrechen androhen. Der Richter ließ Eupia rufen, welche, als sie die Beschuldigung hörte, welche ihr Mann über sie angebracht hatte, weinend zu dem Richter sagte: O Herr, ich habe niemals meinen Gatten hintergangen, denn auf ihn allein gingen stets alle meine Gedanken aus, niemals dachte ich, vor euch gerufen zu werden aus einem solchen Grunde. Da es aber meinem Gatten gefallen hat, dies zu thun, so erkläre ich, daß, wenn bei dieser Sache ein Fehler gemacht wurde, so fällt er nicht mir zur Last; die erste Ursache ist die Natur, die mich so schuf, daß die Schönheit, die sie mir verlieh, Eleutherio reizte, mich zu lieben, ohne daß er je von mir etwas empfangen hätte, woraus er den Schluß ziehen konnte, von mir geliebt zu werden. Die zweite Ursache ist mein Gatte, indem er sich von mir entfernt hat und damit Eleutherio auf die Ansicht brachte, ich sei vom Feuer der fleischlichen Lust getrieben, und er könne mich dadurch bewegen, ihm zu Willen zu sein, so lange mein Gatte abwesend wäre. Der dritte Schuldige in der Sache ist Eleutherio, welcher von mir dachte, was man von einer ehrbaren und treuen Frau nie denken sollte. Mir selbst aber ist keine Verirrung zur Last zu legen, wenn man mir nicht etwa zur Sünde anrechnen will, daß ich standhaft blieb in der grausamen Schlacht, die mir Eleutherio mit Boten, Geschenken und Sendungen lieferte, während er für Alles, was er thun mochte, von mir auch nicht einen Blick erreichen konnte, der ihm Hoffnung gegeben hätte, ich sage nicht, seine Wünsche erfüllt zu sehen, sondern nicht einmal, daß ich ihm einen freundlichen Blick zuwenden werde. Dies können die Vermittlerinnen beweisen, welche er benützte, um mir Geschenke und Botschaften zu überbringen, und die ich, als meine Todfeindinnen, immer mit Scheltworten von mir gejagt habe,

ohne ihre Bitten zu hören oder Geschenke anzunehmen. Und wenn er mir im Tode die Geschenke hinterlassen hat, welche meinem Mann eine schlimme Meinung von mir beigebracht haben, so kann ich dies nur dem Glück oder Unglück zuschreiben; dem Glücke, insofern ihn dies veranlaßt hat, in demselben Testamente, in welchem er mir sie vermachte, ein unumwundenes Zeugniß meiner Ehrbarkeit abzulegen, und insofern mein Gatte dadurch bereichert worden ist; meinem Unglücke, weil ganz unverdientermaßen Empoleo davon Anlaß genommen hat, mich für ehrvergessen zu halten und deshalb vor euch zu verklagen. Möge mich nur Gott durch seine Gnade und Barmherzigkeit so gewiß wieder in die Gunst meines Gatten zurückführen, als ich nichts von allem, was mir Eleutherio vermacht, annehmen wollte. Aber mein Bruder Esippo war der Meinung, es wäre eine wahre Thorheit, ein solches Glück nicht anzuerkennen und sich anzueignen, und bestimmte mich gegen meinen Willen, alles anzunehmen, was Eleutherio zu meinen Gunsten verfügt hatte. Habe ich hierin einen Fehler begangen, so rührte er nicht von mir her, sondern von meinem Bruder, der immer liebevoll für mich gesorgt und mich Empoleo zur Gattin gegeben hat. Hätte er auf alles dieses Rücksicht genommen, so würde er mich nur für keusch gehalten und das freundlich und in gutem Sinne aufgenommen haben, womit ihn meine Ehrbarkeit und sein Glück verbunden mit der Freigebigkeit des verstorbenen Ritters bereichert hat. Hier ist das Testament, durch welches er glänzendes Zeugniß ablegt für meine Ehrbarkeit, indem er darthut, daß einzig hierdurch er bewogen wurde, mir eine so glänzende Urkunde zu geben; hier sind die Mittelspersonen, welche euch sagen werden, wie sie mich immer gefunden haben; hier ist mein Bruder, der euch sein Wort geben wird, daß er mich veranlaßt hat, anzunehmen, was ich nicht annehmen wollte, lauter Umstände, die sammt und sonders meinem Manne jeden bösen Gedanken hätten

benehmen müssen, wenn er sie hätte überlegen wollen. Aber da er doch gethan hat, was er nicht hätte thun sollen, und mich vor euch lud, so vertraue ich zu eurer Weisheit und Gerechtigkeit, daß ihr mich aus den angeführten Gründen von der weiteren Verfolgung, die mir so unverdientermaßen zur Last fällt, und ebenso von dieser ungerechten Verleumdung freisprecht, und ich hoffe Euer Gnaden werde mich durch einen gerechten Spruch meinem Gatten als das zu erkennen geben, was ich in Wahrheit bin.

Hier schwieg die Unglückliche unter Thränen. Nachdem Eupia also gesprochen hatte, fragte der Richter Eupoleo, was er dagegen einzuwenden habe, und er sprach zu ihm alsbald: Alle von dieser Frau zu ihrer Rechtfertigung angeführten Gründe sprechen gegen sie und zu meinen Gunsten. Was die Schönheit anbetrifft, deren sie die Natur anklagt, so sage ich, daß, wenn sie die Sittsamkeit im Bunde mit sich behalten hätte, wie die Natur sie ihr verliehen, so hätte sie sich vielmehr spröde, als schamlos gezeigt, und wenn sie in der That und in ihrem Äußern so gewesen wäre, wie sie jetzt durch ihr Geschwätz sich dafür ausgeben will, so hätte sie jedem Manne vorweg alle Hoffnung abgeschnitten, sie zu versuchen, so kühn und frech er auch hätte sein mögen; denn es ist kein Mann so alles Verstandes baar, daß er, nachdem er sich von einer reinen Frau bestimmt abgewiesen sieht, nicht unterließe, sie zu belästigen. Auch meine Entfernung hätte niemand Anlaß geben können, sich zu erdreisten, sie zu versuchen oder ihr Botschaften und Geschenke zu schicken. Ferner die Frauen, welche bei der Sache die Vermittlerinnen gemacht haben, beweisen ihre Schuld, denn nur schlechte Weiber hätten sich erkühnt, zu einer Frau von Ehre hinzugehen, und diese wären also nicht zu ihr gekommen, wenn sie sie als keusch gekannt hätten, die sich nun für die Keuschheit selbst ausgeben möchte. Darum darf man glauben, daß

sie sehr wohl gewußt haben, daß sie ihnen selbst den Weg öffnete, um die Botschaften an sie zu bestellen und ihnen die Geschenke zu geben. Daß sie sie zuerst ausgeschlagen, später aber doch angenommen hat, was ihr Buhle ihr in seinem Testamente vermacht hatte, um nach seinem Tode ihr anzugehören, beweist, daß sie so miteinander übereingekommen waren, um durch diesen Kunstgriff den Ehebruch zu verstecken und dann, er möchte leben oder nicht, auf einmal zu erhalten, was er ihr zu verschiedenen Zeiten geschickt hatte. Ich weiß nur zu gut, daß bei ausschweifenden Weibern, wie dieses, die Habsucht die Mutter des Ehebruchs ist. Wenn er im Testamente gesagt hat, er hinterlasse es ihr zum Zeugniß ihrer Sittsamkeit, so hat er hierin als braver Ritter gehandelt, denn es ist eines Mannes, der die Gunst einer Frau genießt, durchaus unwürdig, sie, nachdem sie ihn erhört hat, in den Ruf der Unkeuschheit zu bringen. Aber wo wäre der Thor, der einem Manne, der im Verdachte des Ehebruchs steht, sogleich glauben möchte, daß diejenige sittsam sei, die um seinetwillen als Ehebrecherin verklagt wird? Wenn sie behauptet, ihr Bruder habe sie gezwungen, das Vermächtniß anzunehmen, so sieht man deutlich, daß sie genöthigt worden ist, weil sie es gewollt hat; und wenn man ihr zuletzt Alles ins Haus gebracht hat, so zeigt dies ihre Einwilligung; da ich aber hierüber mit ihrem Bruder hinlänglich gesprochen habe, so werde ich mich nicht weiter in Gerede darüber verbreiten. Es bleibt mir nur übrig, euch zu beweisen, daß es mehr, als wahr ist, daß, wenn eine Frau einmal die Schranken der Scham überschritten hat, sie sichs zur Ehre rechnet, auch offen als schamlos erkannt zu werden. Die Ehrlose hat es über sich gewonnen, hier in eurer Gegenwart, wo sie in Anbetracht ihrer Schuld und der ihr gebührenden Strafe hätte verstummen sollen, zu äußern, ich sollte mich freuen über den Zuwachs meiner Habe, den mir ihr Ehebruch ins Haus geführt, als wäre

ich einer von denen, die, wenn sie nur ihr Haus gefüllt finden, sich nichts darum kümmern, Hörner an der Stirne zu tragen. Gottloses Weib, das du bist, meinst du ich solle mich freuen, mich so schmachvoll bereichert zu sehen? Weißt du nicht, daß alles Gold und Edelgestein, das ich auf diesem Wege bekäme, mir nur wie lauter Koth und Gestank vorkäme? Aber ich wundere mich nicht, Herr Richter, wenn diese Gottlose, die für sittsam gehalten werden will, während sie doch das Zeugniß ihres Ehebruchs bei sich hat, sich nicht schämt zu sagen, ich sollte mich darüber freuen; denn wenn sie nicht so alle Scham abgelegt hätte, so müßte sie sich so schämen, daß sie lieber todt, als mit einer solchen Schmach bedeckt lebendig sein wollte. Darum bitte ich euch, ihren schlimm angelegten Lügen kein Gehör zu leihen und nicht zu ermangeln, ihr mit Hilfe der Gerechtigkeit den Lohn zu ertheilen, den sie für ihre böse gottlose Handlungsweise verdient.

Nachdem der Richter beide angehört hatte, wollte er sich Zeit nehmen, um zu überlegen, was er in diesem Falle nach dem Rechte thun müsse. Er entließ daher die beiden Theile, beendigte den Streit und zog sich zurück, um reiflich den seltsamen Fall zu betrachten, der ihm so zweifelhaft entgegengetreten war, daß er unter den gegebenen Umständen selbst nicht wußte, auf welche Seite er sich neigen sollte. Da erschien Areio und sagte zu Esippo, er habe nicht wohlgethan, seinen Bruder als Betrüger darzustellen, er habe nicht die Wahrheit gesagt, indem er jene offenbare Ehebrecherin für ehrbar ausgeben wollte. Als Esippo sich auf diese Weise beleidigt sah, sagte er sogleich, er wolle ihm mit allen beliebigen Waffen (vorausgesetzt, daß Ritter sie im Kampfe gebrauchen können) beweisen, daß seine Behauptung vollkommen wahr sei. Ein Wort gab das andere, wie es bei dergleichen Händeln zu gehen pflegt, und am Ende kamen sie zu dem Schlusse, die Waffen entscheiden zu lassen. Als der bestimmte Tag kam, erschien Areio als der

Schuldige und Esippo als Kläger auf dem Kampfplatze, den ihm Esippo in einer berühmten Stadt von Salamis vorgeschlagen, und den er als rechtlich und sicher angenommen hatte. Areio hatte beschlossen, zu Pferde zu kämpfen, und er schickte ihm eine vollständige Waffenrüstung zu, der Helm aber bedeckte nur das Gesicht von den Augen abwärts und der obere Theil des Kopfes blieb ganz unbedeckt, was zwar Esippo nicht gefiel, da es ganz gegen Kriegsgebrauch und Ordnung der Ritterschaft verstieß, er aber doch hinnahm, da er sehen wollte, worauf der ganze Handel hinauslaufe. Zuletzt schickte er ihm einen Degen und einen Schild. So stiegen denn beide zu Pferd. Das Pferd des Areio war fast drei Spannen höher, als gewöhnliche Pferde und außerdem so gewöhnt, daß, wenn der Ritter die Zügel im Munde hielt, er es ebenso gut leitete, als ein anderer mit der Hand. So blieb ihm die linke Hand frei, um den Kopf mit dem Schilde zu decken, und die rechte zum Schlagen. Esippo dagegen mußte sein Pferd mit der linken Hand leiten und konnte sich seines Schildes gar nicht bedienen; deshalb blieb der Kopf unbeschützt und konnte von jedem Schlage des Feindes gefährlich getroffen werden. Als er dies bemerkte, weigerte er sich, auf diese Weise zu kämpfen, indem er sagte, das seien keine ritterlichen Waffen und man pflege im Kriege nicht die Pferde auf solche Weise zu lenken und zu führen. Er berief sich auf den Kampfrichter, wo der Schuldige für sich anführte, wie im allgemeinen Kriege Listen und ein Sieg durch Gewandtheit und Schlauheit ebenso, wie durch Tapferkeit, ja sogar der Sieg mit Hinterhalt gestattet sei und das Überwinden für löblich gelte, so müsse es auch erlaubt und gestattet sein in einem Kampfe der wegen eines Privatkampfes zwischen zweien stattfinden. Seine Gründe wurden jedoch nicht angenommen, denn der Richter sagte, in den allgemeinen Kriegen geschehe das, weil man nicht ein Heer dem andern gleich machen, noch das eine vor

den Nachstellungen des andern bewahren könne, wiewol Alexander der große weder durch Hinterhalt noch durch Betrug noch durch Übervortheilung in der Nacht noch durch irgend ein gelegenes Mittel kämpfen wollte; sondern einzig durch seine Tapferkeit und die seiner zwar wenigen, aber muthvollen und klugen Soldaten überwanden sie die zahllose Menge der Kriger Asiens, und darum wurden zu seiner Zeit seine Siege gepriesen und werden es werden, so lange der Bau dieser Welt besteht. Einzelkämpfe aber, die nach gemeinschaftlicher Übereinkunft von den Parteien versucht werden, und mit Genehmhaltung der Fürsten, werden an einem sichern Orte veranstaltet, wo keine Furcht vor Gewalt oder Hinterhalten stattfinde, und sie werden erlaubt, damit ohne Vortheil des einen oder des andern Waffen ohne Hinterlist, wie sie muthvollen Rittern ziemen, angewandt werden. Darum, sagte er ferner, dürfe man nicht mit solchen Sophistereien kommen, und jeder Ritter, der sich weigere, mit einem zu kämpfen, der solche Waffen auf den Kampfplatz bringe, wie Areio gethan habe, handle als ein ehrlicher Krieger, sowie sich andererseits der sehr wenig ehre, der mit solchen Kunstgriffen bei Zweikämpfen vorschreiten wolle, und vielmehr sich als Feigling, denn als muthig erweise; und wenn auch mit ungewöhnlichen Waffen gekämpft werden solle, was er nicht zugebe, so müsse der, der sie wähle, dem Gegner wenigstens zwei Monate zuvor Kenntniß geben, damit, wenn er sie annehme, er sich darin üben und dem Kampfe gewachsen werden könne. So wurde beschlossen, eine andere Waffengattung für dieses Gefecht zu wählen. Als Areio sah, daß nicht erfolgt war, was er sich ersonnen hatte, und er nicht der Feigheit beschuldigt werden wollte, beschloß er zu Fuß zu kämpfen, halb bewaffnet auf der Vorderseite, mit der Sturmhaube, in der linken Hand den Schild, in der rechten ein Schwert. Ferner wurde ausgemacht, wenn das Schwert zerbreche,

so solle es ausgetauscht und dafür ein frisches gegeben werden. Auf diese Weise gerüstet traten die beiden Ritter einander gegenüber, nach einigen Schlägen zerbrach das Schwert des Areio und sogleich gebot der Kampfrichter Stillstand, bis ihm ein anderes gegeben wurde. Die Ritter fochten dann weiter, Esippo brachte seinem Gegner einen Stoß bei, er deckte ihn mit dem Schilde; der Stoß war aber so heftig, daß sich das Schwert umbog, wie ein Schießbogen, wodurch es zum Kampfe unnütz und zum Pariren wenig geeignet geworden war. Deshalb verlangte er, man solle ihm das Schwert austauschen. Areio widersetzte sich diesem Begehren, denn das Schwert sei nicht zerbrochen, wie es in der Übereinkunft laute, Esippo dagegen behauptete, man müsse ihm ein anderes geben, denn das seinige sei so krumm, als wenn es gebrochen wäre. Die Übereinkunft sei auch nur darum getroffen worden, weil ein zerbrochener Degen nicht mehr passend sei zum Kampfe, und unbrauchbar sei auch der seinige geworden, welcher so gebogen sei, daß man ihn nicht mehr anwenden könne; deswegen sei es derselbe Fall, wie, wenn er zerbrochen wäre. Während die beiden Ritter vor dem Kampfherrn standen, welcher aus dem angegebenen Grunde das Gefecht unterbrochen hatte, erschien auf dem Kampfplatze ein greiser Mann von ehrwürdigem Ansehen, trat vor den Richter, machte ihm eine Verbeugung und sprach: Herr, ich habe den Grund dieses Gefechtes gehört. Wie mir scheint, sind diese beiden Ritter im Streit über die Sittsamkeit einer Frau, die von ihrem Gatten als ehrvergessen angeklagt wird; einer von ihnen nimmt die Partei der angeschuldigten Frau, der andere ist ihr Gegner, und es sind bei der Obrigkeit, wo der Ehemann seine Frau belangt hat, solche Zeichen für beide Theile vorhanden, daß die Sache rechtlich höchst zweifelhaft bleibt; und wenn man sich auch im Zweifelsfall zu Gunsten der Frau aussprechen müßte, so würde man damit doch den Verdacht nicht aus der Seele des

Gatten entfernen, und derselbe Fall wäre es, wenn der Vertheidiger der Frau über den andern der beiden Ritter den Sieg davontrüge. Darum habe ich mich auf ein Mittel besonnen, wobei die Ritter keinen Anlaß mehr haben, zu kämpfen, und es sich durch sichern Beweis herausstellen muß (was weder bei dem Spruche des Richters noch bei der Kampfprobe des Ritters der Fall wäre), ob die Frau keusch oder eine Ehebrecherin ist, und somit, ob sie Lob oder Strafe verdient. Das Mittel ist folgendes. Bei Korinth befindet sich ein dem Neptun geweihter Tempel, worin unter dem Hauptaltar eine kleine dem Portunus gewidmete Kapelle steht, dessen Bildniß dort ausgehauen ist in ganz grünem Marmor, sodaß man meint, es sei der feinste Smaragd. Dahin führt man, wenn sonst Beweise fehlen, diejenigen, die irgend eines Vergehens schuldig gehalten werden, und vor der Thüre des Tempels legt man einen Eid ab über die bestrittene Sache; dann wird der Schwörende in den Tempel geführt und muß zu dem Götzenbilde hinuntersteigen. Hat er falsch geschworen, so wird alsbald, wenn er vor dem Bilde steht, dasselbe schwarz und er verliert so sehr die Besinnung, daß er den Weg aus diesem Orte heraus nicht mehr findet. Dies ist das sicherste Zeichen seiner Schuld und darum wird er gestraft für das erste Vergehen und für den Meineid. Wenn aber der Angeklagte recht geschworen hat, so wird das Bildniß glänzend hell und der mit Unrecht Beschuldigte findet sogleich den Ausgang. Um also diesen streitigen Punkt aufzuklären, der an sich so zweifelhaft ist und den, wie gesagt, weder der Spruch des Richters noch der Sieg oder Verlust der Ritter vollständig ins Licht setzen könnte, scheint mir, muß man die angeklagte Frau zu dieser Probe führen; dann werden die Gründe wegfallen, das bürgerliche Gericht zu behelligen oder diese Ritter zum Zweikampfe zu veranlassen. Ist die Frau rein, so bleibt sie in Gunst bei ihrem Gatten; ist es vielleicht anders, so wird sie

als Ehebrecherin verurtheilt und dem Feuer übergeben, wie das Gesetz mit Recht verordnet.

Dieser Vorschlag gefiel dem Kampfrichter wohl, er ließ das Gefecht innehalten und schickte, ohne damit den Parteien vorzugreifen, Botschafter an den Fürsten von Ägina und that es ihm zu wissen. Dieser befahl die Frau an jene Stelle zu führen, unter Zustimmung des Gatten, welcher mit ihr und mit den beiderseitigen Verwandten sich gleichfalls dahin begab; auch folgten die beiden Ritter. Als sie an der bezeichneten Stelle angelangt waren, wurde durch den Priester des Tempels nach dem alten damals im Schwang gehenden Aberglauben der Frau der Eid vorgehalten und sie schwur, daß sie ihre Keuschheit nie verletzt habe. Dann wurde sie mit den andern, die gekommen waren, diese Probe zu sehen, vor das Bild des Portunus geführt, und die Frau war nicht so bald eingetreten, als das Götzenbild einen solchen Schein verbreitete, daß man meinte, die Sonne sei vom Himmel gestiegen, um sie zu erleuchten. Der ganze Raum war voll von Licht und sogleich fand die keusche Frau den Weg wieder heraus. Als die Umstehenden dies bemerkten, wurde sie für ganz sittsam gehalten und war daher ihren Gatten von neuem höchst theuer. Aller Streit hörte auf und man lobte höchlich Eleutherio, der nach ritterlicher Sitte ein so ausgedehntes Zeugniß abgelegt hatte von seiner Liebe zu Eupia und seiner innigen Freude über ihre Keuschheit, indem sie so bestimmt seine Anträge zurückgewiesen hatte, um ihre Unbescholtenheit zu bewahren.

---

## XIX. Alessandro Sozzini.

1510.

### 64. Die drei Blinden und das Almosen.*)

Scacazzone kam eines Abends bei der Kirche der Madonna del Poggio**) vorüber, trat hinein und bemerkte, daß niemand darin war, als drei Blinde. Als diese jemand in der Kirche hörten, fingen sie alle an um ein Almosen zu bitten. Scacazzone gewährte es ihnen, indem er alle drei miteinander also anredete: Ich bin verpflichtet, einen Goldducaten als Almosen zu geben, ich will ihn euch allen drei geben.

Er fuhr fort: Da nehmt!

Alle drei streckten die Hand aus, er gab ihn aber keinem.

Wollt ihr meinem Rath folgen? fuhr er fort. Geht in die Schenke, und macht alle miteinander eine ordentliche Zeche.

Während er so sprach, bildete sich jeder von ihnen ein, einer der beiden andern Blinden habe den Goldducaten erhalten, und so faßten sie unter sich den Beschluß, die vorgeschlagene Zehrung zu veranstalten und machten sich auf den Weg nach der Schenke Marchino's in Diacceto, Scacazzone aber ging ihnen nach und immer nach. Die drei traten in die Schenke und Scacazzone gab dem Wirthe einen Wink, ihnen so wenig als möglich

*) Eine ähnliche Geschichte erzählt ein altfranzösisches Fabliau, bei Barbazan III, 398; Le Grand d'Aussy III, 49.
**) In Siena.

vorzusetzen, denn er habe einen Scherz mit ihnen vor und werde nachher ihre Zeche bezahlen, wenn sie gegessen haben. Dann blieb er auf der andern Seite von der Thüre, um zuzuschauen, worauf der Scherz hinauslaufen werde. Die Blinden setzten sich zu Tische und der Wirth brachte ihnen eine reichliche Portion Salat zum Anfang eines schlechten Nachtessens, dann trug er jedem einen Fleischkloß auf. Als sie damit fertig waren, fingen sie an, weiteres Essen zu verlangen.

Wir wollen uns heute gütlich thun, sagten sie. Wirth, halt uns gut! Wir haben einen Ducaten zu verzehren.

Der Wirth brachte ihnen sofort noch weiß Gott was für ein Geköch, erklärte aber, weiter könne er ihnen nichts reichen, sie mögen Geduld mit ihm haben; sodaß die Sache genau auf einen Testone sich belief.

Verzeiht mir, sagte er nochmals. Wenn ihr auf diese Weise in Gesellschaft zu mir kommen wollt, so laßt es mich vorher wissen! Dann seid unbesorgt, ich verspreche euch, da sollt ihr genug finden, um zu schwelgen.

Als die Blinden das zuvorkommende Anerbieten des Wirthes hörten, berathschlagten sie, ein ander Mal wieder herzukommen, und einer von ihnen sagte zu ihm: Wir wollen dir einen Goldducaten geben und damit den Testone auszahlen, den wir dir von heute Abend schuldig sind. Vom Übrigen bereite uns morgen Abend ein Festmahl! Wir kommen dann wieder miteinander zu dir.

Der Wirth antwortete alsbald: Ich will es schon einrichten, daß ihr mit mir zufrieden seid.

Dann aber fügte er hinzu: Gebt mir nur den Ducaten!

Da sagte einer von den Blinden zu den beiden andern: Wer ihn von euch hat, der gebe ihn her!

Die zwei aber erwiderten einstimmig: Ich habe ihn nicht.

Der erste versetzte alsbald: Es muß doch einer von euch ihn haben, denn ich habe ihn nicht.

Die andern beiden dagegen sagten: Im Gegentheil, du mußt ihn haben, wenn wir ihn nicht haben. Und du hast ihn auch, denn du standest zunächst an der Thür.

Wenn ich zunächst an der Thür war, so standet ihr weiter vorn und mit euch hat der gesprochen, der uns den Ducaten gab. Einem von euch hat er ihn eingehändigt, mir nicht.

Ha, du Verräther, sagte einer der beiden zu ihm, wir beide standen nebeneinander, und wenn er ihn uns gegeben hätte, so hätten wir es hören müssen, wem von uns er ihn gegeben hätte.

Ihr Schelme, sagte der erste Blinde, ihr möchtet den Ducaten unter euch theilen und mir meinen Theil daran vorenthalten.

Damit hob er seinen Stock auf und fing an die andern zwei Blinden zu prügeln. Als sie die Schläge fühlten, fingen sie gleichfalls an, mit ihren Stöcken zu hantieren und theilten blindlings die heftigsten Streiche aus. Einer der beiden Freunde traf ungeschickter Weise den andern auf den Arm, sodaß er schreien mußte und ausrief: Wer von euch mich geschlagen hat, ist ein Mörder.

Damit suchte er sich aus dem Gefecht zu entfernen und sank zu Boden. Die beiden andern aber wurden handgemein und gaben sich blindlings Faustschläge. Scacazzone indessen brachte den Mund fast nicht mehr zusammen vor Lachen. Da er aber sah, daß aus Veranlassung seines Betrugs diese armen Schelme sich so gar übel zurichteten, trat er zwischen sie (denn, obgleich bei diesem wahrhaft blinden Lärm viele Leute zusammengelaufen waren, hatte er doch nicht zugegeben, daß jemand sich in die Sache mische, um sie zu trennen), richtete den zu Boden gefallenen Blinden auf und nahm die beiden andern an der Hand. Und als hätte er nichts gewußt von der Sache, fragte er die Blinden nach dem Grunde ihres Streites und diese erzählten ihm denselben.

Wahrscheinlich, erwiderte er darauf, hat jener keinem von euch den Ducaten gegeben und nur so gesagt, um sich einen Spaß mit euch zu machen.

Der Blinde, welcher sich aufgerichtet hatte, erkannte den Sprechenden an der Stimme, er merkte, daß er ihnen versprochen hatte, einen Ducaten zu geben, und sagte zu ihm in heftigem Zorn: Du hast uns so zum Besten gehabt, Verräther!

Scacazzone lachte einen Schocher und sagte zu ihm: Das mußt du nicht sagen. Ich bin jetzt hier erschienen, und will, daß ihr Frieden schließt.

Einer der Blinden antwortete: Der Friede wird geschlossen werden, wenn du dem Wirthe drei Giuli zahlen willst für das, was wir verzehrt haben auf Rechnung des Ducaten.

Scacazzone sagte: Ich bin es zufrieden.

Und er gab dem Wirthe drei Giuli.

Die Blinden gingen fort und sprachen unter sich: Es ist schon gut, wir sind doch nicht ganz im Schaden geblieben.

Die Streiche aber, die sie sich gegeben hatten, behielten sie, denn davon ließ sich nichts abthun.

---

## XX. Lionardo Bruni von Arezzo.

1511.

### 65. Antiochus und Stratonica.

Es sind noch nicht viele Jahre, daß ich mich in Gesellschaft mehrerer edler Herren und Frauen auf dem Lande in der Nähe von Florenz befand. Es war daselbst Mahlzeit und festlicher Empfang und man hatte sich schon ziemlich lange verschiedentlich unterhalten, da beschloß der, der dafür zu sorgen beauftragt war, um den Frauen Erholung zu verschaffen, sie sollten sich alle nach einer kleinen Wiese begeben, welche zu dem Landgut gehörte, und zwar nicht umfangreich, aber sehr gut angelegt war und einen anmuthigen Aufenthaltsort abgab. Sie gingen dahin, ließen sich nieder und der Besitzer des Landguts zog zur Unterhaltung der Frauen ein Buch hervor mit dem Titel „Hundert Novellen, verfaßt von dem fürtrefflichsten Dichter Johann Boccaccio.“ Ein heiteres und sehr anmuthiges Fräulein aus der Gesellschaft schlug das Buch auf und fing an zu lesen. Zufällig stieß sie auf die Geschichte von Gismonda der Tochter Tancred's Fürsten von Salerno, die sie mit sehr klarer und wohlklingender Stimme las, und fesselte dadurch die Aufmerksamkeit aller anwesenden. Es wurde still und man hörte und vernahm nur sie allein mit großer Begierde, und es wäre nicht möglich auszusprechen, wie sehr die herben Schicksale, die jene Geschichte berichtet*), alle rührten, vornehmlich

*) Es ist die erste Novelle des vierten Tags im Decamerone. Die Überschrift gibt den Inhalt folgendermaßen an: Tancred, Fürst von Salerno, tödtet den Geliebten seiner Tochter und schickt ihr das Herz desselben in einem goldenen Becher. Sie gießt vergiftetes Wasser darüber, trinkt es aus und stirbt.

aber die leidenschaftlichen kläglichen Worte, die über Guiscardo's Herz gesprochen werden, das ihr der unglückliche trotzige Vater überschickte, sodann bei dem Tod der Tochter und beim Herbeieilen des Vaters, der sich schon einbildete, was sie gethan habe, und darüber betrübt war. Viele von den anwesenden Frauen vermochten nicht das Übergehen ihrer Augen zu verhehlen und die durch das Mitleid mit einem so herben Falle hervorgelockten Thränen. Unter den Herren befand sich daselbst auch einer unserer Mitbürger, dessen Namen wir für jetzt verschweigen, es ist aber ein in griechischer und lateinischer Literatur sehr bewanderter Mann, der den alten Geschichten eifrig nachforscht. Er saß zufällig neben dem schönen Fräulein, welches die Novelle gelesen hatte. Da er nun aller Stimmung getrübt sah, erzählte er, um Frohsinn und Heiterkeit wieder herzustellen, eine andere Geschichte fast entgegengesetzten Inhalts von jener, und leitete sie folgendermaßen ein: Es hat mir immer geschienen, edle Frauen, als ob die alten Griechen an Menschlichkeit und Edelsinn uns Italiäner weit übertroffen haben. Wie ich nun in der vorgelesenen Novelle von dem grausamen harten Herzen des Fürsten Tancred von Salerno hörte, der sich alles Trostes und seine Tochter des Lebens beraubte, fiel mir als Gegenstück eine Novelle oder vielmehr Geschichte ein von einem griechischen Edeln, der viel menschlicher und weiser als Tancred war, wie die Sache selbst erweisen wird. Wisset nämlich, daß unter Alexanders des großen Nachfolgern auch ein Fürst war von großem Ansehen und Macht, Namens Seleucus; derselbe war König von Syrien. In seiner Jugend nahm er zur Frau eine Tochter des Königs Ptolemäus von Ägypten, mit Namen Cleopatra geheißen, von welcher er in kurzer Zeit einen Sohn bekam Namens Antiochus und überdies mehrere Töchter, welche für jetzt nicht erwähnt zu werden brauchen. Da begab es sich nun, daß, als Antiochus schon vierzehn Jahre alt war, seine

Mutter Cleopatra in Folge einer Krankheit starb und sein Vater Seleucus ohne Frau blieb. Auf Antrieb und Zureden seiner Freunde nahm dieser jedoch eine zweite Frau, die Tochter des Königs Antipater von Macedonien, mit Namen Stratonica geheißen, welche er unter großem Pomp und Hochzeitfeierlichkeiten heimführte, und lebte mit ihr in größter Zufriedenheit. Stratonica war von Person ausnehmend schön und so anmuthig und erheiternd im Umgang, daß es nicht zu sagen ist. Sobald sie nun am Hofe ihres Gemahls einheimisch wurde, hatte sie oftmals in freundliche Berührung zu treten mit dem jungen Antiochus, sie spielte mit ihm, ritt mit ihm aus und erzeugte so, ohne es zu merken oder daran zu denken, in des Jünglings Gemüth die Flamme der glühendsten Liebe, welche von Tag zu Tag mehr in hellen Brand auszuschlagen drohte. Der Jüngling war um diese Zeit etwa achtzehn Jahre alt, aber sehr gesetzt und hochherzig, und da er wohl einsah, daß seine Liebe in Rücksicht auf seinen Vater unerlaubt war, hielt er sie so geheim, daß er sie niemand mittheilte. Aber je verborgener die Flamme war und je weniger ihr Linderung von außen wurde, um so mehr wuchs die Glut, die ihn im Grund des Herzens verzehrte, und es brauchte nur wenige Monate, so verwandelte sich die Farbe seines Gesichts, und seine kaum noch so kräftige Gestalt war eingefallen und mager anzuschauen, sodaß ihn sein Vater oft fragte, und auch andere Leute, was er denn habe, und ob er sich wohlfühle. Der Jüngling schützte aber bald dies bald jenes vor und lenkte ihre Gedanken auf alles andere, als auf die Wahrheit. Am Ende ließ er seinen Vater bitten, ihn von Hause wegzuschicken zum Oberbefehl des Heeres, indem er anführte, es würde ihm als einem Ritter das Tragen der Waffen und die Anstrengung des Kriegsdienstes die Beschwerden heben, welche ihm allzu große Muße und Ruhe verursacht habe. Diese Gründe bewogen

den Vater ihn zum Heere zu senden, in gutem Geleit von alten im Waffenwerk wohlgeübten Männern. Das Mittel wäre sicherlich vollkommen gut gewesen, wenn Antiochus seine Gedanken hätte dahin mitnehmen können, wohin er ging. Da aber sein Sinn durchaus auf dem Anblick der schönen Frau haftete und mit ihm beschäftigt war, können wir sagen, daß er sein Äußeres, seinen Leib zum Heere trug, seine Seele aber dort blieb, wo die schöne Frau weilte. Obwol er beim Heere war, konnte er doch an nichts anderes, als an seine Geliebte denken, im Traume meinte er nicht anders, als er sei bei ihr, und oft beweinte er seine Thorheit, daß er sich von dem Anblick dessen entfernt habe, was ihn allein noch beruhigen konnte. So vergingen nicht zwei Monate, als er niedergeschlagen von seinen Gedanken in eine Krankheit verfiel, die ihn beständig ins Bett bannte. Er mußte daher nach einigen Tagen auf einer Tragbahre nach Hause gebracht werden zum großen Leidwesen aller seinem Vater unterworfenen Völker. Sie hatten das größte Zutrauen und Hoffnung auf die Tüchtigkeit des Jünglings und erwarteten von ihm eine vollkommen gute Regierung nach seines Vaters Tode. Es wurden daher sogleich viele Ärzte zusammenberufen, um ihn von der Krankheit, die ihn befallen hatte, zu befreien; aber so sehr sie auch berühmt und gefeiert waren, so sehr sie auch all ihr Geschick aufboten, so schafften sie ihm doch keine Abhilfe, denn die Wurzel seiner Krankheit war ihnen verborgen und ein Geheimniß und so wirkten sie mit ihren Arzeneien nicht auf das daniedergeworfene Gemüth, das vom tödtlichen Schlage der Liebe betroffen war, sondern suchten den Körper zu heilen, der vom Gemüthe beständig den Stoff der Krankheit überkam. Am Ende verzichtete man auf alle ärztliche Pflege und es war niemand, der ein Mittel gegen eine so versteckte Krankheit anzugeben wußte. Unter andern war auch ein sehr verständiger und gelehrter Arzt daselbst, Namens Philippus.

Es war der Arzt des Königs und Bürger der Stadt, in welcher der König residirte. Dieser gab sich alle erdenkliche Mühe, um der Krankheit des Jünglings auf die Spur zu kommen, und verfiel endlich auf den Gedanken und Verdacht, es sei vielleicht ein Liebesleiden, während die andern Ärzte der Ansicht waren, er leide an Abzehrung oder Schwindsucht. Da nun Philippus diesen Gedanken hatte, hielt er sich als ein geschickter und thätiger Mann viel in dem Zimmer des kranken Jünglings auf und beobachtete fleißig jede seiner Handlungen. Er sagte zum König, es sei zur Zerstreuung des Kranken erforderlich, daß die Königin und andere Frauen des Hofes wenigstens einmal täglich kommen und ihn besuchen und ihn dabei zu unterhalten bemüht seien. Dies wurde dann von dem König sogleich befohlen. Der Arzt setzte sich unter irgend einem Vorwand auf das Bett neben den Jüngling, hielt dessen linken Arm in der Hand und die Finger auf dem Puls, um zu sehen, ob er durch dieses schlau berechnete Mittel auf irgend eine Spur komme. Und wirklich brachte er so die Krankheit des Jünglings heraus; denn als ihn viele sehr schöne und anmuthige Frauen des Hofes besuchten, fühlte er nie eine Änderung in dem niedergeschlagenen Pulse des liebenden Jünglings, aber als die Königin hinkam, fühlte er in dem Pulse ein wunderbares Prickeln und lebendiges Pochen. Und als die Königin sich neben den Jüngling niedergesetzt hatte und ihn mit ihrer gewohnten Anmuth zu trösten anfing, schien der Puls sich ganz zu beruhigen und in geregeltem Gange sich zu bewegen. Als aber nach einigem Verweilen die Königin sich entfernte, war die Unruhe und Aufregung des Pulses so heftig, daß der Arzt das Äußerste befürchtete und der Kranke am Ende wie todt hinsank. Zugleich schaute der Arzt dem Jüngling ins Gesicht und sah, wie sich die Heiterkeit und Zufriedenheit in Trübsinn und Traurigkeit verwandelte. Daraus ersah der wackere Arzt mit voller

Sicherheit, daß die Krankheit nichts anderes sei, als Liebesleiden, und daß die Königin es sei, um derenwillen er in so gefährliche Krankheit gerathen. Aber nicht zufrieden mit Einem Male wollte der weise Arzt die Probe zwei und dreimal wiederholen, fand aber immer dieselben Zufälle. Da er nun die Sache für ausgemacht annahm, beschloß er mit dem Jüngling davon zu reden und ihm zu eröffnen, was er bemerkt habe. Er erwartete dazu einen günstigen Augenblick, hieß jedermann sich aus dem Zimmer entfernen und fing also zu sprechen an: Ich glaubte, Antiochus, du habest solches Zutrauen zu mir, daß du nicht allein in ärztlicher Beziehung, da es sich von der Rettung deines Lebens handelt, das in größter Gefahr schwebt, sondern auch in jeder andern geheimen oder öffentlichen Angelegenheit mir die Wahrheit nicht verhehlest. Nun habe ich aber erfahren, daß ich in sehr großem Irrthum war, und daß meine Treue vor deinem Angesicht nicht so viel Gnade sich erworben hat. Darüber bin ich sehr betrübt, wenn ich bedenke, daß die Sachen ganz anders stünden, wenn mir die Wahrheit nicht wäre verhehlt worden. In der That weder meine Kunst noch deine Genesung kann dadurch gewinnen, daß du mich auf solche Art hintergehst. Wisse demnach, daß die Wurzel deiner Krankheit, die du aus Scham hast verhehlen wollen, mir bekannt ist, und so offenbar, daß mir nicht entgeht, weder was noch wer die Veranlassung derselben ist. Ich bin auch kein so strenger Mann, daß ich nicht wüßte, daß das jugendliche Alter den Zufällen der Liebe unterworfen ist und daß es nicht in unserer Gewalt steht, wen wir lieben wollen. Aber sei getrost, denn gewiß meine Arzneikunst wird noch ein Mittel für diese deine Krankheit ausfindig machen, und zwar nicht aus Pillen und Säften, sondern dadurch, daß ich den König deinen Vater dazu bringe, daß er lieber seiner Gattin entsagt, als seinen Sohn verliert.

Während der Arzt also sprach, brach der Jüngling

in so heftiges Weinen aus, daß er sich gar nicht mehr fassen konnte, und er bat den Arzt mit Schluchzen und Seufzern, er möchte ihn ohne weitere Belästigung in Ruhe sterben und den Lauf seines ärmlichen Lebens beschließen lassen. Darüber tadelte ihn der Arzt ernstlich, indem er ihn auf den Schmerz hinwies, den sein Tod dem bekümmerten Vater verursachen müßte, und auf das Leidwesen, das die Völker seines ganzen Königreichs fühlen würden, die auf seine Vorzüge die größte Hoffnung eines guten Regiments und der Segnungen des Friedens bauten. Der verständige Arzt bewies ihm ferner, daß dies nichts sei, weshalb er den Tod wünschen müßte, zumal da der Sache ja leicht abgeholfen werden könne, wie er denke und nach der zuversichtlichen Hoffnung, die er auf seinen Zuspruch setzte. Nachdem er auf diese Weise dem Jüngling zugesprochen, ließ er ihn zu seinem geschwächten Zustande passende Speise nehmen und ging zum König, welcher, sobald er den Arzt ansichtig wurde, nach seinem Sohn fragte und wie er sich befinde und welche Hoffnung er in Betreff seiner habe. Der Arzt sagte mit einiger Schüchternheit, er müsse im Geheimen mit ihm sprechen. Sie zogen sich daher in ein anderes Gemach zurück, und als sie allein waren, sagte der Arzt: König, ich habe die Ursache der Krankheit deines Sohnes gefunden, nach der wir so lange umsonst geforscht haben. Aber wahrlich ich wollte viel lieber, die Sache wäre verborgen geblieben, da sich kein Mittel dagegen finden läßt.

Wie, sagte der König, was für eine große Sache ist denn Schuld, daß keine Abhilfe möglich ist, wenn man sie auch weiß?

Allerdings, sagte der Arzt, es ist keine Abhilfe möglich.

Der König fragte weiter und wollte durchaus wissen, was schuld sei. Da sagte der Arzt endlich: Die Leidenschaft der Liebe, und der Gegenstand seiner Wünsche ist meine Gattin; die will ich aber für mich behalten, und eher würde ich alle Qualen erdulden, als sie ihm zuge-

stehen. Da ist also keine Abhilfe möglich, obwol ich weiß, daß er gerettet wäre, wenn er sie haben könnte.

Da sprach der König fast weinend: O Philippus, willst du so grausam sein, daß du mich einen solchen Sohn verlieren läßt um deiner Frau willen? Meinst du, wenn du diese deine Gattin entläßt, keine andere ebenso schöne und ebenso edle und angenehme als diese finden zu können? Du weißt, daß Ehescheidung aus achtbaren Gründen und Ursachen möglich ist, und um die gegenwärtige Ehe aufzulösen und statt dessen eine andere einzugehen, gäbe es keinen triftigeren Grund, als den vorliegenden. Ich ersuche dich daher und bitte dich, bei dem Vertrauen, das ich auf dich setze, bei den Ehren und Wohlthaten, die du von mir empfangen, und die ich dir noch in höherem Maße zu übertragen und zu vermehren gedenke, ich beschwöre dich, daß du dich entschließen mögest, mir diesen Sohn zu erhalten als meine und des ganzen Reiches einzige Hoffnung. Denn wenn es dazu käme, daß er stürbe, so kannst du dir wohl vorstellen, wie ich leben und wie ich gegen dich gesinnt sein werde, und mit welchem Blicke dich meine Augen betrachten können und mit welcher Miene du vor mir wirst erscheinen mögen, nachdem du, um einem Weibe nicht zu entsagen, da doch tausend andere und schönere für dich zu finden wären, die Veranlassung gewesen bist, daß mir ein solcher Sohn ums Leben kommt und daß mein Gemüth in ewiger Trauer leben muß.

Je mehr der König sprach, je mehr Gründe er anführte, um so lieber hörte ihm der Arzt zu, denn er führte ja die triftigsten Gründe gegen sich selbst an. Nachdem daher der König seine Rede beendigt hatte, sah er den Arzt fest an, ob er wol geneigt sei, ihm beizustimmen. Da antwortete der Arzt also: O König, deine Gründe sind der Art und so eindringlich, daß ich nicht nur eine einzige mir über alles theure Frau, sondern zehn lassen wollte, um deinen Sohn zu retten. Aber ich wende nun

14*

dieselben Gründe gegen diesen, die du gegen mich angeführt hast, indem ich dir die Wahrheit mittheile, daß dein Sohn keine andere Krankheit hat, als heftige Liebe, und daß die, zu der er solche Leidenschaft hegt, deine Gemahlin Stratonica ist. Und wenn ich, der ich nicht des Jünglings Vater bin, zu seiner Rettung habe meine Frau entlassen und mir eine andere suchen sollen, so mußt du als Vater zur Erhaltung deines eigenen Sohnes noch weit mehr dasselbe thun.

Als der König dieses hörte, wurde er ganz betroffen und wollte vom Arzte wissen, auf welche Art er das erfahren habe. Da er aber vernahm, daß die Königin davon nichts wisse und daß der Jüngling aus Scham und Ehrfurcht vor dem Vater lieber habe sterben als die unerlaubte Begier offenbar werden lassen wollen, ward er von Mitleid bewegt, und da er seine eigenen Gründe dem Arzt gegenüber nicht widerrufen konnte, faßte er den edeln Entschluß, zur Erhaltung seines Sohnes seiner Gattin zu entsagen. Die Scheidung wurde daher vollzogen und mit schönen menschlichen Worten und mit heiterer Miene gab er die Frau dem Sohne und drückte beiden seinen ernstlichen Willen aus, daß dies also geschehe. Es ist kaum zu sagen, wie diese passende Arznei im Augenblick wirkte. Der Jüngling, der anfangs fast in die äußerste Verzweiflung gerathen war, faßte, sobald er die aufrichtige Zustimmung seines Vaters zu seinem höchsten Wunsche erkannte, solchen Muth, daß er sich in wenigen Tagen ganz erholte. Er erhielt sodann seine Stratonica zur Frau und lebte mit ihr in höchster Freude und Wonne, bekam auch bald von ihr Kinder. Der Vater aber, der den Sohn aus so gefährlicher Krankheit errettet und in seinen Enkelchen die Nachfolge seinem Stamme gesichert sah, lebte höchst zufrieden und glücklich und pries täglich seinen Entschluß, wobei er beständig dem tüchtigen und klugen Arzte dankte, der mit seiner scharfsinnigen Berechnung einen so wohlthätigen Erfolg

erzielt hatte. Auf solche Weise also schaffte der mensch-
liche edle Sinn des griechischen Fürsten Abhilfe bei dem
Unglück des Sohnes, rettete diesem das Leben und sicherte
sich selbst fortdauerndes Glück. Ganz das Gegentheil da-
von that unser Landsmann Tancred, er raubte durch seine
rohe Gesinnung der Tochter das Leben und sich selbst auf
immer jede Freude des Daseins.

---

# XXI. Antonio Cornazzano.

1518.

---

## 66. Franzosen und Italiäner.

(Nach Gamba's Bibliogr. S. 53 f.)

Ein Mailänder Namens Pietro von Pusterla kam als Gesandter an den König von Frankreich im Auftrage des Herzogs Francesco in einer dem Könige sehr widerlichen Angelegenheit. Da er nun hörte, daß der König und alle Franzosen den Italiänern nicht eben viel Gutes nachrühmten, besann er sich auf eine List, um sie zum Schweigen zu bringen. Er sprach daher in meiner Gegenwart eines Tages vor dem König von Frankreich so viel Rühmliches über die Franzosen, als ihm nur in den Sinn kam, er pries ihre Großmuth, Klugheit und alle möglichen Vorzüge, von welchen der Redende selbst wohl wußte, daß er dabei in seinen Hals hinein log, denn die Franzosen sind alle unverschämt und tollkühn. Endlich, als der König ihm genug und übergenug zugehört hatte, wandte er sich zu Pietro und sprach: Monsyr Piero, vous dite vrai, che tout les Francois sone du bien; ma nous non povon pa ainsi dire di vous Taliani.

Sogleich erwiderte Pietro: Ei freilich, erhabene Majestät, ihr könnt das und noch mehr.

Wie so? fragte der König.

Ihr lügt über die Italiäner, wie ich über die Franzosen gelogen habe.

Dieses Wort stopfte dem Sacke das Maul. Der König that zwar, als lächele er darüber, aber ich bin überzeugt, das Lächeln ging ihm nicht sehr von Herzen und niemals sprach weder er noch sein Hof fortan Übles von den Italiänern, soweit wenigstens uns zu Ohren gekommen ist.

---

## XXII. Sebastiano Erizzo.

1525.

---

### 67. Die Tochter des Kaisers von Constantinopel.

(Tag 1, Nov. 1.)

Wie ich einst in den alten Geschichten der Kreter gelesen habe, lebte auf der Insel Kreta, welche jetzt Candia heißt, ein wackerer und sehr edler junger Mann Namens Erasto, aus hohem Geschlechte stammend und von königlichem Blute entsprossen, aber in Folge der wechselnden Bewegungen des Schicksals, welche die weltlichen Dinge so plötzlich umdreht, in arme und klägliche Verhältnisse gesunken, welcher nunmehr sich der Handelschaft ergab und mit einer Summe Geldes sich von seinem Vaterland entfernte, ein Schiff bestieg, durch den Archipel fuhr und verschiedene Inseln dieses Meeres berührte, welche, weil sie von der Natur gleichsam im Kreise her gelagert sind, schon vor Alters den Namen Kykladen oder Kreisinseln erhalten haben. Indem er sich also den Handelsgeschäften ergab, kaufte er auf diesen Inseln verschiedene Waaren, zog dann weiter und gelangte nach Constantinopel, einer sehr berühmten Handelsstadt, von wo er, nachdem er einige Geschäfte gemacht, in sein Vaterland zurückzukehren beschloß, um von den eingekauften Gütern einigen Gewinn zu ziehen. Während er nun seine Sachen für seine Heimkehr ordnete, wollte er nach der allgemeinen Sitte der Fremden die merkwürdigsten Sachen jener Stadt sehen, und nachdem er Vieles in Augenschein genommen, ging er am Palaste des Kaisers vorbei in einem wunderschönen

Garten voll verschiedener Gebüsche und Pflanzen und anmuthiger Wiesen mit tausenderlei Blumen, da fiel ihm eine Tochter desselben in die Augen mit Namen Filena, welche schon erwachsen und mannbar war, sodaß der Kaiser ihr Vater wegen einer Vermählung mit dem König Wilhelm von Sicilien unterhandelte. Sobald Erasto sie erblickte, meinte er sie sei über alle Vergleichung schön und verliebte sich so heftig in sie, daß er Tag und Nacht keinen Genuß und keine Ruhe hatte, wenn er sie nicht sehen durfte. Da nun der Garten, in welchem Erasto Filena erblickt hatte und wo sie ihn gleichfalls sehen konnte, ganz außerhalb des Palastes sich befand und sie oftmals zu ihrem Vergnügen dorthin kam, war dem Erasto das Glück in dieser Sache so günstig, daß, als er wieder des Weges kam, der an dem Garten hinlief, in dem Augenblick, wo der dem schönen Fräulein in die Augen fiel, sie in Erwägung des Wesens und Betragens Erasto's, welcher von schöner Gestalt und edelm Anblick war, sich gleichfalls in Liebe zu ihm entzündete; und die Schritte wurden ihr sehr theuer, welche Erasto um sie zu sehen eifrig und angelegentlich durch diese Straße machte. Während nun der liebende Jüngling so weit war und die Liebesflammen in seinem Busen verborgen hielt, jammerte er bei sich selbst und sprach, als er nach Haus kam: O grausames, unerbittliches und kränkendes Geschick, bist du jetzt noch nicht zufrieden mit deinen Schlägen, die mich früherhin so grausam gequält haben? Ist es dir nicht genug, du neidische Feindin jedes Glücklichen, mein ganzes Wohlsein umgestoßen zu haben, indem du mich aus einer hohen und erhabenen Stellung verdrängtest und in die tiefste Tiefe des Elends stürztest; blind mit deinem ungesuchten Rathe, indem du einige Zeit ganz die meinige warst, und taub meine traurigen Klagen über meine Widerwärtigkeiten zurückweisend hast du so trügerisch, so unversöhnlich dein Gesicht verändert? Ist es dir nicht genug, sage ich, so lange Zeit meine

Feindin gewesen zu sein und mich allenthalben grausam zu verfolgen, daß du noch in dieser letzten Zeit, da ich eben in mein Vaterland zurückzukehren und dort mit meinem Eifer und meinen Bemühungen mich aus deinen Händen zu befreien gedachte, mich gewaltsam zurückhältst und verlangst, daß ich leidig umkomme? O glühende schmeichlerische Liebe, großmächtiger Despot der menschlichen Herzen, mir wollte es nicht zu Sinne, daß deine Pfeile sich über die Unglücklichen und Armen auch ausdehnen dürfen und daß in bekümmerten Herzen, die von kranken und schweren Gedanken belastet sind, eine Stätte für dich sein soll. Aber ich sehe und erkenne wohl, daß nicht leicht von deiner Gewalt ein lebender Mensch sich losmachen kann und daß jeden noch so festen Vorsatz deine Waffen durchdringen, da ich unglücklicher Jüngling, ein wahrer Spiegel jedes Misgeschicks, obschon ich mir bestimmt vorgenommen, auf nichts anderes zu achten und mit sonst nichts die Zeit meiner Jugend auszufüllen, als einigen Gewinn zu machen, um mein Leben zu fristen und mich gegen die Armuth zu schützen, welche die Größe meiner Seele in keiner Weise geduldig ertragen kann, nunmehr durchbohrt von deinen Geschossen mitten auf dem Wege aufgehalten werde.

Auf diese Weise beklagte sich Erasto und als er weiter vernahm, daß der Kaiser schon beschlossen habe, die Tochter an jenen Fürsten zu vermählen, verfiel er in noch viel größere Betrübniß. Er beschloß, sich einige Zeit in Constantinopel aufzuhalten und besann sich, getrieben von glühendem Verlangen, das ihm das Herz entzündete, so gut als möglich die erkauften Waaren wieder zu verwerthen und sie in Baar umzusetzen, um seiner geliebten Filena folgen zu können, wohin sie gehe. Der Kaiser ließ ein wohlausgerüstetes und mit einer zu jedem Dienste geeigneten Mannschaft wohlversehenes Schiff bereit halten und gedachte damit die geliebte Tochter ihrem Bräutigam zu übersenden. Erasto hatte dies alles bis

ins Einzelne in Erfahrung gebracht, er bestach den Patron des Schiffes mit zweihundert Goldgulden, damit er ihn unter die Zahl derer auswähle, welche zur Bewachung der Prinzessin verordnet wurden, um mit eigener Person und am gleichen Orte seine theure Filena begleiten zu können. Er versah sich daher ganz gut mit Rüstungen und allem, was einem gut geschmückten Soldaten geziemt, und eines Morgens in der Frühe stiegen sie an Bord, die Tochter des Kaisers mit großen Reichthümern und Schmuck, nebst der ganzen Gesellschaft, die zu diesem Zwecke verordnet war, sie gingen mit gutem und günstigem Winde unter Segel, passirten die Meerenge von Gallipoli, entfernten sich von Romanien und kamen nach und nach an den Inseln des Archipels vorüber. Sobald Filena Erasto erblickt hatte, stellte sie sich sein Vorhaben vor und kam mit ihm eines Nachts heimlich ins Gespräch über ihr Liebesverhältniß. Aber sie waren kaum etwas über die Insel Palmosa hinaus gelangt, welche unter andern in dem besagten Meere liegt, als sie von einer ziemlichen Anzahl von Rennschiffen von Korsaren angegriffen wurden. Als diese das gut ausgestattete Schiff sahen, in welchem sie viel Gewinn und hinreichende Beute zu finden hofften, umzingelten sie es, bekämpften es mit aller Macht und zwangen die Schiffsleute wegen der Überzahl und Überlegenheit der Feinde den ungleichen Kampf zu verlassen, sich zu ergeben und den Korsaren als Beute zu überliefern, indem sie die Knechtschaft dem Tode vorzogen. Die schöne unglückliche Filena aber, als sie kein anderes Mittel für ihre Rettung sah und ihr nur die Wahl gegeben war zwischen dem Tode und kläglicher Gefangenschaft, ergriff einen Pack ihrer kostbarsten Juwelen, band sie mit einer goldenen Kette um den Hals fest, faßte eine Kiste und stürzte sich mit Erasto ins Meer. Er, der wie ein Fisch schwamm, hielt sie fortwährend empor und rettete sie beide mannhaft vom Tode. Auf der ersten Insel, die

sie erreichten (denn dieses ganze Meer ist besät mit unzähligen Inseln), ruhten sie aus, die schöne Filena legte männliche Tracht an und am folgenden Tag setzten sie auf einer kleinen Barke über nach Samos, einer nicht sehr weit von Asien entfernten Insel. So hatte sie ihr günstiges Schicksal frei gemacht und gegen den Angriff der Feinde gesichert. Erasto und Filena stiegen von aller Gefahr entledigt ans Land, wohnten in der folgenden Nacht in Smyrna und erreichten das Ziel ihrer zärtlichen Wünsche. Als Filena demnächst schwanger ward, kam sie auf verschiedene neue Gedanken und entschloß sich endlich nach Constantinopel zurückzukehren und nach den Kränkungen des Geschicks zu versuchen, ob sie beide mit Anwendung einiger List noch in ruhigem und heiterem Zustande leben können. Filena war nicht undankbar gegen die von Erasto empfangene Wohlthat, der ihr in so großer Gefahr das Leben aus den Wellen des Meeres gerettet hatte, sie verpfändete ihm ihr Wort und versprach ihm, nie jemand anders als ihn zur Ehe zu nehmen. Als nun die Sachen so standen und der Kaiser ihr Vater keine Nachricht erhielt von der Ankunft seiner Tochter bei ihrem Bräutigam, gerieth er in Besorgniß und schickte einen Botschafter mit eigenhändigen Schreiben, um Kundschaft über sie einzuziehen. Als dieser von Wilhelm ihrem Bräutigam erfahren hatte, daß nie ein Schiff bei ihm von dort angekommen sei, kehrte er zum Kaiser zurück und überbrachte ihm die betrübte Kunde. Der Vater war ganz niedergeschlagen über den Verlust seiner Tochter, die Unruhe trieb ihn beständig um und er versank in eine unglaubliche Schwermuth. Unterdessen verließen Erasto und Filena Smyrna, sie wandten sich von dort nach Natolien und kamen nach großen Reisebeschwerlichkeiten und mannigfachem Aufenthalt nach Scutari, von wo sie über die Meerenge setzend in Constantinopel ankamen. Da Filena in Männertracht auftrat und niemand sie erkannte, behielt sie Erasto mehrere Tage in

Constantinopel verborgen. In dieser Zeit ersann er einen neuen Betrug, gab sich für einen reisenden Kaufmann aus und schickte zu dem Kaiser, um ihm durch einen seiner Leute sagen zu lassen, es sei ein Kaufmann aus Morea hier angekommen, der Seiner Majestät Nachricht von seiner Tochter bringen wolle. Der bekümmerte Vater ließ ihn hierauf sogleich vor sich kommen und fragte ihn mit Thränen in den Augen, was an der Sache sei. Erasto erzählte ihm nun den ganzen Vorfall mit der Wegnahme des Schiffes durch die Korsaren, aber fügte bei, wie sie um tausend Goldgulden verkauft worden sei an einen edeln Mann von erlauchtem Blute, der nun ihn als Botschafter an Seine Majestät sende, um seine Tochter zur Frau zu bekommen. Er habe sie gekauft und die hohe Summe Geldes nicht gespart, sondern sie aus der harten Sklaverei der Korsaren und jedem andern Unglück gesund und wohlbehalten errettet. Als der Vater die Kunde vernahm von dem Leben Filena's, freute er sich so sehr, daß er antwortete, wenn jener Mann ihrer Person und ihres hohen Standes würdig sei, so werde er sie ihm gerne überlassen, doch wünsche er ihn und sie zu sehen, die er schon viele Monate als todt beweint habe. Erasto ließ nun wieder einen Monat verstreichen, bis er sie dem Vater zeigte, um sich den Schein zu geben, als sei sie von Ferne her gekommen. Als es ihm sodann Zeit schien, stellte er sie in Frauenkleidern ihrem Vater vor. Sobald der erfreute Vater seine Tochter sah, umarmte er sie zärtlich, küßte sie auf die Stirne und ließ sich ihr ganzes Unglück von ihr erzählen. Erasto, dem es Zeit schien, sein wankelmüthiges Glück auf die Probe zu stellen, sprach, da Filena schwieg, auf folgende Weise zum Kaiser: Es ist eine natürliche Sache, allgerechtester Kaiser, Wohlthaten zu säen, um die Früchte davon zu ernten, und ernstlich getadelt wird der, welcher im Anerkenntniß dessen lässig erfunden wird. Einen solchen nennt man mit Recht nicht nur einen undankbaren Menschen,

und der Undank gilt für das verwerflichste Laster, sondern auch einen gottlosen, einen Verletzer aller Religion. Und wenn das so ist, wie wir es in Wahrheit sehen, welches Gedächtniß, welches Verdienst, welche Vergeltung kann der Wohlthat dessen entsprechen, der einen andern vom Tode zum Leben, von der Verzweiflung zur Hoffnung, von grausamer Sklaverei zur Freiheit rettet und in seinen früheren Zustand, in welchem er sich wohlfühlte, zurückführt? Der Mann, der deine Tochter von Sklaverei und Tod befreit hat, ist der, welcher jetzt vor dir redet, er heißt Erasto, erlaucht durch Adel des Blutes, entsprossen aus dem erhabenen Stamme der kretischen Könige, aber durch den Neid des Schicksals in Armuth gesunken und hierher gekommen, um in Constantinopel Handelsgeschäfte zu treiben; als aber deine Tochter Filena zu ihrem Verlobten reisen sollte, faßte er den glücklichen Entschluß, sich auf demselben Schiffe einzuschiffen, welches sie wegzuführen bestimmt war, und mit einer Summe Geldes, die ihm eben verfügbar war, nach den Inseln des Archipels zu reisen. Nicht weit von der Insel Palmosa wurden wir, wie deine Tochter dir bereits erzählt hat, von Korsaren überfallen, welche das Schiff heftig angriffen und nahe daran waren, es zu erobern. Aus Furcht vor der Sklaverei stürzte sich die unglückliche Filena auf einer Kiste ins Meer; aus Mitleid mit ihr folgte ich ihr nach und bot ihr solchen Beistand, daß wir von einer Insel des Archipels zur andern übersetzten und ich sie nach langer Zeit endlich wohl und gesund von aller Gefahr frei hierher nach Constantinopel brachte. Und wie Filena dankbar für die empfangene Wohlthat mir ihr Wort gegeben hat, meine Gattin werden zu wollen, so hoffe ich von dir, der ein gerechter Fürst sein muß, schuldigermaßen die schon so sehr ganz von Filena mir gewährte Gunst erwarten zu dürfen. Und wenn den Weisen die Vernunft, den Barbaren die Nothwendigkeit, den Völkern die Sitte, den Thieren der Naturtrieb das

Gesetz vorschreibt, alle ihre Kraft und Mittel auf die Erhaltung ihres Lebens zu verwenden, wenn ich deiner Tochter das Leben erhalten habe, das sie zuerst von dir als ihrem frühesten Ursprunge empfangen hat, so mußt du als ihr Vater und die erste Ursache ihres Lebens die Erhaltung deines Eigenthums durch mich um so mehr als Verdienst anerkennen und nicht weniger vielleicht, als wenn ich dein eigenes Leben vom Tode errettet hätte, insofern du ja das Fleisch und Blut deiner Tochter als das deinige betrachten mußt.

Diese und andere gewichtige Gründe brachte Erasto dem Kaiser vor, und nachdem er seine Worte geendet hatte, antwortete ihm ihr Vater, der ihm sehr aufmerksam zugehört, er beabsichtige in keiner Weise ihm undankbar zu sein für die Errettung, welche durch seine Vermittelung Filenen zu Theil geworden; vielmehr, zumal er aus hohem königlichen Geschlechte stamme, werde er vielleicht, wenn er sich etwas darüber besonnen habe, sie ihm als Gemahlin übergeben. Er behielt sich nun einige Tage Bedenkzeit vor, um ihm zu antworten. Erasto wohnte von jetzt an im Palaste des Kaisers, Filena hatte den vierten Monat ihrer Schwangerschaft vollendet, ihre Beleibtheit nahm täglich zu und als sie eines Tages in ihrem Gemache mit ihrem Vater sich unterhielt, bemerkte er endlich diese ihre Umstände. Darüber war er trauriger als je und fragte sie eines Morgens, woher die Schwangerschaft rühre, die er an ihr bemerke. Filena leugnete und schrieb alles der natürlichen Beschaffenheit ihres Leibes zu. Der Kaiser aber schöpfte einen richtigen Verdacht, ließ Erasto unvermuthet festnehmen, brachte ihn auf die härtesten Foltern, die ein Mensch bestehen kann, und so ward er gezwungen, am Ende die Wahrheit zu bekennen. Er holte einen tiefen Seufzer und fing an zu seiner Vertheidigung mit dem Kaiser also zu sprechen: Ich leugne nicht, erbarmungsreicher Fürst, daß ich durch mein Vergehen deinen Unwillen verdient habe; aber ich bin auch

überzeugt, daß du als ein kluger und milder Herr in Anbetracht der drei Punkte, nämlich, mit wie großer Schönheit deine Tochter begabt, wie schwach die Kraft der Jugend und wie sicher das Eheversprechen ist, das mir Filena gegeben, in Rücksicht hierauf, sage ich, und da ich demüthig wegen der vergangenen Unbill um Verzeihung bitte, nachdem du mich zum armen Schelm gemacht, mich gerne loben wirst. Denn wenn du dich für beleidigt erachtest dadurch, daß ich ohne deine Zustimmung Filena erniedrigt habe, nachdem ich doch von ihr ein vollständiges Eheversprechen erhalten, das sie mir freiwillig, ohne Begehren von meiner Seite ertheilt hat und wodurch sie auch nicht geringer zu werden dachte, so war meine Sünde doch so bedeutend nicht, da ich in Gegenwart Gottes mit ihr den Ehebund schloß, daß ich deiner Begnadigung so durchaus unwürdig wäre. Ich unterlasse zu sagen, daß ich in keiner Weise mich überzeugen kann, du werdest mich, der ich deine Tochter von den Stürmen des Meeres und aus schnöder Sklaverei errettet habe, so behandeln wollen, als hätte ich unter den grausamsten Qualen sie und alle deine Verwandten ums Leben gebracht. Wäre es mir hiernach nicht besser gewesen, ich hätte deine Tochter ertrinken, sie den Fischen zur Beute werden und an den spitzigen Klippen zerschellen lassen, als daß ich sie frisch und gesund aus aller Gefahr erlöste? Wie könnte man je eine größere Grausamkeit finden? Wo ein so wildes erbarmungsloses Wesen, das zum Lohn für die Lebensrettung einem andern einen grausamen Tod gäbe? Nimmermehr kann ich glauben, daß ein so harter Spruch von einem Menschen ausgehen wird; denn es findet sich kein so barbarisches, so aller Menschlichkeit entblößtes Volk, das zum Lohn für eine so wichtige Wohlthat sich so ruchlos die Hände befleckte; man würde einen solchen Menschen eher für ein wildes Thier und für eine in menschliche Gestalt gekleidete lybische Schlange halten. Wirst du dich über den Tod des

Mannes freuen, der dir selber, der deinem Fleische das Leben gerettet hat? Wird mein Blut deine Begierde und deine Augen sättigen? Und glaubst du nicht, daß du viel unglücklicher wärest, wenn du lebtest, als ich, wenn ich so grausam gegen alle Vernunft, gegen das Gesetz der Natur und die Sitten der Menschen sterben müßte?

Bis hierher hatte Erasto mit traurigem und weinendem Gesichte mit dem Kaiser gesprochen, er warf sich vor ihm nieder und flehte um Gnade, und er bereitete sich vor, in seiner Rede fortzufahren, als jener voll Zorns und glühenden Unwillens ihn unterbrach.

Da wir, sagte der Kaiser, dich als Abkömmling eines hohen königlichen Stammes kennen, hätten wir deiner Bitte um die Hand Filena's gerne gewillfahrt, wenn du nicht vor unserer Zustimmung und vor der öffentlich vor aller Welt gefeierten Hochzeit unsere königliche Krone mit einem solchen Mackel belegt und ihre Ehre befleckt hättest. Nachdem du aber einen so großen Fehltritt gegen uns begangen und uns große Schande zugezogen, beabsichtigen wir, ein strenges Urtheil über dich und unsere Tochter ergehen zu lassen und euch zum Tode zu verdammen.

Nach diesen Worten befahl er, dem Drange seiner Leidenschaft folgend, einem seiner Getreuesten, welcher lange Zeit unter seiner Leibwache gedient hatte, die beiden gefangen zu setzen, und nach drei Tagen sie heimlich mit einem Gewichte am Hals ins Meer zu werfen und sie zu ersäufen. Wie groß hierüber die Verzweiflung und der Schmerz Erasto's und Filena's war, möge jeder sich selbst vorstellen. Die armen unglücklichen jungen Leute hatten nun nur noch einen einzigen Ausweg: sie gedachten durch große Summen die Wache zu bestechen, um auf diese Weise einem so schmachvollen Tode zu entgehen. Filena gab dem Wächter am ersten Abend zwei Juwelen vom höchsten Werthe, welche sie unter andern von ihren früheren Verlusten noch übrig hatte, worauf

er beide in der folgenden Nacht entweichen ließ. Als nun die Zeit kam, da er sein Henkeramt hätte vollzogen haben sollen, sagte er zum Kaiser, er habe sie seinem Urtheilsspruche gemäß im Meere ersäuft. Nachdem sie so der Gefahr entronnen waren, vertauschten Erasto und Filena ihren Anzug mit den gemeinsten Kleidern; nach so großer Noth lächelte ihnen das Schicksal schmeichlerisch und nach so heftigen und bedenklichen Schlägen des Geschicks bestiegen sie unerkannt ein kleines Fahrzeug, kamen vor die Meerenge von Gallipoli heraus nach Tenedo, begaben sich dort auf ein sicheres Fahrzeug und schifften in wenigen Tagen von einer Insel zur andern, bis sie glücklich nach so viel Leiden nach Kreta gelangten, woselbst sie fortan ein ruhiges Leben führten und ihrer schwer erworbenen Liebe Früchte lange Zeit ungestört genossen. Erasto machte Filena unverweilt zu seiner Gemahlin, sie gebar ihm einen Sohn nach Verlauf ihrer Schwangerschaft, welcher, so viel man weiß, nach vielen Jahren durch seine Tugenden und seinen Reichthum König dieser Insel wurde. Hieraus kann man sehen, daß man nicht so jedes Übel der Liebe zuschreiben muß, das wir vielmehr immer selbst veranlassen, sondern vielmehr nach Erasto's Beispiel alles Gute. Er war aus armen und kläglichen Umständen durch Filena zu Reichthum und Glück emporgestiegen.

---

## 68. Der Kaufmann aus Genua.

(Tag 6, Nov. 36.)

Wie ich schon öfter erzählen hörte, lebte in Genua ein sehr reicher junger Kaufmann, Namens Giannotto. Er war viele Jahre lang von seiner Vaterstadt entfernt gewesen, hatte verschiedene Theile der Welt in Handels-

geschäften durchzogen und wünschte nun, sich zur Ruhe zu begeben und irgendwo festzusetzen. Da kam er endlich nach Neapel, der edeln berühmten Stadt Italiens. Nachdem er einige Zeit dort verweilt hatte und noch immer dort verweilte, entweder weil ihm schien, seine Geschäfte gedeihen ihm daselbst besser, als anderswo, oder angezogen von der reizenden Lage der Stadt, begab es sich, daß sich ihm Gelegenheit zur Ehe bot mit einer Tochter eines neapolitanischen Edelmanns. Er überlegte, daß diese Sache ihm in manchen Rücksichten vortheilhaft werden könne, und ergriff die Gelegenheit, weil sie ihm ehrenvoll und zu seinem Vorhaben passend schien. Nach einer schönen prachtvollen Hochzeit führte er das Mädchen, welches Leonora hieß, als seine Braut heim. Er mochte sich hernach vielleicht ein Jahr in Neapel aufgehalten haben, da fiel es ihm ein, nachdem er so lange Zeit von seiner Heimat entfernt gewesen sei und durch seinem Handel und Fleiß sich einiges Vermögen erworben habe, mit seiner Gattin nach Genua zurückzukehren. Giannotto's Einfall reifte zum Entschluß. Er bestieg, als es ihm passende Zeit schien, mit seiner Frau ein Schiff, worauf er seine Güter hatte laden lassen, verließ mit seiner Gesellschaft den Hafen von Neapel und fuhr auf Genua zu. Wie nun das launenhafte Schicksal oft gern die Vorhaben der Menschen durchkreuzt, so wollte es, nachdem es Giannotto bisher in allen seinen Unternehmungen günstig gewesen war, daß die gegenwärtige einen ganz andern Ausgang nahm, als er dachte. Denn eines Morgens mit Aufgang der Morgenröthe überfiel die Schiffenden bei Piombino ein großer heftiger Wind, das Meer begann zu schwellen und wogte allmälig im wüthendsten Sturm empor, der das Fahrzeug nach kurzem Kampf wider die Corsica gegenüberliegende Insel Caprara warf, an dessen hüglichtem Strande es scheiterte und alle Mannschaft ertrank. Der unglückliche, von seinem Geschick in dieses äußerste Elend gebrachte Giannotto klammerte sich

an ein Brett, das ihm der Zufall entgegenstieß, und stürzte in das Meer. Von Wind und Wellen bald hierhin bald dahin geworfen, trieb er zuletzt auf der unfernen Insel Elba ans Land. Um nun auf Leonora zurückzukommen, die unglückliche junge Frau hatte mit einer ihrer Mägde aus Furcht vor dem Wasser das Schiff nicht verlassen, sondern erwartete auf dem Hintertheile desselben jeden Augenblick ihren Untergang. Die Folge davon war, daß durch diesen Umstand ihr Geschick ihr gerade zu Hilfe kam, und weder sie noch ihre Magd ertrank; denn das Schiff war auf eine Sandbank gerathen und ruhte daselbst fest. Die beiden Frauen verbrachten die fürchterliche Nacht in steter Todesangst. Doch legte sich endlich Sturm und Ungewitter und sie erblickten mit der Morgenröthe ein anderes Schiff, das von Corsica abgegangen war und auf sie zusegelte. Sobald es unfern von ihnen vorüberfuhr und Leonora es erblickte, gab sie alle möglichen Zeichen, und schrie und rief, je näher es kam, so lange mit ihrer Magd um Hilfe, bis die Seeleute aufmerksam wurden und erkannten was vorgegangen war. Sie zogen die Segel ein und steuerten auf das gescheiterte Fahrzeug los. Durch Leonora's Klagen und das Mitleid mit ihrer Gefahr gerührt nahmen sie beide Frauen zu sich an Bord und retteten dabei auch einige ihnen übriggebliebene Sachen von dem Verdeck des zertrümmerten Schiffes. Leonora hatte vorsichtiger Weise, da ihre sonstige Habe und die Waaren auf dem Schiffe fast alle ins Meer geschleudert waren, vorher aus einer kleinen Kiste eine gute Summe Geldes zu sich gesteckt, gab aber dessen ungeachtet gegen die Seeleute des andern Schiffes vor, von Allem entblößt zu sein. Als nun Leonora auf das andere Schiff gestiegen war, begab es sich, daß ihre Schönheit und ihre Reize in zweien Reisenden eine heftige Leidenschaft entzündeten. Ohne daß einer vom andern wußte, bestürmten sie sie während der Fahrt mehrmals um das Geschenk ihrer Liebe; Leonora

aber bei ihrer Ehrbarkeit hielt sich immer gegen diese Wünsche zurück und bezeugte ihre Abneigung dagegen. Doch dauerte es nicht lange, bis sie von dieser Versuchung befreit wurde; denn als das Schiff in Livorno landete, setzte der Schiffsherr jene beiden Reisenden mit ihrem Gepäck ans Land, Leonora aber, die sich vorgenommen hatte, nach Genua zu gehen und daselbst sich festzusetzen, wurde mit dem Schiffspatron über eine nicht unbedeutende Summe einig, die sie ihm versprach, durch ihre Verwandte in Genua auszahlen zu lassen, und bewog ihn dadurch, weiter zu fahren, wohin sie sich zu gehen vorgenommen hatte, in der Absicht daselbst ihren Gemahl zu erwarten, wenn vielleicht das Glück ihm das Leben gerettet habe. Giannotto aber, den die Meereswogen an eine sichere Küste getragen hatten, war wie gesagt auf der Insel Elba geborgen und entschloß sich nachher, nach Piombino zu gehen. All seiner Habe beraubt bis auf die Lappen, die er an sich hatte, und an nichts weniger denkend, als daß seine Frau am Leben sei, beschloß er sich nach Ancona zu wenden. Und als er nach vielen Tagereisen in sehr übelm Zustande und elend daselbst anlangte und sein Auskommen zu finden suchte, bot er sich in dieser Stadt als Diener an. Er ging bei einem Anconer Edelmann in Dienste und brachte sich, so gut er konnte, in dessen Hause durch. Leonora war indessen in Genua angelangt, sie fragte bei vielen Leuten der Stadt nach Giannotto, aber kein einziger konnte ihr über ihn Auskunft ertheilen, ja es fand sich niemand, dem er nur bekannt war, denn Giannotto war schon gar jung von seiner Vaterstadt geschieden und lange von Hause weg gewesen. Als daher Leonora nichts von ihrem Gemahl hörte, entschloß sie sich, in Genua zu bleiben und zu warten, ob er nicht vielleicht komme. Und wenn sie ihn auch nicht kommen sehe, sei es wegen seines Todes oder eines andern ihm zugestoßenen Unfalls, und keine Nachricht mehr von ihm erhalte, gedachte sie,

doch nicht wieder von hier weg zu gehen, sondern als Wittwe den Rest ihres Lebens hier zuzubringen. Und obwol sie noch sehr jung war (denn sie hatte das zwanzigste Jahr noch nicht erreicht), war doch die Liebe zu dem Gemahl in ihrem Herzen so stark, daß sie ihn nicht, wie es viele Frauen machen, in der Entfernung vergaß, vielmehr ihm die Treue unverletzt bewahren wollte, wie es ihre Ehre ihr zu erfordern schien. Giannotto war nun vielleicht zehn Jahre in den Diensten dieses anconitanischen Edelmanns, aber in einem niedrigen armseligen Zustande, jedoch wegen seiner guten und treuen Dienste bei seinem Herrn sehr beliebt. Da er nun seine Habe verloren hatte und fest überzeugt war, seine Frau sei mit den andern in den Wellen umgekommen, meinte er, in dieser seiner Betrübniß und ärmlichen Lage bleibe ihm kein anderer Trost mehr übrig, beschloß daher, heimzukehren, um vor seinem Tode seine Vaterstadt noch einmal zu sehen, nachdem er jetzt fünfundzwanzig Jahre lang von dort war entfernt gewesen. Bei seiner Abreise hatte er ein Paar Brüder daselbst zurückgelassen, von denen er zu wissen wünschte, was aus ihnen geworden sei und ob einer von ihnen noch lebe. Giannotto nahm daher von seinem Herrn Urlaub, verließ Ancona, und als er nach vielen Tagereisen endlich nach Genua kam, wurde er von niemand mehr erkannt; denn sein Aussehen hatte sich gegen früher gar sehr verändert, weil er bärtig und alt geworden war. So ging er nun auf das Haus seines Vaters zu. Dort fand er von allen seinen Brüdern, deren er vier gehabt hatte, nur noch einen einzigen am Leben und ohne Kinder, wohlbetagt und reich begütert. Als dieser Giannotto sah, ihn aber nicht von selbst erkannte, gab sich der Fremde endlich zu erkennen. Die Freude und den Jubel, den die Brüder empfanden, die seit vielen Jahren gar nichts von einander gehört hatten, mögt ihr selbst beurtheilen. Die Umarmungen und Bewillkommnungen wollten gar nicht aufhören und Gian-

notto erzählte sodann dem Bruder nach der Reihe alle seine Verluste von Anfang bis zu Ende. Leonora, welche ihren Gatten so lange in Genua erwartet hatte, als dieser in Ancona als Diener lebte, war, als sie sah, daß er nicht kam, der Meinung, Giannotto sei bei jenem Schiffbruche umgekommen, und hatte nun keine Hoffnung mehr auf seine Rückkehr. Mit dem in dem Seesturme geretteten Gelde erhielt sie, da sie nur sehr geringe Ausgaben machte, ihr Leben. Da sie noch jung und sehr schön war, hatten einige Edelleute der Stadt sie mit Versuchungen verfolgt und die reichsten artigsten Jünglinge um ihre Liebe gebuhlt; aber sie wollte sich nie auf etwas einlassen, was den guten Sitten zuwider war. So hütete sie, so viel an ihr war, ihre Sittsamkeit und ließ sich lieber manche Unbehaglichkeit gefallen, als daß sie irgendwie ihre Ehre beeinträchtigt hätte. Da nun Giannotto in seinem Hause mit seinem Bruder auf ganz ehrenvolle Weise sein Auskommen fand, weil dieser kinderlos war und niemand hatte, der ihm näher stand, gab Giannotto jeden Gedanken auf, nach Ancona zurückzukehren. So war er vielleicht ein Jahr dort gewesen, ohne daß er von seiner Frau, noch sie von ihm etwas wußte, als das harte zürnende Schicksal, das Giannotto in vielen Dingen sich so feindselig gezeigt und so viele Klagen von seiner Seite sich zugezogen hatte, sein Benehmen gegen ihn veränderte und nach so vielen Stößen und Umwälzungen sich ihm heiter und freundlich zeigte. Eines Tages ging nämlich Giannotto ganz allein durch eine Straße, wo Leonora's Zimmer sich befand, da sah jene Magd, die mit ihr auf dem Schiffe gewesen war und sie nie verlassen hatte, ihn am Hause vorbeigehen. Sie faßte ihn scharf ins Auge, sie meinte ihn zu kennen, und begann sich des Giannotto zu erinnern, so sehr er sich auch gegen früher verändert hatte. Sie rief daher schnell ihre Gebieterin ans Fenster und zeigte ihr ihn. Auch Leonora erkannte den Gatten wieder, und von unschätzbarer

Freude erfüllt schickte sie sogleich die Magd hinunter, um ihn zu sich in das Haus zu bringen, und stieg selbst die Treppe hinab, um ihn im Flur zu erwarten. Wie nun Giannotto vor sie gekommen war, weinte Leonora vor großer Rührung und fing an, auf folgende Weise zu ihm zu reden: Mein Herr, ihr glaubt mir sicherlich, daß nur ein hochwichtiger Grund mich bewogen hat, euch meine Magd nachzuschicken, um euch zu mir zu bescheiden; ich glaube nämlich, ich wäre anders nicht wieder von euch erkannt worden. Aber sagt mir, ich bitte euch inständig, ob ihr jemals in einer Lebensgefahr gewesen seid, in welcher ihr etwas euch Theures verloren habt, obwol euch selbst das Geschick heil und unverletzt aus jener Gefahr errettet hat. Wenn euch irgend ein solcher Unfall ins Gedächtniß kommt, so bitte ich euch, denkt nach, welchen Gegenstand ihr von denen am schmerzlichsten vermisset, den ihr bei dieser Gelegenheit verloren habt, und gebt es mir an! So werde ich euch dann auch sogleich die Ursache sagen, weshalb ich euch so dringend habe zu mir einladen lassen.

Als Giannotto Leonora's Worte gehört hatte, antwortete er ihr also: Edle Frau, ich erlitt in meinem bedrängten Leben nicht wenige Unglücksfälle und einige Abschnitte desselben waren so reich an Gefahren, daß ich nicht hoffen konnte, ihnen mit dem Leben zu entgehen, obgleich mir des Allmächtigen Gnade es dennoch erhalten hat, er weiß, zu welchem Ende. Fragt ihr mich, ob ich etwas verloren habe, so weiß jeder, der hier in meiner Vaterstadt lebt und mich kennt, wie ich schon viele Jahre von hier abgereist und in welchem Zustande ich zurückgekehrt bin. Verlangt ihr von mir zu wissen, ob unter den mir geraubten Gegenständen (es waren sehr reiche Waaren, die ich im Schiffbruch einbüßte) ich auch etwas verloren habe, was mir besonders theuer war, so antworte ich: Ja. Denn ich verlor etwas, in dessen Vergleich mir jede andere schwere Herzenswunde leicht zu erdulden schien, meine Frau, die ich in eben dem Jahre

erst in Neapel geheirathet hatte und die, wie meine Waaren im erzürnten Meere versunken sind, wie ich vermuthe, eine Beute der Fische geworden ist.

Wie Giannotto den Verlust seiner Gattin erwähnte, stürzten Leonora die Thränen in solchem Übermaße aus den Augen, daß sie ihr jede Empfindungskraft benahmen und sie bewußtlos zu ihres Mannes Füßen sank. Als Giannotto dies merkte und vorher schon durch die Einladung der Frau etwas Verdacht geschöpft hatte, wunderte er sich sehr über den Vorfall und fing an, sie genauer ins Auge zu fassen. Einige Gesichtszüge seiner Frau wachten wieder in ihm auf und er erkannte nun plötzlich, daß dies Leonora sei. Ohne weitere Beweise zu erwarten, schlang er alsbald seine Arme um ihren Hals und sagte: O mein geliebtes Weib, wie vermochte ich zu ahnen, daß bei einem so stürmischen Meere, wo die erfahrensten muthigsten Seeleute ertrunken waren, du allein mit dem Leben davonkommen werdest? Und wenn du auch dort davongekommen wärest, mußte ich zweifeln, ob der bittere Schmerz über unser großes Unglück dir das Leben gelassen habe.

Als Giannotto dies gesprochen hatte, erlaubte ihm die überströmende Freude nicht, Weiteres hervorzubringen. Vielmehr vergoß er heiße Thränen, er hielt Leonora fest in seinem Arm und beide blieben so eine geraume Zeit vereinigt, ohne daß eins von beiden sprach. Und als Leonora's schwache Lebensgeister allmälig wieder zur Thätigkeit zurückkamen und Giannotto's beklommenes Herz sich erleichterte, bewillkommneten sie sich noch vielmals auf das Zärtlichste und brachten diesen wie viele folgende Tage mit Liebkosungen und Mittheilungen ihrer beiderseitigen schmerzlichen Erlebnisse zu. Giannotto theilte sodann seinem Bruder die Begebenheit mit und führte mit seiner Zustimmung sein getreues Weib in sein Haus. Nicht lange darauf starb der alte lebenssatte Bruder ohne Kinder und hinterließ Giannotto mit seinem Sohn, den

ihm Leonora geschenkt hatte, als Erben all seines großen Vermögens. Sofort brachten sie froher und zufriedener als je den Rest ihres Lebens miteinander hin. Hieraus kann man sehen, wie wankelmüthig das Glück und das Leben der Menschen ist und wie leicht ein jeder im Laufe der Jahre von einem Äußersten zum andern übergehen kann. Man sieht aber auch, wie groß die Treue dieser Frau gegen ihren Mann, wie groß ihre Keuschheit war, da sie in solcher Jugend so sittsam die ganze Blütezeit ihrer Jahre verbracht hat, weshalb sich ihre Seelenstärke der Entsagung der Penelope des Alterthums gleichstellt.

---

# XXIII. Baldassare Castiglione.

1528.

---

## 69. Der blinde Spieler.

(Zirard. 1, 424.)

Als ich einst in Paglia übernachtete, traf es sich, daß in derselben Herberge, wo ich war, sich noch drei andere Reisende aufhielten, zwei von Pistoja, der dritte von Prato. Nach dem Nachtessen setzten sie sich, wie das so zu gehen pflegt, zum Spiele, und so dauerte es nicht lange, da hatte einer von den beiden Pistojern seine Baarschaft verloren und saß plutt und baar da ohne einen Heller im Beutel. Da fing er an in seiner Verzweiflung heftige Flüche und Verwünschungen auszustoßen, und mit diesem schlimmen Abendsegen legte er sich schlafen. Nachdem die andern zwei noch eine Weile fortgespielt hatten, beschlossen sie, dem, der ins Bett gegangen war, einen Spuk zu spielen. Sobald sie daher merkten, daß er schlief, löschten sie die Lichter aus und versteckten das Feuer; dann fingen sie an laut zu sprechen und einen Höllenlärm aufzuschlagen, als kämen sie über dem Spiele in Streit.

Du hast hinuntergesehen nach der Karte, rief der eine.

Nein, sprach der andere, du hast nicht Farbe bekannt. Das Spiel gilt nicht.

Dies und Ähnliches riefen sie mit so lauter Stimme, daß der Schlafende erwachte. Und als er hörte, daß sie spielten und sprachen, als sähen sie die Karten, machte er die Augen ein wenig auf, und da er kein Licht im Zimmer sah, sagte er: Was Teufels soll das heißen, daß ihr die ganze Nacht durch fortschreit.

Darauf drehte er sich um, als wollte er gleich wieder weiter schlafen. Die zwei Gesellen aber gaben ihm weiter kein Gehör, sondern fuhren in ihrem Treiben fort, sodaß jener noch besser aufwachte und sich zu wundern anfing. Denn da er kein Feuer noch sonst eine Helle sah, und sie doch spielen und streiten hörte, sagte er: Wie könnt ihr denn die Karten sehen ohne Licht?

Darauf sagte einer der beiden: Es scheint, du hast zu deinem Geld hin auch deine Augen verloren. Siehst du nicht, daß wir hier zwei Lichter haben?

Der, der im Bette war, richtete sich nun auf, stemmte sich auf den Arm und rief fast zornig: Entweder bin ich betrunken oder blind, oder ihr macht Flausen.

Die zwei andern stunden nun auf und gingen vorsichtig nach dem Bette zu, lachten und thaten, als glaubten sie, jener wolle sich über sie lustig machen.

Ich sage, fuhr er fort, ich sehe euch nicht.

Am Ende thaten die beiden, als kommen sie in heftiges Erstaunen, und einer sprach zu dem andern: Ei weh, ich glaube fast, es ist ihm ernst. Gib einmal das Licht her! Dann wollen wir sehen, ob ihm wirklich sein Gesicht getrübt ist.

Darauf nahm denn der arme Schelm als gewiß an, daß er blind geworden sei, weinte laut und sprach: O liebe Brüder, ich bin blind.

Da fing er gleich an, unsere liebe Frau von Loreto anzurufen und sie zu bitten, ihm die Lästerungen und Verwünschungen zu verzeihen, die er über sie ausgestoßen, weil er sein Geld verloren hatte. Die zwei Gesellen trösteten ihn jedoch und sagten: Es ist nicht möglich, du mußt uns sehen. Das hast du dir nur so in den Kopf gesetzt.

Nein, nein, entgegnete jener, ich habe mir es nicht nur so in den Kopf gesetzt. Ich sehe euch so wenig, als wenn ich niemals Augen im Kopf gehabt hätte.

Dein Blick ist ja doch ganz hell, antworteten die beiden.

Sieh nur, sprach einer zum andern, wie gut er die Augen aufmacht und wie schön sie sind. Wer sollte glauben, daß er nicht daraus sieht?

Der arme Tropf weinte immer heftiger und flehte Gott um Erbarmen an. Am Ende sagten die beiden zu ihm: Thue ein Gelübde zu unserer lieben Frauen in Loreto baarfuß und nackt eine Pilgerfahrt zu thun, denn das ist das beste Mittel, das es gibt. Unterdessen wollen wir nach Acquapendente und in die andern nahe gelegenen Ortschaften gehen und uns nach einem Arzte umsehen; wir wollen dir es an nichts fehlen lassen.

Darauf kniete der Unglückliche sogleich im Bette nieder und that unter unendlichen Thränen und in bitterer Reue über seine gotteslästerlichen Reden ein feierliches Gelübde, nackt zu der heiligen Jungfrau nach Loreto zu gehen und ihr ein Paar silberne Augen darzubringen, auch am Mittwoch kein Fleisch und am Freitag keine Eier zu essen und mit Wasser und Brot jeden Samstag zu Ehren der heiligen Jungfrau zu fasten, wenn sie ihm die Gnade erzeige, daß er sein Gesicht wiedererlange. Die beiden Gesellen gingen sodann in ein anderes Zimmer, zündeten ein Licht an und traten unter schallendem Gelächter wieder vor den armen Schelm, der, wiewol er sich frei fühlte von einer, wie sich denken läßt, nicht geringen Herzensangst, nicht nur nicht zu lachen, sondern nicht einmal zu sprechen vermochte, und die zwei Gesellen ließen ihn auch jetzt noch mit ihren Stichelreden nicht in Ruhe, sondern behaupteten, er müsse durchaus die Gelübde lösen, denn es sei ihm ja die erflehte Gnade zu Theil geworden.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.





